Reiſen eines Franzoſen,
oder
Beſchreibung
der
vornehmſten Reiche
in der Welt,
nach ihrer ehemaligen und itzigen
Beſchaffenheit;
in Briefen an ein Frauenzimmer
abgefaſſet,
und herausgegeben
vom
Hrn. Abte Delaporte.

Funfzehnter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Chriſt. Breitkopf u. Sohne.
1775.

Wb 48/17

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der 179. Brief.

Die Helfenbein = Küſte.

Dieſes iſt der Name, Madame, welchen die Reiſenden demjenigen Theile von Guinea gegeben haben, der ſich von Morgen gegen Abend, von dem Cap Apollonia, bis zu dem Cap de las Palmas, erſtrecket. Man hat ihn ohne Zweifel wegen der großen Menge Helfenbeines, oder Elephanten = Zähne, die man in dieſer Gegend findet, alſo genennet. Da die Europäer keine Errichtungen daſelbſt haben, hielten wir uns nicht auf; und alles was ich von dieſem Lande weiß, habe ich blos durch Privatnachrichten erfahren.

Einige Franzöſiſche Jacobiner unternahmen, als Mißionaire dahin zu gehen, wurden auch von dem Souveraine von Jßini

Bayerische Staatsbibliothek München

wohl aufgenommen; als eine Frucht ihrer Reiſe aber brachten ſie eine Art von **Landſtreicher** mit nach Paris, der unter dem Namen, und Titel des **Prinzen Aniaba**, den ganzen Hof Ludwig XIV. hintergieng. Er war ein junger Schwarzer, und gab ſich für den Sohn und Kronerben des Königs von Iſſini aus. Ein Schiffscapitain hatte ihn mit nach Frankreich genommen, und wollte ihn zu ſeinem Bedienten brauchen; er wurde ihm aber von gewiſſen Leuten, die mehrern Vortheil fanden, ihn als einen Prinzen gelten zu laßen, abſpenſtig gemacht. Der Herr Boßüet taufte ihn in Paris, und der König ſelbſt wollte Pathe ſeyn: er empfieng auch das heilige Abendmahl aus den Händen des Cardinals von Noailles. Uebrigens wußte er ſich die Gewogenheit des ganzen Hofes ſo zu erwerben, daß der König ihn Standesmäßig erziehen ließ, auch ihm hernach eine Compagnie bey der Cavallerie gab. Als der König von Iſſini geſtorben war, fand man für gut, den vorgegebenen Prinzen mit zwey Kriegsſchiffen, unter der Aufſicht des Ritters von Amou, wieder nach Guinea zu ſchicken; bey ſeiner Ankunft aber, wurde er als der geweſene Sclave eines Einwohners im Lande erkennet, in deſſen Dienſte

ſte

ſte er auch ſo gleich wieder trat. Sie ſehen daraus, Madame, daß bey aller Blödigkeit des Verſtandes, die man den Schwarzen Schuld giebt, und bey dem Scharfſinne, den man bey uns vermuthen ſollte, jene noch Verſtand genug haben, uns hinter das Licht zu führen.

Dem Ritter von Amou wurde von dem Souveraine von Iſſini ein Platz bewilliget, um eine Feſtung anzulegen; und zu gleicher Zeit ertheilte ihm der Monarch in ſeiner Hauptſtadt, Aſſoko, eine öffentliche Audienz. Amou, und ſeine Leute, wurden zu ſelbiger durch drey Höfe, und durch eine doppelte Reihe mit Flinten und Säbeln bewafneter Soldaten, unter militariſcher Muſik eingeführet. Als man bis zu dem Throne gekommen war, nahmen die Franzoſen Platz, wie ſie konnten, und ſetzten ſich eine Stunde lang, theils auf die Erde, theils auf Bänke, ohne ein Wort zu ſprechen: die Trompeten und Trommeln machten zu viel Lärmen, als daß man einander hätte verſtehen können. Der Audienzſaal ſah aus wie eine Scheune; er war von Schilfe gebauet, und mit Blättern gedecket. Man ſah weder Verzierung, noch Meublen, darinnen; nicht einmal einen hölzernen Fußboden, denn

dieſer war bloßer Sand. Ein ſchlechtes Bettgeſtelle, auf ein breternes Gerüſte geſetzet, und mit etlichen Tygerhäuten beleget, ſtellte den Thron vor. Auf der ganzen Küſte kennt man keine mehrere Pracht; überall findet man Könige, die kaum ſo gut ſind als unſere Bauern; Städte, die mit unſern Dörfern nicht zu vergleichen ſtehen; Häuſer, von Rohre zuſammen gebauet; Schiffe, von einem Baumſtamme verfertiget; ein Volk, das ohne Sorgen lebt, ohne Kleider geht, ohne Regeln redet, ohne Schrift Handlung treibt; das ſeine Wohnung aufſchlägt, entweder im Waßer, wie die Fiſche; oder auf den Bäumen, wie die Eichhörner; oder in Löchern, wie die Würmer; eben ſo nackend, und faſt auch ſo unvernünftig, wie dieſe Thiere.

Der König von Iſſini, ſaß, mit herunterhängenden Beinen, und mit einer Pfeife im Munde, auf dem Gerüſte, und hatte zweye ſeiner Weiber, jede mit einem bloſen Säbel auf der Schulter, zur Seite. Ein elender Lappen bedeckte dieſen die Mitte des Leibes; und ihre Haare, ſo wie der Bart des Monarchen, waren mit Goldflittern durchflochten. Die Künſtler des Landes beeifern ſich um die Wette, ihre Geſchicklichkeit in der Forme zu zeigen, die

die ſie dieſen Zierrathen geben. Die Muſik hörete nicht auf, bis der König ſeine Pfeiſe ausgerauchet hatte; und alsdenn fragte S. Majeſtät die Franzoſen, was ſie in ſein Königreich brächte? „Wir kommen auf dieſe Küſte, antwortete der Ritter, um unſere Religion in Ihren Staaten zu verbreiten, Handel mit Ihren Völkern zu treiben, Ihnen unſern Reſpekt zu bezeugen, und unſerer Ergebenheit zu verſichern.„ Die letzten Worte des Compliments ſchmeichelten dem Monarchen; und von dem Tage an fanden die Franzoſen alle mögliche Erleichterung, eine Feſtung, deſſen Plan ſie bereits abgeſtecket hatten, zu erbauen. Sie wurden in wenigen Tagen damit fertig; allein die Holländer, welche merkten, daß dieſe Errichtung ihrer Handlung ſchädlich werden könnte, griffen ſie mit vier Schiffen an; und ohne den Beyſtand der Schwarzen, welche die Holländer zum Abzug nöthigten, hätten ſie ſich des Forts durch offenbare Gewalt bemächtiget. Die daſige Beſatzung, weil ſie keine Lieferungen aus Europa bekam, mußte verſchiedene Jahre lang viel ausſtehen. Ludwig XIV, von ihrer Verfaſſung gerührt, ließ ſie endlich zum großen Leidweſen der Völker von Iſſini, welche unſerer Nation ſehr ergeben zu

ſeyn allezeit geſchienen haben, nach Frankreich zurück kommen.

Der Ritter von Amou hatte ſich auch die Gunſt der **Königinn** von **Guiomré**, einem benachbarten Königreiche von Iſſini, zu erwerben gewußt. Dieſe Fürſtinn hieß **Aſamouche**; und die Geſchichte ſtellet ſie als eine zweyte Eliſabeth vor, die auf den Glanz ihres Thrones, und auf die Glückſeligkeit ihres Volkes, unabläßig bedacht geweſen war. Alle ihre Unterthanen genoßen gleichen Antheil an ihrer Zärtlichkeit, und alle leiſteten ihr einerley Tribut von Liebe, und Unterthänigkeit. Veranlaßte ſie ihr Muth, die Waffen zu ergreifen, ſo ſah man ihre Unterthanen ſich um die Wette zur Schlacht dringen; ſie aber verſicherte ſich des Sieges durch ihre vom Glücke unterſtützte Klugheit. Außer denen Tugenden, welche man an Souverainen bewundert, hatte ſie noch die Eigenſchaften, wodurch Privatperſonen beliebt werden; und die Lebhaftigkeit ihres Verſtandes verſchönerte die Leutſeligkeit ihres Gemüthes. Ihre Seele war zu erhaben, als daß ſie einen ſchwarzen Prinzen heurathen wollte; ein Franzöſiſcher Ritter wäre ihr angenehmer geweſen: weil ſie dieſen aber nicht zu ihrem Gemahle haben konnte, glaubte ſie, nach dem Be-

griffe,

griffe, den ſie ſich von unſerer Nation gemacht hatte, daß es ſehr wohl möglich wäre, daß er ihren Liebhaber abgäbe. Sie bedauerte daher auf das lebhafteſte, da ſie ſah, daß unſere Leute das Fort von Jßini verließen. Man verſichert ſo gar, ſie habe zu dem Commendanten geſagt; „wenn ihr Herrn Franzoſen ſo genau wäret, euer Wort zu halten, als ihr Annehmlichkeit und Höflichkeit, in eurem Bezeigen habet, ſo würde die ganze Africaniſche Küſte euch zu Gebote ſtehen: ihr ſeyd aber ſo leichtſinnig, ſo geſchwind, eure Verbindungen aufzugeben, daß eure Freunde euren Verſicherungen niemals trauen können.„.

Das Königreich Jſſini wird von einem der ſchönſten Flüße in Africa beſtrömt. Er würde ſchiffbar ſeyn, wenn er nicht durch eine Sandbank an der Mündung, verſtopft würde. Seine Ufer ſind mit großen Bäumen beſetzet, die ſo regelmäſig da ſtehen, als wenn ſie die Kunſt hingepflanzet hätte. Acht Stunden in das Land hinein, macht er einen See, wo in der Mitte eine Inſel iſt, darauf man Pflanzörter anlegen könnte. Weiter hin findet man Felſen, welche den Lauf des Flußes unterbrechen, und ihn in vortreffliche Waſſerfälle verwandeln, derer Geräuſch auf viele Stunden weit zu hören iſt.

An eben dieſem Fluße war es, wo die Franzoſen ein Fort hatten: auch liegt die Hauptſtadt an ſelbigen, vier oder fünf Meilen vom Meere. Dieſe beſteht aus zwey hundert Häuſern, und aus tauſend, oder zwölf hundert Einwohnern. Ich habe Ihnen bereits geſaget, wie dieſe Häuſer gebauet ſind; geflochtene Rohrſtäbe, mit Leimen beworfen, und mit Blättern gedecket, machen die ganze Baukunſt aus. Der Reiche unterſcheidet ſich von dem Armen nicht, als durch die Größe des Gebäudes; der Pallaſt des Königes hat einen weitläuftigeren Umfang, aber keine ſchönern Gebäude.

Dieſes kleine Land wird von zweyerleyen Arten Schwarzer bewohnet; von den Iſſiniern, und von den Veteres. Beyde Nationen leben in der vollkommenſten Eintracht: eine jede hat ihren Chef, ihre Geſetze, und Gebräuche. Zu Kriegszeiten vereinigen ſie ſich, machen nur ein Volk aus, und kehren hernach wieder zu der Lebensart, die ſie unterſcheidet. Die Iſſinier ſind in dem Beſitze der Küſte; und man hält ſie für beſſere Soldaten, als die Veteres. Sie beſchäftigen ſich mit der Handlung, die andern, mit der Fiſcherey. Sie ſind geſprächig, und gegen die Europäer höflich, die andern ſind grob, und ſcheu. Ihre Haare

tragen

tragen ſie kurz, die andern, lang; ihren Bart laßen ſie wachſen, die andern ſchneiden ihn ab. Sie haben Schürze von Baumwolle, die anderen von Graſe, oder Baumrinde; kurze Säbel, gekrümmt wie eine Sichel, die anderen, in Geſtalt eines Dolches. Die Hütten der Iſſinier ſind auf die Erde gebauet, der Veteres ihre ſtehen auf Pfählen, mitten im Waſſer. Die Weiber der erſteren bedecken einen Theil ihres Leibes, die von den anderen, gehen ganz nackend: doch ſpüret man, weder in dieſer ihren Stellungen, noch in den Blicken der Mannsperſonen, jemals etwas unanſtändiges: auf einmal entdecket man, was man nur zu ſehen verlangen kann; wo nun die Neuigkeit fehlet, da höret auch die Neubegierde auf: ohne dieſe iſt wenig Vergnügen; denn, um Vergnügen zu finden, iſt uns die Neubegierde gegeben worden.

Die Veteres ſind Herren von einem großen Theile des ſchönen Flußes Iſſini; und ſie ziehen alles daher, was zu ihrem Unterhalte nöthig iſt. Ihre Netze ſind aus Graſe geflochten; und ihre Fiſchhälter beſtehen aus großen Verzäunungen von Rohre, mit Pfählen befeſtiget, an Oertern wo das Waſſer nicht tief iſt. Sie laßen eine Oefnung darinnen,

daß

daß der Fiſch hinein kommen kann; und auf ſolche Art hat man zu aller Zeit friſche Fiſche. Die Einwohner ſchicken ſie den Schwarzen in die Gebirge, und tauſchen dieſer ihre Lebensmittel dafür ein. Solche verkaufen ſie hernach zum Theile wieder an die Iſſinier, welche ohne ſie, Hungers ſterben müßten. Wenn etwa ein Streit unter dieſen zweyen Völkern entſteht, ſo unterbrechen die Veteres ihren Markthandel, und zwingen dadurch die Iſſinier, ihnen zu bewilligen, was ſie verlangen.

Beyde Völker würden ſich ohne den Beyſtand der Kompas nicht lange erhalten können. Dieſe leben in einer Art von Republik, oder vielmehr Ariſtokratie; denn die Oberhäupter der Dörfer ſind es, welche die Angelegenheiten der Nation beſorgen, und nach der Mehrheit der Stimmen entſcheiden. Ihr Land beſteht aus angenehmen, und fruchtbaren Hügeln, die ſie mit großem Fleiße anbauen. Für ihre Landesproducte tauſchen ſie Schürze, Salz, und Feuergewehr ein, Dinge, die ihnen gänzlich mangeln. Nebſt ihren Lebensmitteln, bringen ſie auch Gold mit, welches ſie von denen mehr Landwärtswohnenden Schwarzen ziehen.

Die

Die Iſſinier hält man für die wohlgeſtalteſten Leute auf der ganzen Küſte. Sie wenden eine ungemeine Sorgfalt auf ihre Zähne, daher ſolche auch das weißeſte Helfenbein übertreffen. Die Schwärze ihrer Haut unterhalten, und vermehren ſie, durch Reiben mit Palmenöle, worunter Kohlenſtaub gemenget wird, welches die Haut glatt, weich, und glänzend macht. Ihre Haare ſchmücken ſie mit Goldflittern, und kleinen Muſcheln. Sie waſchen ſich oft; denn die ganze Nation liebt durchgehends die Reinlichkeit des Leibes. Die Hüte, und Mützen der Europäer ſind ihnen außerordentlich angenehm, und ſie tragen ſie bey feyerlichen Gelegenheiten als einen Putz, der ihre Eitelkeit befriediget.

Dieſes Volk hat alle **Fehler** der andern Schwarzen. Die Mannsperſonen legen ſich auf das Stehlen, und rühmen ſich deßen; die Mägdgen ſind galant, und es entehret ſie nicht; die Weiber ergeben ſich der Lüderlichkeit, und dieß iſt der allgemeine Fehler beyder Geſchlechte. Hierzu kommt noch die Betrügerey, die Undankbarkeit, und der Geitz. Die Krankheit welche aus der Unkeuſchheit entſteht, iſt bey ihnen ſo gewöhnlich, als gefährlich: alle ſind

davon

davon angeſteckt; nichts deſto weniger ſind ſie alle in dem Genuſſe der Wolluſt unerſättlich.

Die Andächtigen bilden ſich ein, der Tod ſey eine unausbleibliche Strafe derjenigen, die bey ihren Fetiſchen, (Göttern,) falſch ſchwören. Ein Schwarzer, der ſich bey ihren Göttern eidlich verbindet, findet bey ihnen mehr Glauben, als unter den Chriſten einer, der auf das Evangelium ſchwöret. Sie haben noch einen andern **Eid**, auf welchen man ſich ſicher verlaſſen kann; wenn ſie nämlich ſich an den Himmel ſelbſt wenden, und ihn zum Zeugen der Wahrheit anrufen. Sie nehmen Sand in den Mund, heben die Augen und Hände gen Himmel, und thun den Schwur: „Gott töde mich durch dieſen Sand, wenn dieſe oder jene Sache nicht wahr iſt„! Den Fetiſchen hinterſchlucken, bedeutet in ihrer Sprache, Waſſer trinken, wo einige kleine Stücken dieſes Götzen hinein gerieben worden ſind.

Die Staatsſachen werden hier in den gewöhnlichen Zuſammenkünften abgethan, wo die Vornehmen mit dem Könige ſprechen, rauchen, und ungezwungen ihre Meynung ſagen. Dieſe Art zu überlegen hindert nicht, daß die Entſcheidungen geheim bleiben. Ein

Iſſinier

Iſſinier gäbe eher das Leben her, als daß er entdeckte, was in dergleichen Verſammlungen vorgegangen iſt: auch wird das geringſte Verbrechen dieſer Art mit dem Tode beſtrafet. Die Vornehmen, von denen ich rede, ja ſo gar auch der König, tragen kein Bedenken, ihre Lebensmittel ſelbſt einzukaufen, und ſie handeln um die Waaren, wie der geringſte Sclave.

Dieſe **Großen** unterſcheidet man durch die Benennung, von Reichen, und von Commendanten. In der Landesſprache vermengt man ſie unter dem Namen der **Cabaſchirs**. Ihnen ſteht das ausſchließende Recht zu, mit den Europäern zu handeln. Ein jeder anderer Schwarzer, der über dieſen Handel ertappet würde, müßte die Waaren hergeben. Daher ſind auch die Cabaſchirs die einzigen, welche reich werden: der Ueberreſt der Iſſinier iſt ſo arm, daß auch die, welche wohlhabend genennet werden, ſich kaum erhalten können. Es iſt nicht, als ob ſie mit ein wenig mehr Fleiße nicht Vermögen erwerben, und den **Adelſtand** erlangen könnten, ſo wie ich ſolches von den Einwohnern auf der Goldküſte angeführet habe; doch iſt die Ceremonie der **Aufnahme nicht** völlig die nämliche. Hier wird ein Tag angeſetzet, an welchem der König und

die

die Großen ſich an das Ufer des Meeres begeben. Der Candidat fängt zuerſt an, die königlichen Gefälle zu bezahlen; hernach erkläret jeder Fürſt, vor ſeinem ganzen Hofe, daß er den und den als einen Kaufmann, oder als einen Edelmann, erkenne. Hierauf kehrt er ſich gegen das Meer, und verbietet den Wellen, dem neuen Edelmanne Schaden zu thun, ſeine Kähne umzuwerfen, oder ſeine Waaren zu verderben. Er beſchließt zuletzt die Einſetzung in die neue Würde, daß er eine Flaſche Brandwein in das Meer gießt, wodurch er ſich deſſen Gewogenheit zu erwerben glaubt. Der neue Adeliche nähert ſich alsdenn dem Könige, der ihn bey den Händen nimmt, ſolche zuſammen drücket, hernach wieder auseinander macht, hineinbläſet, und zu ihm ſaget: „gehe hin in Frieden.„

Wenn Sie Sich, Madame, noch gewiſſer **Beerdigungs-Ceremonien** erinnern, die in Rußland gebräuchlich ſind, ſo werden Sie Sich über die Aehnlichkeit deſſen, was in dergleichen Falle auf der Helfenbeinküſte beobachtet wird, verwundern. So bald ein Schwärzer geſtorben iſt, läuft ſeine Frau, oder ſonſt jemand, an die Hausthüre, und fängt an, gewaltig zu ſchreyen: in dem Augenblicke erſchallt

die ganze Stadt von Heulen und Seufzen. Ein jeder läuft nach der Wohnung des Verſtorbenen, und thut ihm hundert lächerliche Fragen: warum er geſtorben ſey? ob ihn der Kummer getödet habe? ob er nicht Gold, Weiber, Getreide, Sclaven, und d. gl. genug gehabt habe? Da man nun ſieht, daß er nicht antwortet, kehrt man kaltſinnig wieder heim, und ſagt; „er iſt nicht mehr vorhanden„. Hierauf verdoppeln die alten Weiber ihr Geſchrey, und machen tauſend närriſche Gebärden. Einige, mit Spießen bewafnet, durchſuchen das ganze Haus, und ſtellen ſich an, als ob ſie die Erde aufgraben wollten, um die Perſon zu finden, die ihnen fehlet, rufen ſie auch laut bey ihrem Namen, und Würde. Andere laufen, wie unſinnige, an die Oerter, wo der Verſtorbene hinzugehen pflegte, und fragen alle die, welche ihnen begegnen, mit Thränen, ob ſie ihn nicht irgendwo geſehen haben? Man ſchüttelt alsdenn mit dem Kopfe, und antwortet ihnen: „der arme Mann iſt fort; er iſt fort.„

Wenn man an der Küſte weiter geht, und ſich nach Abend zu hält, trift man die Nation der Quaquas an, alſo genennet, weil ſie, ſagt man, wenn ſie ein Schiff ankommen ſehen, das Wort Quaqua beſtändig wiederho-

len, welches Freude, Vergnügen und Zufriedenheit bedeutet. Sie brauchen es auch, wenn ſie gegeſſen haben, und vergnügt ſcheinen, daß ſie den Magen recht voll haben; oder wenn ſie einander begegnen, und anzeigen wollen, daß es ihnen lieb ſey, einander zu ſehen. Ihre Städte, oder vielmehr ihre Dörfer, liegen längſt dem Meere hin, an dem Ausfluße eben ſo vieler Flüße, derer Namen ſie auch führen. Das Innere des Landes iſt wenig bekannt, weil dieſe Schwarzen, ſeit dem Abzuge der Franzoſen, nie verſtattet haben, daß andere Europäiſche Nationen ſich bey ihnen niederließen. Aller Handel geſchieht auf den Schiffen, und ſelten an dem Ufer. Ein gegenſeitiges Mistrauen macht, daß man auf beyden Seiten ungemein behutſam iſt. Die Einwohner bringen Elephantenzähne, Gold, Sclaven, Lebensmittel, auf die Schiffe, und tauſchen unſere Waaren dafür ein. Es iſt allemal ſicherer, ſie zu erwarten: denn, wenn man die Vorſicht braucht, ihrer nicht mehr als eine gewiſſe Anzahl auf das Verdeck zu laßen, hat man keine Gefahr zu befürchten; da hingegen auf dem Lande, wo ſie die ſtärkeſten ſind, ſie leicht in die Verſuchung gerathen könnten, die Kaufleute umzubringen, und ſich der Waaren

zu bemächtigen. Auf eine ſolche Art ſtellt man ſie uns wenigſtens vor: allein überhaupt ſind die Europäer viel zu ungerecht mit ihnen umgegangen, als daß ſie die Wahrheit ſagen ſollten. Sie haben erſt unbillig gegen ſie gehandelt, und zuletzt die Opfer ihrer Gewaltthätigkeit verläumdet.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Quaquas behalten allezeit vieles **Mißtrauen**, und wagen ſich nicht eher auf ein Schiff, als bis der Capitain die **Ceremonie** des **Eides** verrichtet hat. Dieſe beſteht darinnen, daß er ſich ein wenig Seewaßer in das Auge thut; welches nach ihrer Meynung das heiligſte Angelöbniß iſt, das ein Sterblicher leiſten kann. Sie bilden ſich ein, daß wer dieſen ſo wichtigen Eid bräche, nach und nach die Augen, den Verſtand, und das Leben verlieren müßte. Sie ihrer Seits machen ſich zwar auf eben dergleichen Art verbindlich, man thut aber dennoch wohl, ſich vor ihrer Betrügerey, und Ueberraſchung, in Acht zu nehmen. Unterdeſſen ſind ſie von der Verbindlichkeit dieſes Eides ſo eingenommen, daß, wenn ſie eine Sache verſichern, oder feyerlich bezeugen wollen, ſie dieſe Ceremonie allezeit beobachten.

In etlichen Gegenden, beſonders in der Nachbarſchaft von Iſſini, begnügen ſie ſich, ein ankommendes Schiff bloß neugierig zu betrachten, in ihren Kähnen etlichemal um ſelbiges herum zu fahren, und den Bau des Schiffes und die Kleidung der Matroſen zu beſehen. Wenn ſie zu hören vermeynen, daß Franzöſiſch mit ihnen geſprochen wird, ſo kommen ſie ohne das geringſte Mißtrauen auf das Schiff. Für die Schiffsleute iſt es alsdenn ein Zeitvertreib, ſich von einer Menge mit Schwarzen beſetzter Barken umringt zu ſehen, die beſtändig aus Leibeskräften ſchreyen, Quaqua, und ſich geſchwind wieder entfernen. Die übele Begegnung, die ſie von den Europäern öfters haben erdulden müſſen, inſonderheit aber von den Engländern, welche ſie zu Sclaven gemacht haben, flößet ihnen ein beſtändiges Mistrauen ein. Selten ſieht man ihrer mehr als zwey auf einmal auf ein Schiff kommen; der erſte, der es wagt, ſieht ſich ſorgfältig um, ob Gewehr, oder viele Menſchen auf dem Verdecke ſind. Wenn er glaubt, ſicher zu ſeyn, ſo ſagt er es ſeinem Gefährten, und die Handlungsgeſchäfte werden ruhig vollbracht; entdecken ſie aber einiges Gewehr, ſo kehren ſie wieder nach dem Ufer, und nichts bringt ſie wieder

der zurück. Ihre Unruhe geht ſo weit, daß ſie bey dem geringſten Lärmen, den ſie hören, in das Meer ſpringen, und nach ihren Kähnen eilen, die ſie mit Fleiße in einer kleinen Entfernung bereit halten, um im Nothfalle dahin zu flüchten.

Wenn man den verſchiedenen Erzählungen glauben ſoll, ſo ſind dieſe Völker zu gleicher Zeit grauſam, und wohlthätig, menſchlich, und auch Menſchenfreßer. Sie trinken das Blut ihrer Feinde, und ſind bereit, für einen Freund ihr Blut zu vergießen. Ihre Gebräuche ſind wild, und ihre Sitten ſanft. Ihre blutgierigen Hände zerreißen den Leib eines Sclaven lebendig, und ihr mitleidiges, empfindliches Herz wird gerührt, und vergießt Thränen, über das Schickſal eines Verſtorbenen. Man ſieht Mütter, die bey dem Verluſte ihres Kindes außer ſich ſind, an das Grab treten, ein gewaltiges Geſchrey machen, ihre Bruſt drücken, und das Grab mit ihrer Milch, und Thränen benetzen.

Die Weiber dieſes Landes ſind klein, aber wohlgeſtaltet: ſie haben regelmäßige Geſichtszüge, feurige Augen, weiße Zähne, und beſitzen alles was zur Schönheit gehöret, wenn man die Farbe ihrer Haut ausnimt. Ihre

ganze Figur zeigt Fröhlichkeit, und Coquetterie an; und ihre Aufführung widerſpricht dem nicht.

Beyde Geſchlechte lieben die eiſernen, und kupfernen Ringe ungemein, woran Schällen befeſtiget ſind: ſie brauchen ſie zu Hals- und Arm-Bändern, und machen ſie an ihre Halbſtiefeln. Der Lärmen dieſer Schällen erweckt ihnen mehr Luſt zum Tanzen, welches ſie überhaupt bis zur Ausſchweifung lieben. Alle Tage, wenn ihre Arbeit gethan iſt, wenden ſie fünf oder ſechs Stunden auf das Tanzen: unſere geſchickteſten Meiſter könnten Schritte und Figuren von ihnen lernen, die zur Vollkommenheit der Kunſt ſowohl, als zur beſſern Einrichtung der Ballets, vieles beytragen würden. Dieſe Tänze machen einen Theil ihres Religionsdienſtes aus, welcher eben ſo eingerichtet iſt, wie der auf der Goldküſte.

Dieſe Völker verehren ihre Souveraine, und ihre Prieſter vorzüglich: es geſchieht aber nicht ſo wohl aus Liebe zur Ordnung, als wegen der hohen Meynung, die ſie von dieſen beyden Würden haben. Sie glauben, daß die Zauberey, die Wahrſagerkunſt, und das Beſchwören, mit der königlichen Würde

de ſo wohl als mit dem Prieſterthume, verbunden ſeyn. Die Armuth ihrer Könige, und das Elend der Prieſter erfordern, ſich dieſer außerordentlichen Mittel zu bedienen: jene um die Unterthänigkeit, dieſe, das Zutrauen des Volkes zu erhalten.

Die Schwarzen auf der Helfenbeinküſte hält man für die allermäßigſten Leute von Guinea. Sie verkaufen an ihre Nachbarn den Palmenwein, den ſie im Ueberfluße haben, und begnügen ſich mit einer Art geringen Bieres, wozu faſt nichts als Waßer kommt. Ueberhaupt haben ſie einen ſolchen Abſcheu vor der Trunkenheit, daß nach ihren Geſetzen diejenigen öffentlich beſtrafet werden, die ſich toll und voll ſaufen. Sie bezeigen daher auch wenig Neigung für die Europäiſchen ſtarken Getränke, und glauben, daß ſie entweder der Geſundheit, oder dem Verſtande ſchaden, den Menſchen töden, oder zum Viehe machen.

Ihre liebſte Speiſe iſt ein Gemenge von Reiße, Geflügele, Ziegen= und Elephanten=Fleiſche, welches letztere ſie nicht eher gut finden, als bis es ſchon ein wenig riechet. Das Ganze wird mit Oker, und Palmenöle gekocht; und dieſes Ragout halten ſie für das ausgeſuch=

ſuchteſte, was ſie bey Gaſtgeboten geben können. Noch ein anderes bey ihnen ſehr werth gehaltenes Gerichte ſind Fiſche, an der Sonne getrocknet, und halb verfaulet, in eben dergleichen Oele geſotten. Die ſchwarze Suppe iſt eine dritte Schüſſel, welche aus Flügelwerke beſteht, mit allerhand Kräutern gekocht, wo auch Oker, und ſehr vieler Pfeffer hinein kommt.

Unter denen Flüßen, welche dieſe Küſte beſtrömen, rühmet man vorzüglich den St. André, wegen der Fruchtbarkeit ſeiner Gegend. Man ſieht daſelbſt Gebüſche von Palmen- Orangen- Citronen- und anderen Bäumen, welche ohne die geringſte Wartung die vortrefflichſten Früchte tragen. Das Zuckerrohr kommt von ſich ſelbſt zur größten Vollkommenheit in ſeiner Art, und iſt ſtärker, und ſüßer, als das Americaniſche. Man überläßt es aber den Elephanten, unerachtet man vielen Zucker, und Rum, mit leichter Mühe daraus machen könnte. Man hat mir von einer kleinen, rothen Frucht geſaget, Aſſayaya genennet, von der Größe einer Pflaume, welche, ob ſie gleich an ſich ſehr unſchmackhaft iſt, die beſondere Eigenſchaft hat, daß wenn man ſie einige Zeit gekauet hat, die ſauerſten Citronen,

und

und der ſtärkeſte Eßig, hernach ſüße, wie Sirop ſchmecken. Das **Rindvieh** iſt in der Gegend dieſes Flußes ſo überhäuft, daß man einen vortrefflichen Ochſen für etliche Meſſer von zwey Sols, und alles Uebrige nach Verhältniß, haben kann. Die **Elephanten** müſſen hier von außerordentlicher Größe ſeyn, weil man **Zähne** kauft, die bis zweyhundert Pfunde wiegen. Die inneren Landſchaften liefern ihrer mehr, als die Küſte, und das daſige Helfenbein wird auch höher gehalten. Das Land iſt ſo voll von dieſen Thieren, daß die Einwohner ſich Höhlen in die ſteileſten Berge hauen, die Thüren dazu ſehr enge machen, und allerhand andere Mittel vorkehren, um ſie von ihren Pflanzörtern zu verjagen. So nutzbar übrigens dieſe Thiere ſeyn könnten, ſo wenig ſind die Schwarzen bedacht, ſie zahm zu machen. Sie legen ihnen Fallſtricke, um ſie tod zu bekommen, nähren ſich von ihrem Fleiſche, verkaufen den Europäern das Helfenbein, und brauchen die Ohren zu Trommelfellen.

Ich bin, u. ſ. w.

Auf der Helfenbeinküſte, den 30. Auguſt, 1753.

Der 180 Brief.

Die Küſte von Malaguette.

Wir haben nicht länger, Madame, als drey Tage zugebracht, um nach dem Cap de las Palmas zu kommen, wo die **Küſte von Malaguette** ihren Anfang nimt. Man nennet ſie auch die **Pfefferkörner-Küſte**, weil Malaguette eine Art langen Pfeffers iſt, den das Land in Menge hervorbringt. Die Europäer gehen häufig dahin, und werden beſſer aufgenommen, als auf der Helfenbein-Küſte. Wir hielten uns ebenfalls einige Zeit daſelbſt auf; und unſer erſter Ruheplatz war in der Nähe des Flußes **Seſtre**, der ſeinen Namen zweyen Dörfern, und einem Königreiche giebt. Man nennet die beyden **Dörfer** auch klein und groß **Paris**: einige Kaufleute von Dieppe, die den Pfeffer- und Helfenbein-Handel ehedem daſelbſt trieben, haben ihnen dieſen Namen gegeben. Die Schwarzen ſelbſt in dieſer Gegend behalten noch einige Normänniſche Redensarten bey, und wenn ſie eines unſerer Schiffe anlanden ſehen, hören ſie nicht auf, aus Leibeskräften zu ſchreyen: „alles

voller

voller Malaguette, alles voller Malaguette„;
um anzudeuten, daß man noch allezeit vielen
Pfeffer bey ihnen antreffe.

Ein alter Irländer, der mit uns nach Senegal reiſete, erzählte uns, daß er in ſeiner
Jugend den Capitain Oyle an den Hof des
Königes von Seſtre begleitet habe. Die
lächerlichen Umſtände, die er von dieſer Audienz anführte, verdienen, daß Sie ſolche
mit ſeinen eigenen Worten hören. „Der Fürſt,
ſagte er, hieß Peter; denn die Franzoſen
hatten dieſem Volke den Gebrauch gelehret,
Namen von Heiligen zu führen. Weil er im
Beſitze war, von allen nach ſeinen Staaten kommenden Schiffen Geſchenke zu erhalten,
glaubten wir auch verbunden zu ſeyn, ihm dieſen Tribut durch eine Geſandtſchaft zu ſchicken. Der Ritter Clarck, der dazumal noch
Lieutenant war, und ich, der ich das Amt
als Schatzmeiſter verwaltete, wir wurden zu
dieſem Auftrage auserſehen. Als wir in der
königlichen Reſidenz angelangt waren, das
heißt, in einer Art von Dorfe, das aus ohngefähr dreyßig Hütten beſtund, wurden wir
nach dem Palaſte geführet, deſſen Pracht mit
der von der Stadt übereinkam. Man führte
uns in den Saal der Rathsverſammlung, und

hieß uns warten, bis der König angekleidet, und Willens ſeyn würde, öffentlich zu erſcheinen. Eine Stunde hernach kam er auch wirklich, unter Begleitung ſeiner Edelen, und unter Vortretung eines Sclaven, der in ein Horn blies, und die königliche muſikaliſche Kapelle vorſtellete. Der ganze Aufzug gieng nackend: nur der Monarch hatte einen alten, rothen, ſchmutzigen Mantel um, der mit einer Menge allerhand farbigen Lappen beſetzet war. Ein Schwarzer trug ihm den Schweif; und dieſer Schweif war ein anderer dergleichen unten an den Mantel genähter Lappen. Sein Haarputz beſtund in einer völlig abgenutzten ſchwarzen Perücke, welche lange Zeit nicht war ausgekämmt worden. Der Hut, um die Hälfte zu klein, und hinten auf den Kopf geſetzet, hieng in Stücken herum. Grobe, wollene, ſchmutzige Strümpfe trug er ohne Strumpfbänder, und Schuhe, ohne Schnallen. Damit an dieſem Anputze, der Se. Africaniſche Majeſtät zu einem wahren Scheuſale machte, nichts fehlte, hatte dieſer Fürſt eine meßingene Kette um den Hals, die mehr als zwanzig Pfunde wog,,,

„Weil wir in dem Ceremonielle nicht erfahrener waren, als der König in der Klei-

dungs-

dungskunſt, machten wir den Anfang mit Niederknien, und vermuthlich wäre es uns nicht eingefallen aufzuſtehen, wenn uns der Monarch ſelbſt nicht daran erinnert hätte. Er ſchien ſich zu verwundern, uns in dieſer Stellung zu ſehen, und ſagte, es wäre ſolches vielleicht ein Gebrauch in Europa, den man aber an ſeinem Hofe nicht kennete. Als wir hernach auf die Geſchenke kamen, an welche er mehr dachte, als an das Ceremoniell, verlangte er, ſolche zu ſehen. Wir überreichten ihm eine Flinte, zwey Stücken eingeſalzenes Fleiſch, einen Käſe, eine Flaſche Brandwein, ein Duzend Pfeifen, und machten ihm eine Menge Reverenze. Der König, der nichts darunter für ſeine gegenwärtigen Bedürfniſſe ſchicklich fand, ſchien nicht zufrieden zu ſeyn, und ſagte, wir ſollten die Geſchenke zurücknehmen, bat uns aber, ihm unſere Beinkleider zu geben. Als er ſah, daß wir wenige Luſt dazu bezeigten, redete er einige Zeit mit ſeinen Miniſtern, und entſchloß ſich endlich, anzunehmen, was wir ihm angeboten hatten. Einen Augenblick hernach, entließ er uns mit einem Glaſe Palmenweine, und mit dem Artiho, welches die Art zu grüßen iſt, da man die Finger an der Hand knacken läßt„.

„Um

„Um den Monarchen eine vortheilhafte Meynung von unſerer Höflichkeit beyzubringen, baten wir um Erlaubniß, ſeinem Prinzen **Thomas** vorgeführet zu werden. Dieſer empfieng uns mit großen Freudenbezeugungen, wollte uns bis an unſer Schiff begleiten, und ließ ſich ſeine kleine Flöte bringen, auf welcher er unter Weges etliche Stücken ſpielte. Er that ſolches, um auch ein **Geſchenk** zu erhalten. Wir gaben ihm einen eingefaßten Hut, einen Degen, und eine Perücke: dieſen fügten wir noch einen großen Bogen Pergament, im Forme eines Patentes bey, wodurch wir ihn zum Herzoge von Seſtre machten. Das Patent unterzeichneten alle Schiffsleute, und, an ſtatt des Siegels, drückten ſie einen alten Butterſtempel darauf, den man zufälliger Weiſe im Schiffe gefunden hatte. Dieſe lächerliche Ceremonie fand bey dem Könige Peter großen Beyfall, und in der erſten Hitze von Dankbarkeit ſchickte er uns durch ſeinen zweyten Sohn, **Joſeph**, zwey Ziegen, der auch froh war, daß er an unſerer Freygebigkeit Theil haben ſollte. Wir erklärten ihn zum Prinzen von Baxos; und der Monarch war mit dieſen Vorzugszeichen ungemein zufrieden. Er erlaubte uns, in dem Fluße zu fiſchen, ſei-

ne

ne Dörfer zu beſehen, und befohl ſeinen Unterthanen, uns als Wohlthätern ſeiner Nation zu begegnen. Wir hielten für nöthig, ihm dafür Dank zu ſagen, und begaben uns zu ihm, in eine andere Wohnung, wo er erſt ſeit kurzem angelanget war. Der Palaſt, in welchen wir traten, war weit geringer als unſere Ställe in Europa; und in dem Hofe, worüber wir geführet wurden, ſtunden etliche elende Hütten, welche, wie man uns ſagte, die Wohnungen ſeiner Kebsweiber waren. Der Fürſt ſaß auf einem Geſtelle, ſo wie es unſere Schneider zu haben pflegen, und zwey oder drey nackende Weiber, um ihn herum, rauchten mit ihm. Dieſer Anblick machte uns lachen; und der König Peter lächelte ſelbſt, da er uns ſah. Die Unterredung dauerte nicht lange; und wir verließen einander mit der gewöhnlichen Ceremonie des Atti-ho„.

Die Franzoſen hatten ehedem eine Errichtung in dieſem Lande: ja noch itzt behält man, nebſt einer gewiſſen Neigung für unſere Nation, eine Menge Wörter aus unſerer Sprache bey, ob ſie gleich ſehr verunſtaltet ſind. Wir wurden durch die Portugieſen vertrieben, dieſe aber durch die Holländer, und Engländer. Die Portugieſen flüchteten tiefer in das

Land,

Land, verheuratheten ſich mit den Schwarzen, und daher ſind die Portugieſiſchen **Mulaters**, die man in dieſen Gegenden findet, entſtanden. Sie reden gern von ihren Vorfahren, und rühmen ihre Heldenthaten: allein dieſe Wunder beſtehen in nichts als in der Vertilgung ganzer Völker, und in der Verheerung der ſchönſten Länder von Africa. Die Europäiſchen Portugieſen, aus Eigennutze, oder aus Politik, erkennen ſie für ihre Landsleute, geben ihnen den Titel als Edelleute, man verwilligt ihnen den Chriſt-Orden, ſie dürfen auch in geiſtliche Orden treten, und vielmals werden ſie zu Commendanten der Forts gewählet. Dieſe Mulaters haben ſich in verſchiedenen, von dem Meere abgelegenen Provinzen mächtig gemacht; ja ihr Anſehen bey den Schwarzen würde ſie in Stand ſetzen, einen anſehnlichen Handel zu treiben, wenn ſie die Waaren aus Portugal ordentlicher erhielten.

Die **Einwohner von Seſtre** thun bey ihren Nachbarn öftere Einfälle, und nehmen die Gefangenen weg. Vor dieſem lebten ſie ruhig: allein die Europäer haben boshafterweiſe Mittel gefunden, Uneinigkeit unter ihnen zu erwecken, und ſolche zu unterhalten, damit ſie deſto mehr Sclaven von ihnen bekommen

können.

können. Dieſe Leute, die in einem Lande, wo die Erde alles im Ueberfluße hergiebt, nichts mit einander zu ſtreiten hatten, ſind heutiges Tages beſtändig bemühet, einander Schaden zuzufügen, zu verfolgen, und zu vertilgen, bloß aus Dienſtgefälligkeit für etliche Fremde, welche ihr Land unaufhörlich entvölkern. Ich habe etliche dieſer Unglückſeligen geſehen, die uns ihre Ketten und Bande mit Thränen wieſen, und ſich der zufriedenen Ruhe ihrer Väter erinnerten. Andere ſind auf den Fleiſcherbänken in Stücken zerhackt worden, um den Hunden ihrer Eroberer zur Speiſe zu dienen.

Der **König von Seſtre** hat über ſeine Unterthanen eine unumſchränkte Gewalt: er ſtraft ſie aber ſelten am Leben, weil er mehreren Vortheil findet, die Mißethäter als Sclaven zu verkaufen. Alle Abend wäſcht ſich dieſer Fürſt in Gegenwart ſeines Volkes, in dem Fluße, und fällt vor einem Götzen nieder, deſſen Prieſter zugleich die Aerzte im Lande ſind. Die Weiber ſtellen gleichſam die Apotheker vor, wenigſtens geben ſie die Cliſtiere. Dazu bedienen ſie ſich eines Horns, durch welches ſie das auf verſchiedene male in das Maul genommene Cliſtier blaſen; nach einem fünf oder ſechsmaligen Blaſen bekommt der Kranke das ganze

Cliſtier in den Leib. Man verhindert niemanden zuzuſehen; und da dieſe Leute faſt ganz nackend gehen, erfordert die Ceremonie keine große Anſtalten.

Dieſe Völker ſind allen Ausſchweifungen der Unkeuſchheit und Wolluſt ergeben. Sie unterhalten ſo wohl die Europäer, als reden auch unter ſich ſelbſt von nichts als von dem Vergnügen, das ſie mit ihren Weibern haben. Es giebt ihrer ſo gar, die ihre Weiber anderen überlaßen; und wenn man ihnen dieſe Schändlichkeit vorwirft, antworten ſie: „unſere Ehre erfordert, daß andere die Größe unſers Vergnügens auch kennen; und unſere Freunde möchten daran zweifeln, wenn ſie es nicht ſelbſt verſuchten. Wir glauben nicht, daß die Reize unſerer Weiber nur für uns gemacht ſind; es iſt ſolches nicht der Abſicht der Natur gemäs; ſie will vielmehr, daß ihre Begünſtigungen jedermann zu Gute kommen. Hiernächſt ſind wir mit der Schönheit unſerer Weiber ſo bekannt, daß ihre Annehmlichkeit durch einen ausſchließenden Beſitz leiden würde, wenn unſere Freunde nicht kämen, und in unſerm Herzen die Lebhaftigkeit erneuerten, welche ſich zu verlieren anfieng. Und endlich ſagen ſie, haben wir zuweilen das Vergnügen,

zu ſehen, daß ſie bey anderen zärtliche Manieren annehmen, die wir an ihnen nicht gewohnt ſind, die ſie mitbringen, und die wir nutzen.„

Dieſe in der Galanterie ſo verfeinerten Leute, haben auch von den Franzoſen die Kunſt gelernet, **Eiſen und Stahl zu härten**; oder vielmehr, ſie haben es zu einer ſolchen Vollkommenheit darinnen gebracht, daß ſie die Europäer weit übertreffen. Sie wiſſen den Waffen, und Werkzeugen eine Härte zu geben, die alle Proben aushält. Die nach dieſer Küſte handelnden Kaufleute vergeſſen niemals, denen Scheren, womit man die Eiſenſtangen zerſchneidet, dieſe Härte durch ſie geben zu laſſen.

Die Landſchaft **Seſtre** erzeugt eine ſo erſtaunende Menge **Reiß**, daß das Pfund noch nicht 2 Pfennige kommt. Das größte Schiff kann eine ganze Ladung davon ſehr geſchwind machen: doch iſt der Reiß nicht von der beſten Gattung. Der **Pfeffer** iſt ſo wohlfeil, daß der Centner ohngefehr 3 ggr. verkaufet wird. Man behauptet, dieſe Körner hätten den Namen **Malaguette** von einer Stadt in Africa bekommen. Die Pflanze wird, nach Beſchaffenheit des Erdreichs, mehr oder weniger groß, wächſt aber gemeiniglich ſo hoch, als

ein Buſch. Vielmal bleibt ſie auf der Erde kriechend, wenn ſie nicht einen Baum erreichen, und ſich anhalten kann. Die Frucht iſt eine Schote, einer kleinen länglichen Feige gleich, und enthält eine große Menge dreyeckiger, röthlicher, inwendig weißer Körner, von herbem, beißendem Geſchmacke, die nicht ſo groß und rund ſind, als der Indianiſche Pfeffer. Die Portugieſen geben dieſen Körnern ſechs Ecken, anſtatt dreyer; und daher ſagt man, komme der Name Sextos, oder Seſtos, woraus die Franzoſen Seſtre gemacht haben. Der Pfeffer aus Guinea wird in Europa geſuchet, wenn der Indianiſche ſelten und theuer iſt. Die Kaufleute brauchen ihn auch, ihren Gewinn zu verdoppeln, und mengen ihn mit dem wahren Pfeffer. Die Cardamome iſt eine andre Art von Gewürze, welche von der Malaguette wenig unterſchieden iſt, und ebenfalls in dieſem Lande wächſt, ſo wie auch der Spaniſche Pfeffer oder der Piment.

Weiter nach Weſten, kamen wir an das Cap Meſurado. Die Schwarzen haben dieſes Wort von Miſericorde (Erbarmung) gemacht, welches ſie von denen franzöſiſchen Matroſen, die durch Schiffbruch an dieſe Küſte waren geworfen worden, beſtändig ſagen höre-

höreten. Eben dieſen Namen hat man auch dem angränzenden Lande, das ein Königreich ausmacht, ingleichen dem da durchgehenden Fluße, gegeben. Es wird vom einem reichen, und mächtigen Volke bewohnt, welches ſtarken Handel mit Golde, Pfeffer, Helfenbeine, und Sclaven treibt. Es begreift verſchiedene Dörfer, in derer einem der königliche Palaſt ſich von den übrigen Gebäuden durch nichts, als durch einen Audienzſaal unterſcheidet. In der Mitte dieſes Dorfes ſieht man eine Art von Amphitheater, das wie eine Halle bedeckt, und ohngefähr ſechs Fuß erhöhet iſt. Es führt den Namen Kaldé, welches einen Unterredungsplatz bedeutet. Die Kaufleute verſammeln ſich der Handlung wegen daſelbſt, die Müßiggänger, um zu rauchen, die Politicker, um neue Zeitungen zu hören, oder zu erzählen.

Das Cap Monté liegt von dieſem Königreiche nicht über funfzehn Stunden; und wir machten dieſen Weg in ſehr kurzer Zeit. Die vornehmſte Nation dieſer Gegend heißt Quojas. Unter denen Eigenſchaften, die ſie mit andern Schwarzen gemein haben, bemerket man hauptſächlich ihre außerordentliche Neigung zur Wolluſt. Die Weiber bedie-

nen ſich allerhand Kräuter, um die Kräfte ihrer Männer zu reizen, oder die verlorenen zu erſetzen. Eine Frau, des Ehebruchs beſchuldiget, wird auf öffentlichen Markt geführet, wo der Rath ſich verſammlet, ſie zu richten. Zuerſt ruft man die Jananins an, die Heiligen, oder Schutzgeiſter der Nation; hernach verbindet man der Frau die Augen, um ſolche nicht zu ſehen, und macht ihr glauben, ſie kämen, und wollten ſie holen. In dieſer Furcht läßt man ſie einige Augenblicke, bis hernach einer von den Richtern ihr das Verbrechen zu Gemüthe führet, und ſie mit einer harten Strafe bedrohet, im Falle ſie nicht in ſich gehen, und ſich beſſern werde. Man läßt alsdann ein Getöſe von Stimmen hören, welche man für die Jananins ausgiebt, die ihr dieſen erſten Fehler verzeihen wollen. Eben dieſe Stimmen legen ihr eine Pönitenz auf, und ermahnen ſie, künftighin beſſer auf ihrer Huth zu ſeyn. Fällt ſie aber wieder in dieſen Fehler, ſo begeben ſich der oberſte Prieſter, und ſeine Gehülfen, früh in ihr Haus, machen einen Lärmen mit Klappern, nehmen und führen ſie auf den Markt, und zwingen ſie, dreymal um den Markt zu gehen. Nach geendigter Ceremonie bringt man ſie, ohne auf ihr Klagen,

gen, Heulen, und Verſprechen, Acht zu haben, in den heiligen Wald der Jananins; und man höret niemals weiter von ihr reden.

In verſchiedenen Provinzen auf dieſer Küſte hat man Schulen, wo die Kinder beyderley Geſchlechts erzogen werden. Die Knaben lernen fiſchen, jagen, tanzen, ſingen, und kämpfen. Ihr Geſang beſteht in nichts, als in einer verworrenen Wiederholung unzüchtiger Ausdrücke, mit noch unanſtändigern Gebärden vermenget. Ein in dieſen Uebungen vollkommen unterrichteter Schwarze, iſt hernach fähig, alle Arten von Aemtern zu beſitzen. Die, welche dergleichen Erziehung nicht gehabt haben, werden als Unwiſſende angeſehen, und ſind aller Vorzüge beraubet. Beſagte Schulen findet man gemeiniglich mitten im Walde, wo Hütten erbauet, und allerhand zum Unterhalte der Schüler, erforderliche Früchte ausgeſäet werden. Die Schüler bleiben vier bis fünf Jahre daſelbſt: und keine Weibsperſon darf ſich ihren Wohnungen nähern. Um ſelbige entfernt zu halten, macht man ihnen von Jugend auf weiß, daß ſie von den Schutzgeiſtern geſchlagen würden, und ſterben müßten, wenn ſie ſich unterſtünden, dieſes Verbot zu übertreten. Vermöge eines andern Geſetzes iſt

dieſen jungen Leuten vorgeſchrieben, in ihrem Bezirke zu bleiben, und mit denen, welche kein Schulzeichen haben, nicht umzugehen. Dieſes Zeichen beſteht nicht, wie in unſern Schulen, in einer beſonderen Kleidung, ſondern in Narben, die ihnen vom Halſe bis auf die Schultern gemachet werden. So lange ſie in dieſer Einſamkeit leben, gehen ſie völlig nackend: iſt aber die Erziehung geendiget, ſo bringt man ſie in kleine Hütten, wo ſie lernen, ſich waſchen, den Leib mit Oele ſchmieren, ſich ankleiden, und alle andere eingeführte Gebräuche beobachten. Man führet ſie hernach auf den Markt in der königlichen Reſidenz, wo ſie mitten unter dem Volke, und vornehmlich in Gegenwart der Weiber, ihre in der Schule erlernten Uebungen machen müſſen. Diejenigen, welche übel beſtehen, werden ausgelachet, und die Zuſchauer ſchreyen aus Leibeskräften: „dieſer hat ſeine Zeit mit Reißeßen zugebracht„.

Die **Mägdgen** haben auch ihre Schuken; aber ihre Erziehung dauert nur vier Monate. Zuerſt raſiret man ihnen den Kopf, alsdenn müſſen ſie ihre Kleider ablegen, und während der Zeit des Noviciats nackend gehen. Hernach führet ſie eine alte Frau an einen in dieſem Bezirke befindlichen Bach, und wäſchet, und

und beſchneidet ſie. Dieſe Beſchneidung iſt ſchmerzhaft; ſie werden aber mit Kräutern, binnen vierzehn Tagen, geheilet. Ferner lernet man ihnen die Tänze, und Geſänge des Landes, welche allezeit etwas unzüchtiges, oder lächerliches haben. Sie dürfen von keiner Mannsperſon Beſuche annehmen; ja auch die Weiber, welche zu ihnen kommen, müſſen ihre Kleider an der Thüre laßen, und können nicht anders als nackend zu ihnen gehen. Wenn die Schulzeit ihr Ende hat, führt die Superiorinn die Untergebenen nach der Stadt, wo ſie öffentliche Proben ihrer Geſchicklichkeit ablegen.

Es giebt wenige Nationen unter den Schwarzen, wo mehrere Formalitäten im Gebrauche wären, als bey den Quojas; und wer ihre Freundſchaft erwerben will, muß an ihren Ceremonien Geſchmack finden. Ein Vornehmer, der in des Königes Ungnade fällt, und ſich wieder in Gunſt ſetzen will, fängt zuerſt an, den Weibern des Monarchen Geſchenke zu machen, hernach bittet er um Erlaubniß, ſich ihm zu Füßen zu werfen. Erlangt er dieſes, ſo nähert er ſich dem Souveraine ganz langſam, beugt ſich mit der Hälfte des Leibes, und wenn er an den Fußteppich kommt, worauf der Monarch ſitzet, ſo kniet er mit dem einen Fuße nie-

der, legt ſeinen Kopf auf den rechten Arm, und ſpricht Ehrfurchtsvoll den Namen, Herr, aus, und der Fürſt antwortet: „ich bedanke mich.„ Hierauf befiehlt ihm der Fürſt ſich in einer gewiſſen Weite auf einen Schemmel, oder auf einen Teppich niederzuſetzen. Von dieſem Augenblicke an iſt er wieder in Gnade. Will aber der König dem Schuldigen nicht verzeihen, ſo giebt man ihm alle ſeine Geſchenke zurück, und er darf ſich nicht eher wieder bey Hofe ſehen laſſen, als bis es Sr. Majeſtät gefällt, ihn zu begnadigen. Iſt dieſe Zeit gekommen, ſo ſchickt ihm der Fürſt ſeinen Schild mit zweyen Trommelſchlägern, die nicht aufhören zu ſchlagen, als bis der Begnadigte ſich auf den Weg gemacht hat, nach dem Palaſte zu gehen. In der einen Hand trägt er den Schild, und in der andern, Geſchenke. Der Schild wird ihm deswegen geſchickt, um ihm dadurch einen Vorwurf zu machen, und zu verſtehen zu geben, er habe den Geſetzen zuwider gehandelt, und gleichſam den Platz ſeines Herrn einnehmen, und die oberſte Gewalt ausüben wollen.

Kaum hatten wir das Cap Monté aus dem Geſichte verloren, ſo entſtund ein entſetzlicher Sturm, der uns mehr als dreyßig Stunden

den von der Küſte wurf; und erſt nach einer achttägigen höchſt gefährlichen Schiffahrt kamen wir in eine große Bay, von da wir in den Fluß **Mitomba**, ſonſt Sierra-Leona, oder Tagrim genennet, einen der größten Flüße von Africa, einliefen. Die Verſchiedenheit der Namen dieſes Flußes kommt von der Beſchaffenheit ſeiner Mündung her, welche vier Stunden breit iſt, und durch Sandbänke, und Inſeln, in drey Ausflüße getheilet wird. An dem Ufer zeigte man uns eine Quelle mit vortrefflichem Waſſer, und eine Factorey, welche die Normänner ehedem daſelbſt hatten. Auf einer derer Inſeln, die an der Mündung des Flußes liegen, haben die Engländer ein Fort errichtet, das außer ſeiner vortheilhaften Lage nichts merkwürdiges hat.

Unter den **Einwohnern** in dieſer Landſchaft giebt es Chriſten, Mahometaner, Gözendiener, und andere, die ſich zu gar keiner Religion bekennen. Ueberhaupt genommen, ſcheinen dieſe Schwarzen geſcheuter, höflicher, und unterrichteter zu ſeyn, als die andern auf eben dieſer Küſte, unerachtet ihre Geſetze, Sitten, und Gebräuche, mit jenem ohngefähr einerley ſind. Eben die Armuth, Blöſe, und Unreinlichkeit, ſieht man an ihrem Leibe, in

ihren

ihren Häuſern, bey ihren Gaſtgeboten, in ihrer Kleidung, und Meublen. Ihre Städte ſind kaum mit unſern Dörfern, ihre Könige mit unſern Pachtern, ihre Paläſte mit unſern Ställen, zu vergleichen. Sie haben viele Götter, und keine Tempel: viele Weiber, und wenige Heurathen; viele Tänze, und wenige Feſte; rohe Künſte, abgeſchmackte Meynungen, blutgierige Geſetze, grauſame Proben. Einige eſſen ihre Gefangenen; andere verkaufen ſie. Sie glauben an Zauberkünſte, und beſtrafen die Zauberer. Sie ſind eiferſüchtig auf ihre Weiber, und laſſen ſie für ein Glas Brandwein, für Taback, gläſerne Kugeln, für einen alten Hut, oder andere Lumpen, entehren. Unſere Mißionnaire haben ihnen das Evangelium von Chriſto, und die Mahometaniſchen Schwarzen das Geſetz ihres Propheten geprediget; beyde haben wenige Bekehrte gemacht; erſtere weil ſie die Vielweiberey, letztere, den Wein verboten. An einigen Oertern trifft man Republiken an, wo alle die Freymüthigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe herrſchet, welche nur die Freyheit gewähren kann; an anderen hingegen ſieht man die deſpotiſche Gewalt des Fürſten, und der Prieſter, auf die Sclaverey des Volkes erbauet. In noch anderen

deren Gegenden giebt es ganz unabhängige Leute, ohne Chef, ohne Geſetze, ohne Regirungsforme, ſo wild und grauſam, wie die Irokoer. Ueberall findet man andere Meynungen, entgegengeſetzte Geſinnungen von Ehre, folglich auch grauſame Schwarze, menſchliche Schwarze, kriegeriſche Völker, kleinmüthige Völker, u. ſ. f.

Das Königreich **Barré** iſt eines der vorzüglichſten Länder auf dieſer Küſte. Es iſt lange Zeit erblich geweſen: allezeit aber war es der jüngſte Prinz, der dem Könige auf dem Throne folgte, und zwar mit ſonderbaren Ceremonien. Die Großen giengen und ſtatteten ihm einen Beſuch ab, ohne ihm mehrere Hochachtung zu bezeigen, als einer Privatperſon. Nach Verlauf einer gewiſſen Zeit wurde er gebunden nach dem Palaſte, mitten durch das Volk, geführet, welches ſelbigen Tag das Recht hatte, ihn mit Schimpf- und Spottreden, ja ſo gar mit Peitſchenhieben, übel zu begegnen. Wenn er in dem Palaſte angekommen war, wurde er mit den königlichen Zierrathen angethan, und in ein Zimmer gebracht, wo er die Krone, und die Glückwünſche von der ganzen Nation empfieng.

Die Ceremonien, welche bey der **Wahl** der **Richter** vorgehen, ſcheinen noch lächerli-

cher. Man läßt den Candidaten auf einen hölzernen Stuhl ſetzen: der Präſident ſchlägt ihn mit dem blutigen Eingeweide eines alten Bocks etlichemal in das Geſicht, reibt ihm den ganzen Leib damit, und ſetzet ihm eine rothe Mütze auf den Kopf: nach dieſer blutigen und unreinlichen Ceremonie muß er auf ſeinem Stuhle, der von Sclaven getragen wird, verſchiedene male den Weg um den Palaſt in einer Art von bedecktem Gange machen. Die Advocaten, wenn ſie rechtliche Klagen führen, haben ſie eine Maſke vor dem Geſichte, Klappern in den Händen, und Schällen an den Beinen. Auf dem Leibe tragen ſie ein Wams mit Federn verzieret, und man hielte ſie eher für Harlekine, ſo wie ſie zu Carnevalszeiten auf den Gaſſen herumlaufen.

Da man in allen Ländern von Guinea ohngefähr einerley Gebräuche und Sitten antrifft, ſo findet man auch faſt überall die nämlichen Erzeugungen, und eben daſſelbe Clima. Man unterſcheidet zweyerley Jahreszeiten, die trockene, und naße. Letztere dauert vier Monate, vom Anfange des Junius, bis zum Ende des Septembers. Die Regengüſſe ſind alsdenn ſo heftig, inſonderheit im Julius, die Ungewitter, Stürme, Donner, und Blitz, ſo entſetzlich, daß man glauben

ben ſollte, alle Elemente geriethen in Verwirrung. Aus der Beſchaffenheit des Himmels kann man dieſe Ungewitter vorher ſehen. Er wird ſchwarz, und düſter; und ſo wie die dicken Wolken heraufkommen, fährt ein ſo entſetzliches Feuer heraus, daß auch die beherzteſten Leute in Furcht und Schrecken gerathen. Die Blitze folgen ſo geſchwind auf einander, daß es bey Nachtzeit beſtändig hell iſt. Das Krachen des Donners geht ſo weit, daß die ganze Erde zittert. Dem unerachtet iſt dieſes die Jahreszeit, da die Feldarbeit geſchieht: und binnen drey Monaten ſind die Felder gepflügt, beſäet, und geärndet. Auf die Aernde folgt die trockene Witterung; und es fällt in der ganzen übrigen Jahreszeit, kaum ein wenig Thau.

Die Mannigfaltigkeit der **Bäume**, in dieſem Theile von Africa iſt erſtaunend. Von ihrer Stärke habe ich ſchon geredet; ich würde aber nicht fertig werden, wenn ich ihre verſchiedenen Gattungen anführen wollte. Sie kennen, Madame, den **Palmenbaum**, und ſeinen ungemeinen Nutzen. Der, wovon die Schwarzen ihren **Wein** nehmen, iſt der gemeinſte, zugleich aber auch der ſchätzbarſte. Dieſer Wein hat die Stärke, und Farbe des Spaniſchen, und perlet wie der Champagner;

bey

bey ſeiner Mildigkeit hat er eine gewiſſe Säure, die ſehr angenehm iſt. Ich habe ſchon anderwärts ſeine Eigenſchaften angeführet, und daß er aus dem Baume herausdringt. Die Baumwolle, der Indigo, der Tabak, die Bananas, Igname, Patates, der Hirſe, Mais, Reiß, wachſen auf eben dieſen Küſten ungebauet; und ich habe die Beſchreibung aller dieſer Pflanzen ſchon verſchiedenemale gemacht.

Der **Flaſchenkürbis-Baum**, von dem ich Ihnen ehedem nur wenig geſaget habe, verdienet hier eine weitläuftigere Beſchreibung. Er liefert den Schwarzen allerhand Geſchirre, Schüßeln, und Hausrath. Man muß ihn nicht mit dem Gewächſe, das unſere Europäiſchen Flaſchenkürbiſſe hervorbringt, verwechſeln. Der Africaniſche Flaſchenkürbisbaum iſt groß, hat einen höckerichen, gewundenen Stamm, und eine graue, ungleiche Rinde. Seine Zweige ſind lang, ſtark, und glatt. Seine Blätter, die beym Stiele ſchmal ſind, werden nach und nach breiter, und gehen an der Spitze rund zu: ſie ſtehen längſt dem Zweige, in faſt gleicher Weite, hintereinander. Nach der Blüthe, die in das Weiße fällt, und Glockenförmig geſtaltet iſt, folget eine Frucht, wie unſere Flaſchenkürbiße, mit einer ſehr harten Schale überzogen, und voller

voller Mark, worinnen die Saamenkörner ſtecken. Man erkennet, daß die Frucht reif iſt, wenn der Stiel welk, und ſchwarz wird; da man ſie denn abnehmen kann. Es giebt ihrer von allen Größen; von der Größe eines Eyes, biß zu der Größe eines Scheffels. Die Geſtalt der Frucht kann man ändern, ehe ſie zu ihrer völligen Reife kommt: man darf ſie nur binden, nach Beſchaffenheit der Forme, welche man ihr geben will. Die Art, ſie zuzurichten iſt übrigens eben ſo, wie bey den Schwarzen in America, davon ich in einem meiner Briefe von Guinea zu reden Gelegenheit gehabt habe. Wenn man das innere Mark heraus gezogen hat, ſo läßt man den Flaſchenkürbis trocken werden; und alsdenn iſt er eben ſo gut, wie unſere Bouteillen zu gebrauchen, um alle Arten von Getränke hinein zu thun, ohne ihnen einen übeln Geſchmack zu geben. Will man ihn in zwey Theile zerſchneiden, und Schaalen und Schüßeln daraus machen, bindet man ihn, ſo bald er vom Baume genommen iſt, in der Mitte mit einem Faden; die Schale iſt alsdenn noch weich, daß ſie ſich leicht aus einander giebt. Der Flaſchenkürbis-Baum wird hier zu Lande eben ſo nützlich angewendet, wie in America; und, wie ich ſchon

geſaget habe, es iſt keine einzige Wohnung, da ihn die Schwarzen entbehren könnten. Man macht auch aus ſeiner Frucht einen laxirenden Sirop, der in den Apotheken ſtark gebraucht wird. In Frankreich iſt er ſehr bekannt, wo man ihn bey Bruſtbeſchwerungen braucht.

Der Name Sierra=Leona, oder das Löwen=Gebirge, wie die Portugieſen das hieſige Land genennet haben, kommt von der Menge Löwen her, die in dieſem Theile von Africa befindlich ſind. Ich will bey dieſer Gelegenheit Ihnen von dieſen Thieren eine Beſchreibung machen, nicht nach meinen eigenen Bemerkungen, denn ich muß bekennen, daß ich ihrer niemals angetroffen habe, ſondern nach dem Berichte einiger Naturkundiger, die davon geſchrieben haben, und derer Worte ich hier anführen will.

„Africa ſcheint das eigenthümliche Land dieſes Königes der Thiere zu ſeyn, nicht nur weil man kein Reich kennet, wo eine ſo große Menge Löwen zu finden iſt, ſondern weil ſie hier auch größer und ſtärker ſind, als in andern Ländern. Ihre Geſtalt iſt anſehnlich, ihr Blick unerſchrocken, ihr Gang ſtolz, ihre Stimme fürchterlich, und ihr Brüllen ſo ſchrecklich,

daß

daß, wenn es die Nacht in den Wäldern wiederſchallt, man meynet, es donnere. Sie ſind ſtark von Nerven, aber ſehr gelenk, und weder Fleiſch, noch Fett beläſtiget ſie. Ihre Unerſchrockenheit zeiget ſich äußerlich durch die Leichtigkeit, Geſchwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit, und Nachdruck ihrer Bewegungen. Ein Schlag ihres Schwanzes iſt im Stande den ſtärkſten Menſchen niederzuwerfen. Wenn ſie böſe ſind, borſtet ſich ihre Mähne; und die Stirne, die voller tiefer Runzeln iſt, zeiget ihre Wuth noch mehr an. Ihre feuerigen, und durchdringenden Augen liegen unter dicken Augenbraunen, welche ſie auf eine fürchterliche Art zu bewegen wiſſen„.

Die **Löwen** halten ſich nur in den wärmeſten Ländern von Aſien, und Africa, auf; doch ſieht man ſie auch in unſerm gemäſigten Clima ziemlich lange dauern; man zweifelt aber, ob ſie ſich vermehren können. Sie ſind in der Brunſtzeit ſehr grimmig, und wenn die Löwinn hitzig wird, folgen ihr acht oder zehn Löwen, die nicht nachlaſſen mit einander zu kämpfen, bis einer die Oberhand behält, und ruhiger Beſitzer ſeines Sieges bleibt. Die **Löwinn** wirft jährlich nur einmal; und ob ſie gleich nur zwey Zitzen hat, ſo ſäugt ſie doch

zuweilen bis ſechs Junge. Für ſelbige hat ſie eine außerordentliche Liebe: ſie iſt zwar nicht ſo ſtark, und beherzt, als der Löwe, ſie iſt aber ſchrecklich grimmig, ſo bald ſie Mutter wird. Sie fällt alsdenn ohne Unterſchied Menſchen, und Vieh an, bemächtiget ſich ihrer Beute, und theilt ſie unter ihre Jungen aus, denen ſie bey Zeiten Fleiſch zerreißen, und Blut ſaugen lehret. Will man ihr die Jungen nehmen, ſo wird ſie wütend, und wehret ſich bis aufs äußerſte. Wenn die Schwarzen etliche Junge in einer Höhle alleine finden, bringen ſie ſie den Europäern, welche ſie allezeit kaufen. Kommt nun die Löwinn zeitlich genug zurück, um den Entführern nachzulaufen, ſo werfen dieſe eines der Jungen ihr hin; und unterdeſſen, daß ſie es in die Höhle trägt, ſäumen dieſe nicht mit den übrigen zu entrinnen„.

„In dem brennenden Clima des wüſten Lybiens, wo keine menſchliche Bemühung die Stärke des Löwen geſchwächet, noch ihren Muth entkräftet hat, ſind dieſe Thiere noch ſo, wie ſie die Natur hervorbringt. Gewohnt, ihre Kräfte mit andern Thieren zu meſſen, werden ſie bey beſtändiger Ueberlegenheit noch beherzter, und da ſie die Gewalt der Menſchen nicht kennen, auch die Wirkung der Waf-

fen

ſen nie erfahren haben, wiſſen ſie nichts von Furcht, ſondern ſcheinen vielmehr ihnen Trotz zu bieten. Werden ſie verwundet, ſo ſind ſie noch grimmiger, ſcheuen ſich aber nicht. Ein einziger dieſer Löwen, aus der Wüſte, fällt eine ganze Caravane an; und fühlt er ſich, nach einem hartnäckigen, und hitzigen Streite, entkräftet, begiebt er ſich beſtändig kämpfend zurück, er zeigt aber niemals den Rücken. Diejenigen hingegen, welche der Menſchen Kräfte ſchon erfahren haben, verlieren ihren Muth, und fürchten ſich, ſie anzufallen. Man ſieht ſie vor der menſchlichen Stimme fliehen; ja ſie laſſen ſich durch Weiber und Kinder verfolgen, die ihnen, wenn ſie etwa ein Stück Vieh genommen haben, ſolches abjagen„.

„Der Unterſchied in dem Character dieſer Thiere beweiſet, daß ſie auf einen gewiſſen Grad, können zahm gemacht werden. Die Geſchichte redet daher auch von Löwen, die an Triumphwagen geſpannet waren; von anderen, die mit in Krieg geführet wurden; die auf die Jagd abgerichtet waren; und die, ihrem Herrn getreu, ihre Stärke nur wider ſeine Feinde anwendeten. So viel iſt gewiß, daß wenn der Löwe jung gefangen, und unter den zahmen

Thieren auferzogen wird, er ſich leicht gewöhnt, mit ihnen zu leben, und zu ſpielen; er iſt gelaßen, ja ſchmeichelnd gegen die, welche ihm vorgeſetzet ſind; und zeigt er auch zuweilen ſeine natürliche Wildheit, ſo übet er ſie ſelten wider diejenigen aus, die ihm Gutes gethan haben. Man kann vielmehr überhaupt ſagen, daß dieſes edele, und ſtolze Thier nur gezwungen grauſam iſt, und nichts weiter umbringt, als was es zu ſeiner Erhaltung braucht. So bald es geſättigt iſt, lebt es vollkommen friedlich: da hingegen der Tyger, der Wolf, und andre wilde Thiere, mehr aus Vergnügen zu würgen, mehr ihre Wuth, als ihren Hunger zu ſtillen ſcheinen„.

„So lange der Löwe jung, und munter iſt, lebt er von der Jagd, und verläßt ſelten die Wüſten, und Wälder. Er iſt auf die jungen Elephanten ſehr begierig, und bemächtiget ſich ihrer leicht, wenn ihnen die Mutter nicht zu Hülfe kommt. Der Elephant, das Naſhorn, der Tyger, und das Meerpferd, ſind die einzigen Thiere, die ihm widerſtehen können, wenn er bey völligen Jahren iſt. Wird er aber alt, und ſchwer, ſo nähert er ſich mehr bewohnten Gegenden; und alsdenn wird er für Menſchen, und Vieh, gefährlicher. Allein,

lein, ſo fürchterlich er auch iſt, ſo weiß man ihn dennoch, mit großen Hunden, welche von Leuten zu Pferde angeführet, und unterſtützet werden, in die Flucht zu bringen. Wahr iſt es, die Hunde, und Pferde, müſſen wohl abgerichtet ſeyn; denn die meiſten Thiere ſcheuen ſich, und ergreifen die Flucht von der bloſen Witterung des Löwen. Selten kann man ihn auf einmal tod machen. Das meiſtemal fängt man ihn mit Liſt, in einer Grube, wie die Wölfe. So bald er ſich gefangen ſieht, wird er ganz geduldig; und nimmt man die erſten Augenblicke ſeiner Verwunderung, oder Beſchämung in Acht, ſo kann man ihn binden, ein Naſenband anlegen, und ihn führen, wohin man will„.

Von denen Elephanten, Tygern, Affen, und andern wilden Thieren, welche ſich in groſſer Menge auf der Africaniſchen Küſte aufhalten, habe ich ſchon anderwärts geredet. Nicht weniger habe ich geredet von denen Crocodillen, Seekühen, Seehunden, und Seelöwen, welche in den Meeren, und Flüßen, eben dieſer Küſten leben. Ich habe auch der Strauße, Pelicane, Papageyen, und anderer Vögel, die ſich in den Wäldern aufhalten, Erwähnung gethan. Endlich habe ich auch das Cameleon,

die Ameiſen, die Moskitten, und andere, ſo beſchwerliche, als in dieſem Lande gewöhnliche Inſecten, nicht vergeßen.

Ich bin, u. ſ. w.

Auf der Küſte von Malaguette, den 6. September, 1753.

Der 181 Brief.

Senegal.

Die Flüße, zwiſchen Sierra-Leona, und Gambia, haben eine große Menge Dörfer an ihren Ufern, derer Einwohner ein Gemenge Schwarzer, und Portugieſen, ſind. Vor jedem Hauſe ſieht man eine hübſch meublirte Halle, wo man die Fremden empfängt; denn die Eiferſucht verſtattet nicht, ſie weiter in das Haus zu laßen. Weiber, und Kebsweiber, alles iſt unter einem Schlüßel verſchloſſen; ſie ſind aber ſo entſetzlich häßlich, daß man ein Matroſe ſeyn muß, um ſie lieb zu gewinnen, oder ein Schwarzer, um eiferſüchtig zu werden.

Wir giengen und ſtatteten unſern Beſuch bey einem der Souveraine des Landes ab; der aber auch einer von denen Königen iſt, die Sie nicht zu Ihren Pachtern machen würden. Weil er von unſerer Ankunft benachrichtiget war, hatte er Anſtalt gemacht, uns zu empfangen. Die Audienz gab er unter einem Baume, ſeiner Wohnung gegen über. Sein Anzug beſtund in einem ſchwarzen Schurze, der bis auf die halben Beine gieng, in einem Mantel, Hute, und Solen, von eben dieſer Farbe: der übrige Leib war nackend. Er gab uns ein Mittagseſſen nach der daſigen Landesart, wo der Ueberfluß die Stelle wohlſchmeckender Speiſen vertrat. Das **Land** wird von einem kleinen Fluße beſtrömet, der es ſehr fruchtbar macht. Man findet hierinnen Wachs, Helfenbein, Baumwolle, Straußfedern, und Gold, welches aus den innern Provinzen kommt. Auch Sclaven bringt man hin; denn da dieſe Nationen den Krieg lieben, haben ſie oft Gelegenheit, Gefangene zu machen, und dieſe werden als Sclaven verkaufet.

Wir ließen den Fluß Rio-grande zu unſerer Rechten, und legten uns bey den Inſeln Biſſao vor Anker. Die größte dieſer Inſeln giebt dem ganzen Archipel ihren Namen,

und mag etwa dreyßig, oder vierzig Stunden im Umfange haben. Ihre Anſicht iſt unvergleichlich: das Land erhebt ſich unvermerkt bis in die Mitte der Inſel; die Mitten ſelbſt aber iſt mit fruchtbaren und luſtigen Hügeln beſetzet, woraus eine Menge Thäler entſtehen. Die Waſſer ſammeln ſich darinnen, und werden Flüße, beſtrömen das Land, undfallen endlich durch verſchiedene Mündungen in das Meer. Die ganze Inſel iſt, ſo zu ſagen, nichts als eine große Wieſe, worauf man in gewiſſen Entfernungen kleine Gehölze von Palmen- Orangen- Citronen- und anderen Bäumen findet, welche Schatten, und friſche Luft geben. Man ſieht keine Häuſer beyſammen, denen man den Namen eines Dorfes geben könnte. Die Hütten ſtehen hier und da zerſtreuet, und ſind mit Pflanzungen umgeben. Das tiefe und fette Erdreich bringt alles, was zum Unterhalte nöthig iſt, in Ueberfluße; vornehmlich aber Hirſe, Reiß, und Mais. Ochſen und Kühe ſind von außerordentlicher Größe; hingegen ſieht man, weder Pferde, Schaafe, noch Schweine. Vor letzteren haben die Schwarzen einen Abſcheu, ohne der Religion wegen dazu verbunden zu ſeyn; denn ſie ſind weder Juden, noch Mahometaner. Auf den Kühen reiten ſie: ſie machen

ihnen

ihnen ein Loch durch die Naſe, ſtecken einen Strick durch, und brauchen ihn zum Zügel.

Die Inſel Biſſao iſt in neun Provinzen abgetheilet. Die Statthalter führen den Titel als Könige, und der König nennt ſich Kaiſer. Letzterer hat eine unumſchränkte Gewalt über ſeine Völker; und er kann ſich durch einen ſonderbaren Weg, auf Koſten ſeiner Unterthanen, ſehr leicht bereichern. Ein Schwarzer, der mit ſeinem Nachbar nicht zufrieden iſt, geht zum Monarchen, und ſchenkt ihm das Haus ſeines Feindes. Der König nimt es in Beſitz, ohne die Einwilligung des Eigenthümers zu erwarten. Dieſer ſieht ſich alſo genöthiget, ſein Haus entweder wieder einzulöſen, oder ein neues zu bauen. Wahr iſt es, das Mittel, ſich zu rächen, iſt leicht; denn man darf ſeinem Widerſacher nur eben dieſen Poßen ſpielen; und auf ſolche Art bekommt der Fürſt zwey Häuſer. Sie ſehen, Madame, daß dieſer wunderliche Gebrauch ein mächtiges Mittel abgiebt, Friede und Ruhe unter dieſen Eiländern zu erhalten.

Dieſe willkührliche Gewalt erſteckt ſich über alle, die auf der Inſel wohnen; denn auch die Europäer haben für den Monarchen eben

ſo viel Reſpect, Gefälligkeit, und Nachſicht. Einsmals hatte der Kaiſer den Portugieſen einen Gefangenen zur Aufſicht anvertrauet, der ſich erhieng. Natürlicherweiſe ſollte er den Verluſt tragen; er befohl aber, der Gehangene ſollte ſo lange an dem Orte bleiben, bis die Portugieſen einen andern Sclaven geſchaffet hätten. Die Unannehmlichkeit, ihn vor ihren Augen verfaulen zu ſehen, machte, daß ſie ſich entſchloſſen, ihn zu erſetzen.

Der königliche Palaſt liegt von dem Haven von Bißao nicht weiter, als eine Stunde. Die Menge Hütten, aus welchen er beſteht, geben ihm das Anſehen eines Dorfes. Mit Säbeln, Bogen, und Pfeilen bewafnete Schwarze ſtehen an der Thüre Wache. Man kommt hernach in ein Labyrinth von Bananasbäumen, worinnen die Wohnungen für die Weiber, Kinder, Bedienten und Sclaven angebracht ſind. In der Mitten iſt ein großer Hof, wo ein Orangenbaum von ungeheuerer Größe den ganzen weitläuftigen Platz beſchattet. Daſelbſt iſt es, wo der Kaiſer ſeine Erquickungsſtunden zubringt, und den vortrefflichen Geruch der Blumen, den kühlen Schatten, und die Liebkoſungen ſeiner Weiber zugleich genießt.

Wenn

Wenn der Kaiſer den Entſchluß faßt, Krieg zu führen, ſo wird eine Art von Sturmglocke gelautet, welche Bonbalon heißt. Dieß iſt ein Stück ſehr leichtes Holz, worauf mit einem Hammer geſchlagen wird, deſſen Schall man ſehr weit hören kann. Dieſer Bonbalons giebt es auf allen Küſten, und in dem Innerſten des Landes; dabey ſtehen Wächter, welche die Zahl der Schläge weiter befördern, und auf ſolche Art den Willen des Souverains durch das ganze Land kund machen. Nach dieſem gegebenen Zeichen verſammlen ſich die Kriegsleute an einem beſtimmten Orte, und wer daſelbſt nicht erſcheinet, wird zur Sclaverey verkaufet. Dieſe politiſche Züchtigung erhält einen jeden in der Unterthänigkeit; daher der Monarch, dem der Ungehorſam Nutzen verſchafft, ſich zuweilen über die allzu große Bereitwilligkeit ſeiner Unterthanen zu beklagen Urſache hat. Selten geſchieht es, daß er in eigener Perſon ſeine Armee anführet: er begnügt ſich, die Götter zu befragen, und, da die Prieſter auf ſeiner Seite ſind, erfolgt die Antwort allezeit nach ſeinem Verlangen. Die Truppen ſchiffen ſich voller Zuverſicht ein; und der Marſch wird ſo eingerichtet, daß man, während der Nacht, auf des Feindes Grund

und Boden erreichet. Findet man nun einige abgelegene Hütten, die ſich nicht vertheidigen können, ſo umringet man ſie, überfällt ſie, nimt die Einwohner weg, und begiebt ſich wieder zu Schiffe. Bey dem geringſten Vortheile dieſer Art, ſchreibt man ſich den Sieg zu. Die Hälfte der Beute gehöret dem Souveraine; das Uebrige wird unter die Soldaten vertheilet. Die Gefangenen verkauft man den Europäern; und dieſe kaufen ſie ohne Bedenken, gleichſam als ob ihr Geld ihnen ein Recht gäbe, auch nur einen einzigen Menſchen wider ſeinen Willen in die Sclaverey zu führen.

Ein jeder, der bey dergleichen Feldzuge gegenwärtig geweſen iſt, pralet hernach auf der Inſel mit ſeinen Vorzügen. Er zeigt ſeine Wunden, erzählt ſeine Thaten, und führt ſeine Gefangenen mit ſich. Der Gebrauch iſt, ſelbige nicht zu plagen, wie in Canada, ſondern man nöthiget ſie nur das Lob ihrer Ueberwinder zu beſingen. Wahr iſt es, wenn das Unternehmen mit einer unglücklichen Ereignung verknüpft geweſen iſt, als, mit dem Tode einer angeſehenen Perſon in der Nation, ſo laufen die Gefangenen allerdings Gefahr, aufgeopfert zu werden. Den Ruhm der in der Schlacht Umgekommenen erhebt man durch Trauergeſänge,

ſänge, und Leichenbegängniße. Die Weiber ſpielen bey dieſen Gelegenheiten die erſte Rolle, und bemühen ſich, Mitleiden zu erwecken. Sie heulen, ſeufzen, klagen, reißen ſich die Haare aus, zerreißen ſich die Haut, und wenn ſie müde ſind, giebt man ihnen Palmenwein, der einen neuen Quell von Thränen befördert, und Anlaß zu neuen Auftritten giebt.

Das Königreich **Biſſao** iſt nicht erblich: zu der Thronfolge kann ſich niemand melden, als die Statthalter der Provinzen, derer Würde, im kleinen, mit der Würde der Churfürſten in Deutſchland, oder der Pairs in Frankreich, zu vergleichen iſt *. Sie verſammlen ſich in einem Kreiſe um den Sarg des Königes, welcher nur aus Rohre beſteht: etliche Schwarze heben ihn in die Höhe, und werfen ihn in die Luft, und der Wahlherr, auf den er fällt, ſteigt auf den Thron.

Dieſe

* Anmerk. Man ſieht, daß der Verfaßer keinen Begrif von den Churfürſten des deutſchen Reichs hat. Welche ungeſchickte Vergleichung, auch im kleinen, zwiſchen Africaniſchen Statthaltern einer kleinen Inſel, und den deutſchen Churfürſten! Hiernächſt, wie kann der Verf. die Franzöſiſchen Pairs den Churfürſten an die Seite ſetzen? Dieſe ſind mächtige Fürſten, Landesherren mit königlichen Vorrechten, und Mitregenten des Reichs; jene, Privatperſonen und höchſt eingeſchränkte Unterthanen ihres allgewaltigen Königes.

Dieſe Inſel iſt ſehr **volkreich**, und würde es noch mehr ſeyn, wenn die Schwarzen des feſten Landes nicht beſtändige Einfälle thäten. Man hat angemerket, daß dieſe **Eiländer**, bey dem geringſten Anlaße zu Mißvergnügen, ſich erſäufen, hängen, oder in einen Abgrund ſtürzen. Ueberdieß ſind ſie ſehr grauſam, und dem Brandweine ſo ergeben, daß ein Vater ſeinen Sohn, der Sohn ſeinen eigenen Vater verkaufet, um Brandwein zu haben. Der Schwächſte wird der Raub des ſtärkeren; die Europäer aber ſuchen ſich dieſen Handel allezeit zu Nutze zu machen. Die Portugieſen haben hier eine **Feſtung**, und zu deren Vertheidigung etliche Soldaten; ferner eine **Kirche**, mit einigen Capucinern, die den Gottesdienſt beſorgen.

Die **anderen** benachbarten **Inſeln** von Bißao heißen Boulam, Guinala, Caſnabac, Gattina, Caſſegut, Buſſi, u. ſ. w. Sie ſind, nach Beſchaffenheit ihrer Fruchtbarkeit, mehr oder weniger bewohnt. Wenn Frankreich wollte, ſo könnte es hier allerhand zur Handlung nützliche Errichtungen machen. Die Eiländer, die uns gern ſehen, würden aus Neigung alles beytragen, um ſolche zu befördern. Sie erinnern ſich mit Vergnügen derer alten Verträge, die wir mit ihnen gemacht hatten, zeigen

gen die Plätze noch, wo wir unſere Factoreyen hatten, und werfen uns vor, ſie allzu leichtſinnig verlaßen zu haben.

Auf der Nordſeite dieſer Inſeln, einige Stunden vom Meere, liegt die Stadt **Cachao**, an dem Fluße gleiches Namens, wo die Portugieſen verſchiedene Forts errichtet haben. Der Ort wird von einem Hauptmanne commandiret, der unter dem Statthalter der Inſeln des grünen Vorgebirges ſteht. Die Beſatzung wird jährlich durch dreyßig oder vierzig Mann erſetzet, mehrentheils Leute, die wegen peinlicher Verbrechen aus ihrem Vaterlande verbannt worden ſind. Sie werden ſo ſchlecht bezahlet, daß ſie kein Bedenken tragen, die Nacht über zu ſtehlen. Der König von Portugal unterhält zu Cachao einen Zolleinnehmer. Die Abgaben von den ankommenden und abgehenden Kauffarthey-Schiffen betragen Zehen vom Hundert. Die Pfarrkirche wird durch Prieſter beſorget, die ſo arm, als unwiſſend ſind. Zwey oder drey Capuciner ſind ihnen zugeordnet, man hält ſie aber nicht für die erleuchteſten ihres Ordens.

Die **Häuſer** haben nur ein Stockwerk, und ſind bey Regentagen mit Blättern vom Baumwollenbaume, bey trockener Witterung

aber nur mit Leinwand bedecket, um die Bewohner vor der Sonne, und dem Thaue, zu verwahren. Dieſe Leute leben in einer ſo großen Unthätigkeit, daß ſie lieber alles entbähren, als ſich die Mühe gäben, für ihre Bedürfniß zu ſorgen. Um Waßer zu holen, ſehen ſie ſich genöthiget, aus der Feſtung mit Wache zu gehen, ohne welche ſie den Beleidigungen der Schwarzen, ihrer Todfeinde, ausgeſetzet wären. Doch haben ſich einige der Schwarzen bekannt mit ihnen gemachet, und wohnen in der Stadt. Sie ſind Götzendiener; ihre Sitten aber haben ſie von den Portugieſen entlehnt, ſo wie dieſe einen Theil von der Schwarzen Gebräuchen angenommen haben, inſonderheit die lüderliche Lebensart mit den Weibsperſonen, welche beyde Nationen aufs Aeußerſte treiben. Sie eßen Mittags Fleiſch; des Abends haben ſie Fiſche, die ihnen der Fluß, unerachtet er voller Corcodille iſt, in Ueberfluße liefert. Alle ihre Mahlzeiten fangen ſie mit Obſteßen an, welches bey ihnen ohne Pflege und Wartung wächſt.

Unerachtet man bey Nachtzeit nicht wohl ohne Gefahr aus den Häuſern gehen kann, ſo findet ſich doch eine Art nächtlicher Herumſchweifer, die es zum Zeitvertreibe thun, und

und derer Aufzug etwas beſonders hat. Sie tragen über ihren Kleidern ein kleines ledernes Schurzfell, das nur vier Finger breit unter den Leibſchluß geht, mit einem Latze, der einen Küraß bedecket. Dieſes Schurzfell iſt voller Löcher, worinnen Piſtolen, und Dolche ſtecken. Den linken Arm haben ſie mit einem kleinen Schilde bedecket, worunter ein langer Degen hängt, deſſen Scheide ſich vermittelſt einer Feder aufthut. Wenn dieſe Leute ohne beſondere Abſicht, nur zum Vergnügen, ausgehen, tragen ſie noch einen ſchwarzen Mantel, der bis auf die Waden geht: haben ſie aber eine Ausführung vor, das heißt, einen Duell nach Portugieſiſcher Art, ſo nehmen ſie zu allen dieſen Waffen, noch einen kurzen Carabiner, mit zwanzig oder dreyßig kleinen Kugeln geladen, nebſt einem Gabelförmigen Stocke, um beym Schießen aufzulegen. Damit endlich dieſem ſonderbaren Aufzuge nichts fehle, ſetzen ſie eine große Brille auf die Naſe, und binden ſie an beyden Ohren an. Wenn nun ein ſolcher Rauſer an den Ort ſeines Vorhabens kommt, ſo pflanzt er zuerſt ſeinen Carabiner, hernach nimt er den Degen, und erwartet denjenigen, den er ermorden will, ſtandhaft. So bald er ihn gewahr wird, und Schußmäßig hat, giebt er

Feuer, und ruft ihm zu, Acht zu haben. Es wäre faſt nicht möglich, ihn zu verfehlen; denn dieſe Art von Gewehre ſchießt die Kugeln ſo aus einander, daß ſie ein großes Thor bedecken. Bleibt der Unglückliche, der den Schuß bekommt, nicht auf der Stelle tod, ſo geht der Mörder zu ihm, ermahnt ihn, die Worte Jeſus und Maria, auszuſprechen, und macht ihn mit dem Degen, oder Dolche, vollends tod. Oft geſchieht es, daß dieſe Meuchelmörder ihre Gegenparthey ſtark genug finden, und ergriffen werden; ſie wißen ſich aber gar bald aus dem Handel zu ziehen, und betheuern, daß ſie ſich geirrt hätten, und ein andermal ihren Feind beſſer zu unterſcheiden ſuchen würden. Kurz, es iſt ſehr **gefährlich**, zu Cachao die **Nacht** auszugehen; ja auch in den andern Portugieſiſchen Colonien iſt es nicht viel ſicherer. Freylich läßt der Commendant die Nacht patrouilliren, um Unordnungen zu vermeiden; allein die Soldaten ſelbſt ſind um ſo viel gefährlichere Spitzbuben, da ihre lange ausgeübten Schandthaten, um derer willen, ſie hierher verbannt worden ſind, ſie zu dieſem Handwerke noch geſchickter machen. Auch die Häuſer ſind nicht viel ſicherer, als die Gaſſen; denn, weil ſie ſehr leicht gebauet ſind, fällt es nicht ſchwer,

ſie

ſie aufzuſprengen. Man ſorget daher die ganze Nacht Laternen zu brennen, und Europäiſche Hunde zu haben, welche anſchlagen; denn, mich deucht, Ihnen ſchon geſaget zu haben, daß die innländiſchen Hunde nicht bellen. Man läßt auch die Bedienten wachen, und befiehlt ihnen, auf alles, was ſich um das Haus ſehen läßt, zu ſchießen.

Man ſieht hier wenige, wirklich Portugieſiſche Familien: die meiſten ſind vermiſchten Herkommens, ja ſo ſchwarz, daß man ſie von den Eingebornen kaum unterſcheiden kann. Die Weiber leben ſehr eingezogen; und die Weißen gehen nicht einmal in die Kirche. Sie haben Haußkapellen, wo der Geiſtliche zu gleicher Zeit Prieſter, Liebhaber, und Bedienter von der Dame iſt.

Die ſchwarzen, und mulater Weiber können ausgehen, aber mit einem Schleier. Die Unverheuratheten ſind weniger gezwungen, als ihre Mütter: denn ſie haben nur ein kleines Tuch, womit ſie ihre vorzüglichſte Blöſe bedecken. Wenn ſie verheurathet ſind, verwahren ſie ſich beſſer, weil ſie die Folgen davon zu gut kennen. Die Portugieſen ſind ſo eiferſüchtig, daß man bey denen Beſuchen, die

man ihnen macht, weder ihre Weiber zu ſehen verlangen, noch fragen darf, wie ſie ſich befinden. Man würde ſein, und der Frau Leben zugleich in Gefahr ſetzen; das eine durch den den Dolch, das andere durch Gift.

Das Königreich Cachao iſt von einer Menge kleiner Nationen umgeben, derer Sitten, Geſetze, Gebräuche, Handel, und Religion, von der andern Schwarzen nicht unterſchieden ſind; daher wir auch nicht für nöthig fanden, ſie zu beſuchen. Wir gaben vielmehr den entzückenden Ufern des Gambia Flußes den Vorzug, von deſſen Mündung an wir über ſechzig Stunden hinauf fuhren.

Die Portugieſen hatten ihn anfänglich, wegen ſeiner Breite, Rio-grande genennet; Sie haben aber geſehen, Madame, daß dieſer Name hernach einem andern Fluße gegeben worden iſt. Man rechnet ſechs Stunden von der Vögel-Inſel, bis zu dem Cap St. Marie, zwiſchen welchen er ſich in das Meer ergießt. Bey der Einfahrt, zur Linken, fanden wir einen kleinen Buſch von Bäumen, die Flagge des Königes von Barra genennt. Wenn einer dieſer Bäume eingeht, ſo trägt dieſer Fürſt große Sorgfalt ihn durch einen andern ſogleich

zu erſetzen; und er verlangt, daß alle Schiffe, die in den Fluß fahren, dieſe ſo genannte Flagge begrüßen. Denen, welche ihm dieſe Ehre verweigern, verbietet er allen Handel, und thut ihnen ſo viel Schaden, als er nur kann.

An beyden Ufern ſahen wir eine Menge kleiner **Königreiche**, die man in einem Tage durchgehen kann; ja ich machte zuweilen in einer Stunde vier kleinen Königen meinen Beſuch: überall aber fand ich einerley Gebräuche. In Frankreich, unter einem Herrn, hat jede Provinz ihre beſonderen Gewohnheiten; hier, unter vielen Herren, beobachtet das ganze Land beſtändig die nämlichen Gebräuche. Wenn Sie die barbariſchen Namen dieſer kleinen Staaten etwa gern wiſſen wollen, ſo heißen die vorzüglichſten darunter, Barra, Kanter, Tomani, Badela, Jamarrow, Cropina, Sanjally, Jannina, Jagra, Burſaly, Kaen, Fonia, Kambo, Woolli, Vani, u. ſ. f. Die Einwohner der meiſten dieſer Landſchaften hatten noch niemalen Weiße geſehen, als die Engländer ihre Handlung daſelbſt errichteten. Die Weiber geriethen darüber in ſolches Schrecken, daß ſie ſich hinter ihre Männer verſteckten; man machte ſie aber durch Geſchenke gar bald zahmer. Den Europäern verſtattete man, ſich in

dem Lande niederzulaßen; und da die Schwarzen die Zuneigung ihrer Oberhäupter zu dieſen Fremden ſahen, lernten ſie nach und nach auch, mit ihnen umzugehen. Sie brachten von allen Orten Lebensmittel, und andere Waaren herbey, ſo daß die Ufer des Gambia in kurzer Zeit ſo volkreich wurden, als die berühmteſten Europäiſchen Meßen.

Man ſagt von einer Nation, die ſchon lange vor dieſem Zeitpunkte mit den Arabern gehandelt hat, ohne ſich jemals zu erkennen gegeben zu haben. Die Araber, ſo wie ich Ihnen auch anderswo von den Tuniſern geſagt habe, legten ihre Waaren an einem beſtimmten Orte an das Ufer, vertheilten ſie in Haufen, und giengen etliche Stunden weit zurück. Alsdenn kam die Nation, die nicht wollte geſehen ſeyn, in ihren Barken, beſah die Haufen, legte ſo viel Gold, als ſie dafür geben wollte, daneben, und machte ſich ſogleich wieder fort. Die Araber kamen wieder, und wenn ſie mit dem Handel zufrieden waren, ließen ſie ihre Waaren liegen, und nahmen das Gold weg, oder widrigen Falls, theilten ſie die Haufen, und legten neben das Gold ſo viel, als ſie glaubten dafür geben zu können. Die Schwarzen kamen alsdenn wieder, legten noch mehr Gold

hinzu,

hinzu, oder ließen die Waare; und dieſer Handel, der ohne zu reden, und ohne ſich ſehen zu laßen, geſchah, wurde nicht eher als das folgende Jahr wieder angefangen.

Nicht weit von dieſem ſtummen, und unſichtbaren Volke liegt das Königreich Yani, deſſen Einwohner ſeit einer Begebenheit, die ſie wider die Engländer aufgebracht hat, einen Abſcheu vor allen Europäern bekommen haben. Es iſt bey ihnen der Gebrauch eingeführet, daß wenn jemand etwas des Morgens früh verkaufet hat, er den Handel des Abends widerrufen, und den erhaltenen Preis wiedergeben kann, wenn es nur vor Sonnen Untergange geſchieht. Ein Engelländer hatte eine Kuh gekaufet, die ihm nicht mehr als eine Stange (barre) gekoſtet hatte. Man benennet eine gewiſſe Anzahl Waaren alſo, welche ehedem am Gewichte und Werthe ſo viel betrugen, als eine Stange Eiſen. Der Engländer, nachdem er dieſe Kuh gekaufet hatte, ließ ſich einfallen, ihr den Schwanz abzuhauen. Der Verkäufer, der dieſes gewahr worden war, kam, und forderte ſie zurück. Als man ſie ihm wiedergeben wollte, that er, als wenn er ſich ſehr verwunderte, und ſagte, man hätte ihm ſeine Kuh ausgetauſchet; die ſeinige hätte

einen Schwanz, und es wäre wunderlich, daß man ihn zu betrügen ſuchte. Der Engländer erklärete ihm aber ganz offenherzig, was geſchehen war: „was ſchrie der Schwarze, ihr habt meiner Kuh den Schwanz abgehauen? Sie war mir, mit dem Schwanze, ſo lieb, als drey hundert Stangen, und ihr müßt mir ſo viel dafür geben„. Alle Einwohner, in Betrachtung des eingeführten Gebrauchs, waren auf ſeiner Seite; und der Engländer mußte für den Kuhſchwanz drey hundert Stangen bezahlen. Unerachtet ihm dieſe Beleidigung ſehr empfindlich war, ließ er ſichs doch nicht merken, um ſeine Rache auf eine deſto deutlichere Art zu nehmen. Das folgende Jahr ließ er eine Schaluppe mit etlichen Canonen bewaffnen, und gab vor, ſie wäre zur Handlung beſtimmt. Sechs Schwarze, worunter der ehemalige Eigenthümer der Kuh war, begaben ſich am Bord, ſahen ſich aber ſo gleich in Ketten und Banden gelegt. Doch ließ man einen laufen, der die Nachricht überbringen mußte, daß man die dreyhundert Stangen erſetzen ſollte, oder man würde die Entſchädiguug noch weiter treiben. Die beſtürzten Einwohner eilten, den Engländern Genüge zu thun; es blieb aber zwiſchen beyden Nationen ein Haß, der ſich hernach

nach auf alle, welche den Namen Europäer führten, erſtreckte.

Die **Engländer** ſind faſt die einzigen, welche nach den **Gambia** handeln. Sie haben vierzehn oder funfzehn **Factoreyen** daſelbſt gehabt, worunter die vornehmſte das Fort Jacob iſt, gemeiniglich **James-Fort**, genennet. Es liegt auf einer Inſel gleiches Namens, mitten im Fluße, vier Stunden von ſeinem Ausfluße. Zu Ende des vorigen Jahrhundertes hatten es die Franzoſen weggenommen; ſie gaben es aber nach dem Ryswicker Frieden zurück. Es iſt ſeitdem etlichemale wieder genommen, und zurück gegeben worden; was es aber noch **merkwürdiger** macht, iſt eine **Ereignung**, dazu es die Gelegenheit gegeben hat. Nachdem es von Seeräubern war geplündert, und verwüſtet worden, ſchickte die Engliſche Compagnie den Capitain **Maſſey** hin, um es wieder in Stand zu ſetzen. Maſſey, dem man einige Urſache zu Mißvergnügen gegeben hatte, zog das Handwerk eines Corſaren vor, und trieb eine Zeitlang Seeräuberey. Als er aber dieſer Lebensart überdrüßig war, kehrte er nach England zurück, ſchrieb an die Aufſeher der Compagnie, bekennte ſein Verbrechen, und geſtund ſelbſt, daß er des

Todes

Todes würdig ſey. Zur Antwort meldete man ihm, daß er zwar verdiente, gehangen zu werden, man wollte die Sache aber nicht weiter unterſuchen. Unterdeſſen hielt er ſich nicht verborgen, ſondern miethete mitten in London eine Wohnung, und gieng des andern Tages vor das Admiralitätsgerichte, und fragte, ob ſie nicht Befehl gegeben hätten, den Capitain Maſſey wegen verübter Seeräuberey in Verhaft zu nehmen? Da er ſah, daß den Richtern die ganze Sache unbekannt war, eröffnete er ihnen, daß er der Verbrecher ſelbſt ſey, und ſagte ihnen, wo er wohnete. Etliche Tage hernach, nahm man ihn gefangen, und er wurde zum Tode verurtheilt.

Wenn man den Fluß weiter hinauf fährt, trift man die Factorey von Joal an, welche vor ohngefähr zwanzig Jahren von dem Könige von Barſalli ausgeplündert wurde. Dieſer Fürſt, an der Spitze von zwey hundert Mann, bemächtigte ſich zu erſt des Bettes des Factors, ließ ſich mit Gewalt den Schlüßel zum Vorrathshauſe geben, nahm ein Faß Brandwein heraus, und wurde nicht nüchtern, bis es ausgeleeret war. Einer ſeiner Brüder, betrunken wie er, nahm Waßer in den Mund, als ob er trinken wollte, und ſpritzte

es

es dem Factor in das Geſicht. Der Engländer, der jung und hitzig war, nahm das Gefäße, und ſchmiß es mit dem übrigen Waßer auf den Prinzen. Der Schwarze, voller Wuth, zog ſein Meßer, warf ſich auf den Factor, und wollte ihn erſtechen. Die Anweſenden aber hielten ihn zurück, und nachdem ſie ihm ſeine unanſtändige Aufführung vorgeſtellet hatten, machten ſie ihn ſo beſchämt, daß er dem Engelländer zu Füßen fiel, ſein Verbrechen bekennete, und nicht eher aufſtund, als bis ihm dieſer vergeben hatte. Der König, beym Weggehen, nahm die Handlungsbücher mit, und wollte ſie an einen Marabout verkaufen; dieſer aber konnte ſie nicht brauchen, und ſie wurden auf königlichen Befehl zurück geſchicket.

Die zahlreichſte, unter denen am Gambia-Fluße wohnenden Nationen, ſind die **Mandingos**, welche man für das geſitteteſte Volk in dieſer ganzen Gegend hält. Sie alleine machen faſt den ganzen Handel im Lande: man hält ſie für trefliche Feldarbeiter; auch nehmen ſie ihr Vieh wohl in Acht. Sie kleiden, und beköſtigen ſich, wie die anderen Schwarzen, machen ſich Einſchnitte in die Haut, tragen in den Haaren Corallen, und Goldflitter; ver-

kau-

kaufen aber alle dieſe Zierrathen, unerachtet ſie ſehr begierig darauf ſind, um Brandwein zu haben, worauf ſie noch begieriger ſind.

Die Groſzen rechnen ſich zur Ehre, viele Sclaven zu haben, und ſie halten ſie ſo wohl, daß man ſie kaum von ihren Herren unterſcheiden kann. Es wird als ein Verbrechen angeſehen, ſie, wenn ſie in der Familie gebohren ſind, zu verkaufen; ſie müßten denn etwas begangen haben, weshalben man ſie verkaufen würde, wenn ſie auch frey gebohren wären. Die andern Sclaven würden ſonſt ihre unbilligen Herren verlaßen, und ſich in die benachbarten Königreiche flüchten, wo man ſie gern aufnähme.

Der Landesgebrauch bringt mit ſich, daß, wenn man jemanden grüßen will, man den Mannsperſonen die Hand ſchüttelt, beym Frauenzimmer aber, ihre Hand dreymal an die Naſe hält, als wenn man ſie beriechen wollte. Wenn ein Mann etliche Tage abweſend geweſen iſt, ſo grüßt ihn ſeine Frau kniend: in eben dieſer Stellung giebt ſie ihm zu trinken, reicht ihm ſeine Pfeife, und den Tabak. Unterdeſſen daß er ſeine Zeit mit Schwatzen hinbringt, ſteht ſie bey ihm, verjagt ihm die Fliegen, und nachdem ſie ihm beym Eßen demüthig aufgewar-

gewartet hat, ißt ſie das Uebriggelaßene in der Küche. Dieſe außerordentliche Unterthänigkeit iſt nöthig in einem Lande, wo die große Anzahl von Weibern zu erfordern ſcheint, daß ſie eingeſchränkter gehalten werden, als anderwärts. Dieſe Gebräuche alſo, die uns ſo wunderlich vorkommen, ſind in der Nothwendigkeit, und Vernunft gegründet.

Wenn ein Schwarzer des Preiſes wegen für ſein Mägdgen, das er heurathen will, einig geworden iſt, ſo begiebt er ſich die Nacht zu ſeiner Geliebten, und entführet ſie. Das Geſchrey dieſer jungen Perſon bringt alle Weiber des Dorfes herbey, welche gelaufen kommen, und ſie retten wollen: weil es aber eine blos eingeführte Ceremonie iſt, ſo behält der Entführer den Sieg, und verrichtet auch ſogleich ſeine Pflicht als Ehemann. Die Mandingos, unerachtet ſie gegen ihre Landesleute, ſehr eiferſüchtig ſind, rechnen ſich zur Ehre, wenn ein Weißer von Anſehen bey ihren Weibern, Schweſtern, Müttern, oder Töchtern, ſchlafen will. Sie bieten ſich ſo gar den Beamten der Factoreyen an, und dieſe, aus Höflichkeit, ſchlagen es ſelten aus. Die Weiber ſelbſt haben viele Neigung für die Europäer, und machen ſich die Gefälligkeit

ihrer

ihrer Männer, und die Höflichkeit der Fremden, gern zu Nutzen.

Das, was man hier Guiriots nennet, iſt eine Art Luſtigmacher, Poeten, oder Muſiker, die unſeren alten Troubadours beykommen. Sie ſingen zu ihren Inſtrumenten allerhand Lieder, derer Inhalt gemeiniglich von alten Geſchichten, von ihrem Adel, oder von den Heldenthaten ihrer Souveraine hergenommen iſt. Sie verfertigen dergleichen Lieder auch auf alle ſich ereignende Begebenheiten; und in Hoffnung etlicher Gläſer Brandwein, machen ſie ihrer hundert aus dem Stegreife, zu Ehren der Europäer. Sollte aber ein Guiriot von denen, die er gelobt hat, nichts empfangen, verwandelt er ſeine Lobſprüche gewiß gleich in Satyren, und geht in alle benachbarte Dörfer, das allerſchändlichſte, was er erdenken kann, abzuſingen. Die vornehmen Schwarzen thun ſich auf die Lobſprüche ihrer Poeten ſo viel zu Gute, daß ſie, zu Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit, im Stande ſind, ihre Kleider auszuziehen, und ſie dieſen elenden Schmeichlern zu geben. Uebrigens beſteht dieſes Lob in nichts, als daß ſie tauſendmal wiederholen, daß der und der ein großer Mann, ein vornehmer Herr, ein mächtiger, reicher, freygebiger Herr iſt,

der

der weder Taback, noch Brandwein ſparet. Dieſe abgeſchmackten Poßen werden von noch lächerlicherm Geſchreye, Gebärden, und Verſtellungen begleitet. So viel man aber äußerlich Achtung für dieſe Muſikanten bezeiget, ſo große Verachtung heeget man innerlich für ſie. Man geht mit ihnen um, wie wir mit unſern Comedianten; bey ihrem Leben genießen ſie aller Annehmlichkeiten der Geſellſchaft; man zieht ſie an die Tafeln der Großen; allein nach ihrem Tode verſagt man ihnen ſo gar ein ehrliches Begräbniß. Man verſtattet nicht einmal, daß ihre Körper in den Fluß geworfen werden; aus Furcht, ſagt man, ſie möchten das Waſſer verderben, und die Fiſche töden. Ihre Weiber ſind ſchöner geputzet, als des Königs ſeine, und lüderlicher, als unſer Theaterfrauenzimmer: ſie meynen, ihre Sitten könnten nicht ausſchweifend genug ſeyn, um ſich wegen der wenigen Achtung zu entſchädigen, darinnen ihre Profeßion ſtehe, und da ihr Stand zum Vergnügen des Publicum beſtimmt ſey, dürften ſie ſich ebenfalls kein Vergnügen verſagen.

Die **Mandingos** bekennen ſich zur **Mahometaniſchen** Religion, und ſind in ihrem Glauben ſehr eifrig; ihr Bezeigen aber iſt deſto ſchlechter, theils wegen der Unwißen-

heit derer, die ſie unterrichten, theils wegen des lůderlichen Lebens der Neubekehrten. Ihre Prieſter, welche Marabouts heißen, haben eine große Gewalt ůber ſie, und ihre Auffůhrung. Jedes Dorf hat ſeinen eigenen Prieſter, der die Einwohner tåglich dreymal zuſammen kommen, und ihnen die in dem Alcorane vorgeſchriebenen Gebethe, und Reinigungen, beobachten låßt. Sie halten die Faſtenzeit, und haben die Beſchneidung, den Bairam, und andere im Geſetze vorgeſchriebene Ceremonien eingefůhret. Die Marabouts bringen ihr Leben hin, daß ſie Schule halten, und Gris-gris machen. Dieſe Gris-gris ſind Streifen Papiere, worauf ſie Arabiſche Buchſtaben zeichnen. Jedes Papier hat ſeine beſondere Kraft; und die Prieſter, die ſie verkaufen, ziehen einen anſehnlichen Gewinn davon.

Unter dieſen Schwarzen verehren diejenigen, die noch Götzendiener ſind, eine Art von Gottheit, unter dem Namen Mumbo-Jumbo, welche ſie mehr aus Politik, als aus Aberglauben erdacht haben. Es iſt ein Schreckbild, um ihren Weibern Furcht einzujagen, und ſie in der Zucht zu erhalten. Man macht ihnen glauben, daß Mumbo-Jumbo auf ihre Handlungen Achtung gebe, in dem Inner-

nerſten ihres Herzens leſe, auch die verborgen-ſten ihrer Vergehungen beſtrafe, und für die Ruhe, und Ehre der Männer Sorge trage. Dieſe abſcheuliche, ungeheuere Figur iſt mit einem langen Rocke von Baumrinde bekleidet, und hat auf dem Kopfe eine ſpitzige Mütze von Strohe. Ein Schwarzer, der in dem Bauche des Götzen ſteckt, giebt ein entſetzliches Geſchrey von ſich, welches den Götzen noch fürchterlicher macht; dieſes geſchieht aber allezeit bey Nacht, damit die Finſterniß den Betrug begünſtige. Bey häuslichen Streitigkeiten nimt man ſeine Zuflucht zu dieſer Gottheit, und ſie entſcheidet allezeit zum Vortheile des Mannes. Die Frau wird vor den Götzen gebracht, und empfängt in Gegenwart der Prieſter die Strafe, die ihr Verbrechen verdienet. Nicht alle Schwarze ſind von der Betrügerey unterrichtet: diejenigen, welche wegen ihrer Klugheit oder reifen Jahren, würdig zu ſeyn ſcheinen, in dieſes Geheimniß einzugehen, müſſen eidlich angeloben, es niemals zu entdecken. Sie haben eine Art von Geſellſchaft unter ſich, ohngefähr wie die Freymäuerer, doch wird das Geheimniß verſchwiegener gehalten. Man weiß nicht mehr als ein Beyſpiel, wo es durch die Schwatzhaftigkeit eines Königes im Lande

beynahe wäre entdecket worden. Dieſer Fürſt konnte ſich nicht enthalten, der Neugierde einer ſeiner Weiber, die er ungemein liebte, Genüge zu leiſten. Dieſer ſchien nichts dringender, als dieſe wichtige Entdeckung ihren Gefährtinnen mitzutheilen; und das Geheimniß wäre bald überall verbreitet worden, wenn man nicht ein geſchwindes Mittel vorgekehret hätte. Etliche der vornehmſten Herren, und Häupter der Geſellſchaft, verſammleten ſich ſo gleich, und, überzeugt daß ſie Mühe haben würden, ihre Weiber zu bändigen, wenn dieſer einzige Zaum, der ſie noch aufhalten konnte, verloren gieng, entſchloßen ſich, den Monarchen, und ſeine plauderhaften Vertrauten, ihrer eigen Ruhe aufzuopfern. Sie giengen zum Fürſten, redeten mit ihm in dem ernſtlichen Tone, welchen die Religion einflößt, und verkündigten ihm, vor dem Götzen zu erſcheinen. Mumbo-Jumbo hielt ihm ſeine Unbedachtſamkeit vor, befohl ihm ſeine Weiber kommen zu laſſen, verurtheilte ſie insgeſamt zum Tode, und das Urthel wurde auf der Stelle vollſtrecket. Durch dieſes gewaltſame Mittel blieb das Geheimniß verborgen; und die Gewalt des Götzen wurde noch furchtbarer. Er wird noch bis auf den heutigen Tag von dieſen Barbaren ſo verehret,

daß

daß ſie ihm mit blinder Unterthänigkeit gehorchen. Niemand darf ſich in ſeiner Gegenwart bedecken; und ſein Name wird bey den feyerlichſten Eiden gebrauchet.

Die Könige der Mandingos, aus einer Art von Wolluſt, die man in andern Ländern nicht kennet, laſſen ſich allezeit von Weibern begleiten, welche ſie gelinde kratzen, und kützeln müſſen, um ihnen Vergnügen zu erwecken. Sie finden dieſe Liebkoſungen ſo reizend, daß diejenigen, welche am geſchickteſten darinnen ſind, in größten Gnaden ſtehen. Begegnet eben dieſen Fürſten ein Marabout, bitten ſie ihn um ſeinen Segen, und halten die Aerme kreuzweis über die Bruſt, unterdeſſen daß der Prieſter etliche Gebethe für ihr Seelenheil herſaget. Dieſe ganze Zeit über liegt jedermann auf den Knieen; und dieſer ſonderbare Widerſpruch von Andacht, und ſinnlichen Vergnügen, dieſe Abwechſelung von Wolluſt und Religion, verwundert, und ärgert niemanden.

In verſchiedenen dieſer Königreiche, wenn der König über eine wichtige Sache rathſchlagen will, läßt er ſeine Räthe mitten in einen Wald zuſammen kommen. Daſelbſt gräbt

man ein großes Loch, um welches die Räthe ſich herumſetzen, den Kopf in das Loch halten, und aufmerkſam anhören, was Se. Majeſtät ihnen vorträget. Die Meynnngen werden geſammelt, und der Entſchluß in eben der Stellung genommen. Iſt die Berathſchlagung geendiget, ſo macht man das Loch wieder zu, um anzuzeigen, daß alles was abgehandelt worden iſt, darinnen vergraben bleiben ſoll. Die geringſte Bekanntmachung würde am Leben beſtrafet werden; daher die größten Anſchläge auf ſolche Weiſe in der tiefſten Verſchwiegenheit bleiben.

Grund und Boden, und die Bäume in dieſen Königreichen, gehören dem Könige eigenthümlich. Niemand darf ſich unterſtehen, zu ärnden, oder Wein aus den Palmenbäumen zu ziehen, ohne Erlaubniß des Monarchen. Er verwilligt es zwar ſeinen Unterhanen gern, verlanget aber zu gleicher Zeit zwey Tage in der Woche Arbeit. Auch die Fremden werden angeleget; und alle Portugieſen, ſelbſt diejenigen, welche urſprünglich aus dem Lande ſind, geben eine Summe, die wie andere Abgaben gehoben wird. Die Schiffe, welche ihre Ladungen in den Häven nehmen, müſſen den Werth von hundert Stangen bezahlen, ohne die Geſchenke zu rechnen,

nen, welche der Souverain nach ſeinem Gefallen vorſchreibet.

Um den Europäern Sclaven zu verſchaffen, ſchicken dieſe Fürſten Aufpaßer um die Dörfer, mit Befehle, alle Einwohner, die ſie überraſchen können, wegzunehmen. Die Kinder wickelt man in einen Sack; und den Erwachſenen ſteckt man einen Knebel in das Maul, daß ſie nicht ſchreyen, und Lärmen machen können. Sind nun dieſe ausgeſchickten Entführer zu ſchwach, ſo werden ſie von den Einwohnern gefangen genommen, und zu dem Könige gebracht, der ſeinen gegebenen Auftrag nicht allein nicht geſtehet, ſondern um ſeinen Gewinn nicht einzubüßen, unter dem Vorwande der zu leiſtenden Juſtitz, die Angeklagten ſelbſt zu Sclaven verkauft. Das ſonderbareſte iſt, daß auch diejenigen, die gleich anfänglich weggenommen worden ſind, eben dieſes Schickſal erdulden müſſen, ſo gut als die Entführer; gleichſam als ob die wider ſie gebrauchte Gewalt ein Recht über ihre Freyheit gäbe. Alle dieſe Elenden werden mit Stricken um den Hals, drey oder vier Fuß aus einander, gebunden. Ich habe ihrer bis vierzig zuſammen gereihet geſehen. Man beladet ſie mit einem Sacke Korn, mit einem Elephantenzahne, und mit dem benö-

thigten Vorrathe von Waſſer, den ſie in ledernen Säcken tragen.

Der Verkauf dieſer Gefangenen macht einen der wichtigſten Artickel in dem Handel der Mandingos. Man findet bey ihnen auch erſtaunend vieles Wachs. Dieſes preſſen ſie, um den Honig heraus zu ziehen, wovon ſie eine Art von Hydromel machen; hernach ſieden ſie es in Waſſer, ſeigen es durch ein härnes Tuch, und bringen es in Scheiben, die ohngefähr einen Centner wiegen. Die Bienenſtöcke ſind von Strohe, und gleichen den Europäiſchen.

Die Jalofs, oder Oualofs, wie ſie ſich ſelbſt im Lande nennen, iſt eine andere Africaniſche Nation, die an dem Gambia wohnet. Sie giebt den Mandingos nichts nach, weder an Menge, noch an Einſicht, noch an Tapferkeit. Sie ſind eben ſo ſchwarz, eben ſo lüderlich, eben ſo hochmüthig, lügenhaft, gefräßig, diebiſch, und unzüchtig, wie jene. Wie ſelbige verkaufen ſie auch ihre Kinder, Aeltern, Nachbarn, Freunde; und zu dieſer Grauſamkeit nehmen ſie gemeiniglich diejenigen, die mit den Europäern nicht reden können. Dieſe führen ſie nach den Factoreyen, als wenn ſie ihnen

Packete nachtragen ſollten, geben daſelbſt vor, es wären gekaufte Sclaven, überliefern ſie den Engliſchen, oder Portugieſiſchen Kaufleuten, und dieſe armen Unglücklichen ſehen ſich nicht eher betrogen, als in dem Augenblicke, da man ſie feſſeln will. Ein alter Schwarzer, der Willens war, ſeinen Sohn zu verkaufen, führte ihn nach einer Factorey; dieſer aber merkte die Liſt, zog geſchwind einen von den Factoren auf die Seite, und verkaufte ſelbſt ſeinen eigenen Vater. Der Alte, als er weggeführet werden ſollte, ſagte, er wäre des jungen Schwarzen Vater; jener aber verſicherte das Gegentheil, und der Handel wurde vollzogen. Als der Sohn triumphirend nach Hauſe kehrte, begegnete er dem Chef der daſigen Gegend, der ihm das gelöſete Geld wegnahm, und ihn an eben den Factor verkaufte.

Die Dualofiſchen **Fürſten** ſind die unverſchämteſten **Bettler** von ganz Africa. Anfänglich fordern ſie nur einige Kleinigkeiten: ſehen ſie aber daß man ihnen willfahret, werden ſie ſo unerträglich, daß man entweder mit ihnen brechen, oder alles einräumen muß. Das einzige Mittel, ſie los zu werden, iſt, daß man ihnen nichts eher, als nach langen, anhaltenten Bitten verwilliget. Ueberhaupt muß man

nicht glauben, daß ihre Habſucht jemals zu befriedigen ſey. Wenn ſie bey einem Fremden, der ſie beſuchet, etwas ſehen, das ihnen gefällt, als einen Mantel, Strümpfe, Schuhe, Beinkleider, u. d. ſo verlangen ſie, daß man ihnen erlaube, eines nach dem andern zu verſuchen, und ſetzen ſich endlich in den Beſitz der ganzen Kleidung.

Da die Europäiſchen Factore ſich vor dieſen Fürſten nicht anders ſehen laſſen, als wenn ſie etwas zu bitten, oder über die Beamten Klage zu führen haben, ſo erſcheinen ſie niemals mit leeren Händen. Ihre ordentlichen Geſchenke beſtehen in zehn oder zwölf Maas Brandwein: ſo lange dieſe nun dauren, ſo werden Ihre Majeſtäten nicht nüchtern; und man hat keine Antwort zu hoffen, bis das ganze Faß ausgeleert iſt. Kommen ſie endlich wieder zu ſich, ſo machen ſie den Factoren, bey der Abſchieds-Audienz, auch ein Geſchenk von einem oder zweyen Sclaven, die ſie aus dem nächſten Dorfe wegnehmen laßen. Wehe alsdenn denjenigen, welche unter der Aufpaſſer Hände fallen; denn ſie nehmen ohne Unterſchied den erſten, den liebſten, weg.

Die Oualofs, ſo wohl als die Mandingos, haben eine ſonderbare Art, ihrem Souveraine

raine die Aufwartung zu machen, und vor ihm zu erſcheinen. Erſtlich beugen ſie das Knie, hernach nähern ſie ſich dem Könige, alsdenn legen ſie die Hand auf die Erde, und wieder auf den Kopf, greifen das Bein des Monarchen an, und legen ſich ein wenig Staub auf die Stirne. Dieß iſt das größte Kennzeichen der Ehrfurcht, welches ein Unterthan ſeinem Herrn geben kann.

Ich bin, u. ſ. w.

Senegal, den 26. September, 1753.

Der 182 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Nachdem wir die an dem Ufer des Gambia hier und da gelegenen Factoreyen, nebſt den benachbarten Königreichen, beſuchet hatten, fuhren wir den Fluß wieder herunter, und legten uns bey den Inſeln des grünen Vorgebirges, (Capo Verde,) vor Anker. Dieſe Inſeln, ob ſie gleich von Schwarzen bewohnt werden, gehören dennoch unter Portugieſiſche

ſche Botmäßigkeit, und bekennen ſich zu der chriſtlichen Religion. Man zählet ihrer zehne, oder zwölfe, worunter vornehmlich die von San-Jago zu bemerken iſt, wo der Biſchof, und der Statthalter reſidiren. Die anderen heiſſen, della Salé, Bonaviſta, Mayo, S. Philippo, S. Juan, S. Nicolo, S. Vincent, S. Antonio, S. Lucia, u. ſ. w. Als die Portugieſen ſie zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes entdeckten, gaben ſie ihnen den allgemeinen Namen der Inſeln von Capo Verde, (des grünen Vorgebirges,) weil ſie dieſem Cap gegen über, und eben nicht ſo gar weit davon entfernet, liegen. Sie nenneten ſie auch die grünen Inſeln, ohne Zweifel wegen des in dieſer Gegend wachſenden Meer-Graſes, welches ſo dick ſteht, daß es die Schiffe aufhält, wenn der Wind nicht ſtark genug iſt, den Widerſtand zu heben. Es gleicht dieſes Gras der Kreſſe, und die Frucht, unſeren Johannisbeeren; man weiß nicht, wie dieſes Grüne, in einer ſo großen Entfernung von den Africaniſchen Küſten, an einem Orte, wo der Ocean keinen Grund hat, hervorkommen kann.

Ich kenne kein Land, wo die Hitze gröſſer, und die Luft ungeſunder ſey, als auf den

Inſeln

Inſeln von Capo Verde. Weil es ſelten regnet, ſo iſt das Erdreich ſo brennend, daß man da, wo die Sonnenſtrahlen hinfallen, keinen Fuß hinſetzen kann. Der Nord-Oſtwind verurſachet hernach eine ſo gählinge Kälte, daß ſie tödlich wird, wenn man ſich nicht ſorgfältig verwahret. Die Einwohner brauchen daher die Vorſicht, den Kopf mit einer Mütze, die bis auf die Achſeln geht, und den Leib mit einem baumwollenen Kleide zu bedecken. Die Landeserzeugungen ſind eben dieſelben, wie auf der Küſte; auch ſieht man Zuckerrohr; und die von den Portugieſen gepflanzten Weinſtöcke tragen jährlich zweymal. Ziegen, und Pferde, haben ſich erſtaunend vermehret, welches die Güte, und Menge der Weiden beweiſet; aber man hat Mühe ſie zahm zu mamachen. Ochſen, und Kühe ſind ſelten; allein von Eſeln giebt es eine ſolche groſe Anzahl, daß die Engländer einen beſondern Handel damit nach ihren Americaniſchen Pflanzörtern treiben.

Die vornehmſten Reichthümer dieſer Eiländer beſtehen in Ziegenhäuten, welche ſie auf Levantiſche Art zurichten, hauptſächlich aber in dem Verkaufe von Salze, womit ſie alle Jahre mehr als zwey tauſend

Schiffe beladen könnten. Nach der Landes Gewohnheit holen es die Kaufleute in den Gruben ſelbſt, und ſchaffen es nicht weit davon an beſondere Oerter, wo es getrocknet wird. Die Einwohner laden es hernach auf Eſel, die es auf die Schiffe bringen; und ein einziger Schwarzer kann bis funfzehn ſolcher Thiere treiben. Dieſes Salz dienet, das Schildkrötenfleiſch einzulegen, welches von hier, wo es ſehr gemein iſt, nach allen Colonien verſchicket wird; die Colonien aber verzehren davon wenigſtens ſo viel, als alle andere Länder von Europa Stockfiſch.

Der König von Portugal hatte die meiſten der Capo-Verdiſchen Inſeln an die Vornehmen des Hofes verſchenkt, und ſich nur die Inſel von San-Jago vorbehalten, zu welcher hernach S. Philippo noch gekommen iſt. Sie wurden anfänglich einem Statthalter untergeben, deſſen Anſehen aber eingeſchränkt war; denn die vornehmſte Gewalt hatte der General-Statthalter aller dieſer Inſeln. In unſern Tagen hat man einen Beamten dahin geſetzet, der die civil Gerichtsbarkeit beſorget, und der Commendant hat blos mit militair Sachen zu thun. Der Haven von San-Jago iſt gleichſam das

Zoll-

Zollhaus für alle Portugieſiſche Schiffe, die nach Guinea handeln. Seine Unterhaltung koſtet wenig; denn, außer daß die Feſtungswerke mittelmäßig ſind, ſo iſt auch keine andere Beſatzung zu ihrer Vertheidigung da, als die Landmiliz. Die Soldaten ſehen aus, als wenn ſie vor Hunger ſterben ſollten; und der commandirende Officier ſcheint keine beſſere Verpflegung zu haben.

San-Jago iſt die größte unter den Inſeln des Capo Verde, und hat achtzig Stunden im Umfange. Ihre erſten Einwohner waren dahin verbannte Portugieſen, die ſich mit den Schwarzen vermiſcheten, woraus eine Nachkommenſchaft von Mulatern entſtanden iſt. Fragt man den geringſten unter ihnen, wer er iſt, und wie er heißt, ſo antwortet er, er ſtamme von einer der erſten Familien in Portugal her; ſeine Vorfahren wären unbilliger Weiſe hier her verbannt worden; und der Beſcheidenſte giebt ſich wenigſtens für eines Oberſten Sohn aus. „Bey aller dieſer hohen Herkunft, ſagte mir unſer Capitain, rathe ich Ihnen, auf Ihrer Huth zu ſeyn; denn dieſe Leute ſind im Stande, Ihnen den Hut bey hellem Tage wegzunehmen, und ihre Flucht vereitelt alles Nachforſchen. Wenn ihrer zweye oder dreye, Sie

mit Reden zu unterhalten ſuchen, ſo nimt Ihnen ein anderer das Schnupftuch, oder den Degen. Sie entwenden alles was ſie finden, und verlaſſen ſich auf ihre Geſchwindigkeit; denn ſie ſind ſo eben ſo leicht auf den Füßen, als geſchickt mit den Händen. Sie ſind ſo verwegen, daß ſie jemanden mit der größten Dreiſtigkeit in das Geſicht ſehen, und ihm unterdeſſen ein Stück vom Kleide ſchneiden, oder die Börſe nehmen„. Alle ſind groß von Geſtalt, aber übel gebauet: die Weiber inſonderheit ſind abſcheulich häßlich; ſie haben große Lippen, eine platte Naſe, und ihre Neigungen ſind eben ſo ſchändlich, als ihr Geſicht zum Fürchten gemacht iſt. Wenn man den Statthalter, den Biſchof, und einige aus Europa geſendete Mönche, oder Prieſter, ausnimmt, ſo ſind alle übrige von einerley Farbe, und Häßlichkeit. Der Biſchof, und die Chorherren, müſſen gebohrne Portugieſen ſeyn; auf den übrigen Inſeln aber können auch Mülaters, und Schwarze, Geiſtliche werden.

In der Hauptſtadt San-Jago, welche auch Ribeira-Grande genennet wird, ſind außer der Cathedralkirche, noch drey Ordenshäuſer, eines für ſchwarze Mönche, und zweye, für ſchwarze Nonnen. Die Geiſtlichkeit, und Klöſter in Portugal, wenn

wenn ſie ſtraffällige Ordensbrüder haben, ſo ſchicken ſie ſie nach San=Jago. Sie können Sich leicht vorſtellen, wie wenig geſchickt dergleichen Prieſter zur Unterweiſung der Völker, und zur Verbeſſerung ihrer Sitten ſeyn müßen.

Die Schwarzen, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen, erhalten eine dieſer Würde anſtändige Erziehung: kann man ſie auch nicht gelehrt machen, ſo bemüht man ſich doch, ihnen eben ſo viel Ehrerbietung für ihren Stand, als Eifer für ihr Amt, einzuflößen; und ob ſie gleich Schwarze ſind, ſo ſind ſie deßwegen nicht die unwißendeſten, und unordentlichſten Geiſtlichen im Lande. Der Biſchof welcher Suffragan des Erzbiſchofs von Liſſabon iſt, rechnet alle Inſeln von Capo=Verde unter ſeinen Kirchſprengel.

Die Inſel San=Jago iſt unverändert unter Portugieſiſcher Botmäſigkeit geblieben; und der Statthalter, der im Namen des Königes daſelbſt regiret, erſtreckt ſeine Gerichtsbarkeit bis über die königliche Domainen im obern Guinea. Ohne ſeine Erlaubniß kann man weder Lebensmittel, noch andere Vorräthe einkaufen; er alleine hat das Recht, Schlachtvieh zu verkaufen, und läßt ſich es allemal in baarem Gelde bezahlen.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Den andern Tag nach unſerer Ankunft ſahen wir das ganze Ufer voll von Verkäufern, die uns Orangen, Citronen, Cocusnüße, u. d. anboten. Einer hielt eine Ziege zwiſchen den Beinen, der andere ein angebundenes Schwein, der dritte hatte einen Affen auf dem Schooſe, ein anderer etliche Guineiſche Hüner. Unſere Matroſen tauſchten ſie gegen alte Kleider ein; denn nichts verkauft ſich hier ſo leicht als alte Kleider: dieß iſt die gemeinſte Waare, und diejenige, welche die Einwohner am wenigſten überdrüßig werden. Ich habe dieſe Leute mit ihren Früchten, Federviehe, und beſten Waaren, in dem Haven herzulaufen, und ſich mit einander um ein paar alte Beinkleider zanken, ja vor Verdruße weinen geſehen, wenn ſie ein anderer bekommen hatte. Es iſt ein wunderlicher Anblick, wenn man ſie ſieht, die alten Lumpen, die ſie gekauft haben, ſtolz um ſich nehmen; und dieſer Auftritt ereignet ſich alle Tage. Derjenige, der ſich einen alten Hut, mit einer Bandſchleife, ein zerriſſenes Kleid, ein Paar Manſchetten, ein Paar Beinkleider, und einen langen Degen verſchaffen kann, wenn er gleich keine Schuhe und Strümpfe hat, geht mit einer gravitätiſchen Mine einher, beſieht ſich alle Augenblicke, und tauſchte

nicht

nicht mit dem vornehmſten Herrn in Liſſabon. Ihre Kleidung, ſo wie ihre Sprache, iſt eine übele Nachahmung der Portugieſen. Die geringſten Worte reden ſie mit ſolcher Bewegung, und lächerlichen Gebärden, daß man ihre Gedanken weiß, ehe ſie anfangen zu reden.

Ribeira = Grande, ſonſt San = Jago genennet, liegt zwiſchen zweyen Bergen, an einem Fluße, der daſelbſt durchfließt. Am Ende der Stadt, gegen Mitternacht, öfnet ſich das Thal, und veranlaßet eine Menge Obſt- und andere Gärten, mit Citronen- und Pomeranzen-Bäumen, mit Zuckerrohre, und allerhand anderen Bäumen, und Früchten, angefüllet. Außer der Hauptſtadt, giebt es auf der Inſel noch drey oder vier andere Städte, nebſt etlichen Dörfern, die alle ziemlich volkreich ſind. Man iſt hier ſo ſehr in Furcht, die Einwohner möchten auf die fremden Schiffe entfliehen, daß man nicht einmal eine Barke duldet. In eben dieſer Abſicht unterhält man auch eine Wache, ſo lange Schiffe in dem Haven befindlich ſind.

Ich will der übrigen Inſeln des Capo-Verde nur mit einem Worte gedenken. Die Inſel Mayo führt dieſen Namen, weil ſie den erſten May entdecket worden iſt. Sie iſt wegen

gen der Güte, und Menge ihres **Salzes** berühmt. Man ſammelt es in einer Art von Teiche, wo das Seewaſſer, bey hohen Fluthen, durch Schleußen hinein gelaſſen wird. Alle **Einwohner**, ohne den Statthalter auszunehmen, ſind **Schwarze**; und ihre Anzahl erſtreckt ſich nicht über zweyhundert. Die Inſel Mayo war ein Theil der Mitgabe der Catherine von Aragonien, als ſie an Henrich VIII. vermählet wurde. Es iſt zu vermuthen, die Engländer würden dieſes Land nicht verlaſſen haben, wenn ſie geglaubt hätten, daß es verdiene, behalten zu werden.

Die Inſel **S. Philippo**, alſo genennet, weil die Portugieſen an dieſem Feſttage daſelbſt gelandet ſind, heißt auch **Fuego**, (die Feuer-Inſel,) wegen eines Feuerſpeyenden **Berges**, der beſtändig daſelbſt brennt, und Flammen giebt, die bey Nachtzeit ſehr weit können geſehen werden. Er wirft Stücken Felſen von unglaublicher Größe heraus, die erſtaunend hoch fliegen. Das Krachen, das ſie im Fallen verurſachen, wenn ſie von der Anhöhe des Berges herunter rollen, kann man weiter als eine Stunde hören.

Auf der Inſel **S. Juan** zählet man kaum zweyhundert Einwohner. Die Portugieſen halten

halten ſich zu gut, in Perſon dahin zu kommen, und zu commandiren; ſie überlaſſen daher den Schwarzen gern den Titel eines Statthalters. Auch iſt es ein Schwarzer, der das Amt eines Pfarrers verwaltet. Er kann kein Wort Latein; weil er aber das Meßbuch leſen gelernet hat, ſo verrichtet er die Meſſe, und theilet die Sacramente aus. Der Statthalte entſcheidet die Streitigkeiten, die unter dem Volke entſtehen. Er hat Macht, die Verbrecher in das Gefängniß bringen zu laßen, welches aber nichts als ein offener Park iſt, ſo wie diejenigen in Europa, wo man die Thiere einſperret. Hier bleiben ſie zuweilen viele Tage, ohne ſich in Freyheit ſetzen zu wollen; wenigſtens iſt es ſelten, Aufwiegler unter ihnen zu ſehen; und ſollten ſich ihrer finden, ſo iſt der Commendant berechtiget, ſie binden zu laſſen, bis der Juſtiz Genüge geſchehen iſt, und ſie öffentliche Abbitte gethan haben. Seine Gewalt erſtrecket ſich nicht weiter; und fällt eine Mordthat vor, ſo erwartet der Verbrecher, in Ketten und Banden, ſein Urthel von dem Statthalter von San-Jago, oder von dem Portugieſiſchen Hofe. Bey geringen Vergehungen, weiſet man dem Schuldigen ſeine Hütte zum Gefängniſſe an. Es wird dieſes als eine

groſze Gnade angeſehen; denn das öffentliche Gefängniß iſt eine Strafe, vor welcher man ſich in S. Juan eben ſo ſehr fürchtet, als in Europa vor der Todesſtrafe.

Bonaviſta, oder die ſchöne Ausſicht, wurde von den Portugieſen, in der erſten Bewegung ihrer Freude alſo genennet, da ſie es entdeckten. Die Mannsperſonen kleiden ſich nach Europäiſcher Art, haben aber nichts von Kleidern, als was ſie von den Engländern bekommen: auch ziehen ſie ſolche nur Feſttages an; denn ordentlich gehen beyde Geſchlechte faſt ganz nackend. Die Röcke der Weiber, und die Beinkleider der Mannsperſonen ſind nicht gröſzer, als um den Wohlſtand mit Mühe zu retten.

Die Inſel **della Sale** iſt nicht bewohnet; und man kennet ſie nur wegen des häufigen **Salzes**, das ſie unſeren Schiffen liefert. Die Inſel **S. Nicolo**, die gröſzte nach S. Jago, hat nichts merkwürdiges, ſo wenig als **S. Lucia**, **S. Vincent**, und **S. Antonio**, die ich Ihnen nur zu nennen brauche.

Von San-Jago ſegelten wir nach dem **Capo Verde**, und legten uns eine Meile davon vor Anker. So eilig wir auch waren, nach

nach Senegal zu kommen, ſo konnten wir uns doch nicht enthalten, die vortreffliche Anſicht dieſer Küſte in Augenſchein zu nehmen. Das Cap hat ſeinen Namen von den daſelbſt befindlichen immergrünenden Bäumen, und Büſchen. Vom weiten entdecket man zwey runde Hügel, welche die Franzoſen die Brüſte genennet haben, wegen der Aehnlichkeit mit dem Buſen einer Frau. Die Breite des Cap beträgt ohngefähr eine halbe Stunde: es erſtreckt ſich weit in das Meer, und wird nebſt dem Vorgebirge der guten Hoffnung, für das gröſte von Africa gehalten. Den Einwohnern, ob ſie gleich nackend ſind, fehlt es weder an Höflichkeit, noch Einſicht. Wir ſetzten uns mit unſerm Capitaine in eine Schaluppe; und als wir an das Ufer kamen, fanden wir auf hundert Schwarze, die ſich dahin begeben zu haben ſchienen, um uns zu erwarten. Wir redeten mit einander ohne Mißtrauen, und nach Gewohnheit ſchlugen wir ihnen vor, Geiſeln auszuwechſeln. Der Vorſchlag wurde angenommen, und da man auf beyden Seiten ehrlich zu Werke gieng, ſprachen wir ſogleich von Handlungsſachen. Wir hatten wollene Zeuge, Leinwand, Eiſen, Käſe, und andere Waaren mitgebracht; und die Schwar-

zen verſprachen uns, Biſam, Gold, und Pfeffer, dafür zu geben.

Wir waren über die Schönheit des Landes, über die Vortrefflichkeit der Rehde, und über den Ueberfluß an Lebensmitteln, ganz verwundert, und alle ſehr geneigt, eine Zeitlang an einem Orte zu bleiben, wo die Matroſen, wie man vorgiebt, neue Stärke bekommen, den Seekrankheiten zu widerſtehen: die Schwarzen ſelbſt erzählen davon unglaubliche Dinge. Wir ſtellten uns an, als ob wir in ihre Abſichten nicht weiter eingehen, ſondern nur friſches Waſſer einnehmen wollten; denn wir konnten leicht urtheilen, daß der Endzweck dieſer Africaner, uns aufzuhalten, blos wäre, einigen Nutzen von uns zu ziehen. Unterdeſſen, um unſern Schiffsleuten einen Gefallen zu thun, bey denen dieſe Erzählungen großen Eindruck gemachet hatten, verſchoben wir unſere Abreiſe etliche Tage.

Dieſen Verſchub machte ich mir zu Nutzen, nach Rufiscò zu reiſen, einen verſtümmelten Namen von den Portugieſiſchen Wörtern, Rio-frisco, welches einen kühlen Fluß bedeutet. In dieſer Stadt, wo die Ausſicht unvergleichlich iſt, haben die Franzoſen eine

Facto-

Factorey. Die Lage auf einem mit Bäumen bepflanzten Hügel; der kleine Bach, der ſich auf der rechten Hand hinſchlängelt, um eine Halbinſel zu veranlaſſen; der immergrünende Wald, der ſich hinten wie ein Amphitheater erhebt; ſtellen eine reizende Landſchaft vor. Die **Häuſer**, obſchon nach Art der Schwarzen erbauet, das iſt, von Rohre und Palmenblättern, ſind groß und bequem. Die **Einwohner**, die für die beſten Sclaven von Africa gehalten werden, haben keine andere Kleidung, als ein kleines Stück Zeug, welches das bedeckt, was man niemals ſoll ſehen laſſen, tragen aber kein Bedenken, es wegzuthun, wenn ſie in ihre Kähne ſteigen. Die **Weiber** binden ihre Haare auf dem Kopfe zuſammen, und oben drüber kleine Breter, ſich vor der Sonne zu ſchützen. Sie ſind ſo unzüchtig, daß ſie die Weißen auch auf der Gaſſe nicht ruhig laſſen; und wir hatten viele Mühe, uns ihrer zu erwehren. Die Männer ſelbſt überlaſſen ſie andern für eine Kleinigkeit, und das meiſtemal bieten ſie ſie dem erſten, dem liebſten, umſonſt an. Uebrigens ſchienen mir dieſe Völker ſehr **arbeitſam**. Einige beſchäftigten ſich, die Blätter der Aloe zu ſchlagen, um das Faſichte davon abzuſondern; an-

dere dreheten es, und machten Angelleinen, und Netze zur Fiſcherey, daraus. Als ich die Häuſer alle beſehen hatte, war ich verwundert, gleichſam in eine zweyte Stadt zu kommen. Dieſe beſtund aus einer Anzahl etwas kleinerer Hütten, mit Sande bedecket, den Mauſoleen ähnlich, welche die Körper der Verſtorbenen verwahrten.

Rufisco iſt eine der vornehmſten Städte in dem Königreiche Kagor. Es halten ſich königliche Beamten daſelbſt auf, theils um die Einkünfte des Souverains in Empfang zu nehmen, theils, das Juſtitzweſen zu verwalten; man kann aber von ihrem Tribunale an den Generalcapitain der Truppen appelliren, der einen erſten Miniſter vorſtellet.

Die Hitze iſt hier unerträglich, inſonderheit auf der Seite nach der See, wo gemeiniglich eine ſolche Windſtille iſt, daß man nicht die geringſte Luft ſpüret; daher auch Menſchen und Vieh kaum Athem holen können. Was die Gegend noch widriger macht, iſt der unausſtehliche Geſtank der toden Fiſche, welche an das Ufer geworfen werden, und einen tödlichen Geruch von ſich geben. Man legt ſie mit Vorſatze dahin, daß ſie faulen ſollen,

weil

weil ſie die Schwarzen nicht anders eſſen. Eine Menge Fiſcher verſorgen ſowohl die Stadt damit, als auch die benachbarten Dörfer.

Rufisco, das die Franzoſen Rüfisque heiſſen, liegt hinten am Ende einer Bay, welche von ihnen die Bay von Frankreich genennet wird. Sie hat einen Ueberfluß von Fiſchen aller Art, und die herumliegende Gegend iſt voller Vieh, und Geflügel, das um ſehr geringen Preis gegeben wird. Die Heerden ſind ſo zahlreich daſelbſt, daß, als ich ihrer an die See kommen ſah, um ſich zu baden, ich ſie nicht zählen konnte. Ein jedes Schiff giebt den königlichen Beamten, für die Erlaubniß, Holz und Waſſer zu holen, eine gewiſſe Anzahl Waaren. Die Schwarzen, welche dieſe Vorräthe herbeyzuſchaffen gebrauchet werden, tragen ſie auf den Rücken bis an die Schaluppen, und glauben, mit einigen Gläſern Brandwein recht gut belohnet zu ſeyn.

Die Sereres, die ſich in der Nachbarſchaft dieſer Stadt, und überhaupt um das ganze grüne Vorgebirge aufhalten, machen eine unabhängige Nation aus, die niemals einen Souverain hat erkennen wollen. Es ſcheint ſogar, daß ſie ſich allen übrigen Menſchen zu

ent-

entziehen ſuchen, denn man findet ihre Wohnungen nur in den dickſten Wäldern. Sie ſtellen unter ſich verſchiedene Republiken vor; da aber die ganze Nation nur einerley Vortheile hat, ſo vereinigen ſie ſich, ſo bald ſie ihren gemeinſchaftlichen Feinden Widerſtand zu thun haben, in eine einzige Republik. Die Sereres kennen keine anderen Geſetze, als das Geſetz der Natur. Sie ſind nackend, haben keinen Begriff weder von einem höchſten Weſen, noch von einem andern Leben. Zuweilen kommen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fallen die Reiſenden auf den Landſtraßen an, um ihnen ihr Gewehr zu nehmen. Ihre Nachbarn ſehen ſie für Wilde an; und man ſchimpft einen Schwarzen, wenn man ihn Serere nennt. Unterdeſſen ſind dieſe Leute arbeitſam, freundlich, beſcheiden, gutthätig, ja gegen die Fremden freygebig; ſie bauen ihr Land, und ziehen Heerden Vieh auf; da hingegen die, welche ſie für Barbaren halten, lieber in Hunger und Kummer leben, als durch Arbeit ihren Unterhalt zu haben ſuchen.

Die anderen Länder, welche um das Capo Verde herum liegen, ſind die Königreiche Sin, Baol, und Kagor, welche ehedem Provinzen des Reiches der Oualofs waren; die

Statt=

Statthalter aber empöreten ſich, und nahmen die Titel als Könige an, ohne daß ihr Souverain ſie wieder unter den Gehorſam bringen konnte.

Die Inſel Goree, nicht weit von der Stadt Rufisco, ſteht unter der Botmäßigkeit des Königes von Kagor, welcher den Titel Damel führet; und die Franzoſen haben daſelbſt eine Errichtung. Ihren Namen hat ſie von den Holländern, welche ihn von einer Inſel bey Seeland entlehnt haben, weil ſie glauben, ſie habe mit ſelbiger einige Aehnlichkeit. Sie wurde ihnen von einem der Könige von Capo=Verde eingeräumet, und ſie baueten ein Fort dahin, daß ſie Naßau nenneten; weil ſie es aber nicht für hinlänglich hielten, die Rehde zu vertheidigen, führten ſie ein zweytes, unterm Namen des Fort von Orange, auf. Sie wurden von den Engländern heraus gejagt, nahmen es aber wieder ein, vermehrten die Feſtungswerke, und dachten auf nichts weiter, als ſich in ihrem Beſitze zu erhalten, als der Graf von Eſtrees mit zwölf Kriegsſchiffen kam, und ſie zwang, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Franzöſiſche Compagnie von Senegal nahm Beſitz davon, und ſchloß mit dem Könige von Rufisco

ſisco unter eben denen Bedingungen, wie die Holländer, einen Handlungstractat. Hundert Stück Canonen machen dieſen Platz heutiges Tages furchtbar, und wenn die Beſatzung auf ihrer Huth iſt, und einen Ueberfall vermeidet, kann er nicht anders als mit Hunger gezwungen werden. *

Die Inſel Goree liegt nur eine Stunde vom feſten Lande, und ihr Umfang beträgt kaum eine viertel Stunde. Eine niedrige Erdzunge, und ein kleiner ſteiler Berg, machen die ganze Inſel aus: dieſe Lage, nebſt einer Menge Klippen, verurſachen, daß man ſich ihr faſt nicht nähern kann. Es iſt auch nicht mehr als ein Ort, zum Anladen, und der Weg dahin höchſt beſchwerlich. Unerachtet ſie in dem hitzigen Erdſtriche liegt, empfindet man doch eine kühle Luft, welche die beſtändig anhaltenden Land- und See-Winde veranlaßen. Der Herr von St. Jean, Director der Franzöſiſchen Factorey, hat die Inſel befeſtiget, und mit verſchiedenen Gebäuden verzieret. Durch ſeine Bemühung hat man Waſſerquelle entdecket; die Gärten ſind mit Obſtbäumen beſetzet wor-

* Die Engländer bemächtigten ſich dieſer Inſel 1758, gaben ſie aber 1763, in dem Pariſiſchen Frieden, (Art. X.) den Franzoſen wieder.

worden; und durch alle erhaltene Vortheile iſt aus einem kleinen dürren, unfruchtbaren Lande, ein ſicherer und angenehmer Aufenthalt geworden.

Die Statthalterſchaft von Goree erſtreckt ſich über die Königreiche Kagor, Sin, Baol, Salum, u. a. m., bis an den Fluß Sierra-Leona: welches eine Weite von mehr als drey hundert Stunden ausmacht. Die anderen davon abhängenden, und auf gewiſſe Weiten von einander gelegenen Factoreyen werden von denen Königen, in derer Bezirke ſie ſich befinden, beſchützet und vertheidiget. Dieſe würden nicht verſtatten, daß eine andere Nation zum Nachtheile, und wider Willen der Franzoſen, nach ihrem Lande handelte; und wenn ein Fremder ſich unterſtünde, auf ihrer Rehde die Anker zu werfen, nähmen ſie ihm ſein Schiff. Dieſe Factoreyen ſind in den beſten Dörfern, am Ufer des Meeres, und für die Handlung ſehr bequem angeleget. Frankreich unterhält daſelbſt Conſuls, welche mit Hülfe der Dollmetſcher die Handlung treiben. Die Einwohner jeden Königreichs bringen, was ſie haben, zu verkaufen, oder zu vertauſchen; und der Statthalter hat die Erlaubniß, an allen

Der-

Oertern, wo er es für gut findet, Vorraths-häuſer anzulegen.

Das Königreich Kagor, das für die Handlung ſehr wenig hervorbringt, iſt zum Unterhalte der Colonie deſto nützlicher. Man findet daſelbſt Ochſen, Kühe, Hüner, Wildpret, und Fiſche, in Menge. Der Sclavenhandel im Königreiche Baol würde anſehnlicher ſeyn, wenn unſere Magazine beſſer verſorget wären. Sie ſind oft ſo leer von Waaren, daß die Souveraine im Lande genöthiget ſind, die Sclaven an die Mandingos zu verhandeln, von denen ſie die Engländer hernach kaufen. Der König von Salum iſt unter allen auf der Küſte der mächtigſte, der reichſte, und zur Handlung am beſten gelegen, aber auch derjenige, auf welchen man ſich am wenigſten verlaſſen kann; denn weder er, noch ſeine Unterthanen, tragen Bedenken, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten zu brechen.

Die Franzöſiſche Compagnie hat dreyerley Preiſe, um mit dieſen Nationen zu handeln: des einen bedienet ſie ſich bey dem Handel mit dem Könige, des anderen, mit den Großen, und des dritten, mit dem Volke. Der wichtigſte Handel, mit dem Souveraine, beſteht in dem **Sclavenhandel.** Man wendet viele Sorgfalt

falt an, die Sclaven genau zu unterſuchen, und bey dem geringſten Fehler werden ſie entweder zurückgegeben, oder weniger bezahlt. Zwey Kinder werden für einen Mann, oder dreye für zweye gerechnet, nach Beſchaffenheit des Alters, und der Stärke. In Beſorgung dieſes Artikels, beſteht die Geſchicklichkeit der Factore. Die dafür vertauſchten Waaren unterſcheiden ſich durch gewiſſe Benennungen. Der große **Makaton** iſt eine viereckige ſilberne Schachtel, mit Ringen, wo eine Schnur, oder Kette durchgezogen wird. Die Schwarzen hängen ihn zum Zierrathe über die Achſel, wie eine Patrontaſche, und verwahren ihr Räucherwerk, ihr Gold, und Koſtbarkeiten darinnen. Die Könige hängen ihn nicht um; dieſe Ehre erweiſen ſie nur dem Alkorane; ſie laßen ihn aber durch einen Hausofficier nachtragen, der herauslangen muß, was ſie fordern. Zuweilen ſind in dem Makaton nichts als Zahnſtocher; vielmals dienet er auch nur zum Zierrathe. Das **ſilberne Horn**, iſt eine Art von kleinem Horne, das auch an einer Kette hängt, und die Schwarzen eben ſo brauchen, wie den Makaton. **Mortodes** nennet man eine Art falſcher Perlen, oder ſilberne, hohle, eyförmige Kugeln, wovon die Weiber ihre Hals-

und Armbänder machen. **Bugis**, ſind die kleinen Muſcheln, von denen ich Ihnen geſaget habe, daß ſie an ſtatt der Münze gebrauchet werden. Sie wiſſen auch, was man durch eine **Stange**, (barre,) verſteht. Die **Glasperlen**, (verroterie,) ſind kleine gläſerne Kugeln von allerhand Farben, derer eine unglaubliche Menge hier verkaufet wird. Dieſe verſchiedenen Namen beſtimmen die unterſchiedenen **Preiſe**: der große Makaton gilt einen Sklaven; dreyßig Stangen gelten einen großen Makaton; und eine gewiſſe Anzahl Mortodes, Bugis, und Glasperlen, gilt eine Stange. Die anderen Kaufmannswaaren, welche die Europäer für die Gefangenen vertauſchen, ſind Flinten, Pulver, Kugeln, Meßer, Trommeln, Piſtolen, Scharlachtuch, Papier, Brandwein, u. ſ. w.

Die Franzoſen ſtehen in dem Rufe, beſſere Waaren zu haben, ehrlicher zu handeln, und höflicher zu ſeyn, als die anderen Nationen. Die Schwarzen ziehen ſie den Engländern vor, welche überhaupt in allen benachbarten Königreichen von Capo-Verde verabſcheuet ſind. *

„Es

* Man muß von ſich ſo lächerlich eingenommen ſeyn, wie ein Franzoſe, um dergleichen Prahlereyen, und Unwahrheiten zu ſchreiben. Der Nationalhaß, den

„Es wäre zu wünſchen, ſagte zu mir ein Factor von Goree, mit einer Art von Verdruße, daß wir, zur Aufnahme, und zum Vortheile unſerer Handlung, die günſtige Meynung dieſer Völker, beſſer zu nutzen gewußt hätten. Allein diejenigen, welche unſere Colonie bisher ausgemachet haben, ſind mehr auf ihr eigenes, als auf des Staats Beſte bedacht geweſen. Der Reiz eines geſchwinden Glücks hat alle ihre Bemühungen an ſich gezogen; und kein Menſch hat weder in neuen Entdeckungen, noch in mehreren Errichtungen, etwas außerordentliches unternehmen wollen. Ein jeder iſt ſeinen Lüſten nachgegangen, und hat ſich durch eine weichliche Lebensart entkräftet. Schlechte Unterbedienten, die nur ſchwache Beſoldungen hatten, unterhielten Maitreſſen, und bereicherten ſie. Zu einem anhaltenden Glücke gehöret Aufmerkſamkeit, Genauigkeit, Ehrlichkeit, Einſicht, und vornehmlich ein glimpfliches Bezeigen gegen die Könige, derer man benöthiget iſt. Dazu werden wohldenkende Mitbürger

den man heut zu Tage kaum dem Pöbel verzeiht, blickt bey dem Verfaßer überall hervor. Er ſelbſt beſchreibt in denen folgenden Worten, die er ſeinem Factore ſagen läßt, den Character ſeiner Nation am beſten; ob er gleich nicht überleget hat, daß er ſich widerſpricht.

erfordert, welche, mit ihrem Gehalte zufrieden, nicht für ſich, ſondern für das Aufnehmen der Compagnie arbeiten, auch das Gemüthe der Schwarzen zu gewinnen, und ſie uns geneigt zu machen wiſſen. Dieſes iſt es, was die Privatperſonen betrift. In Anſehung aber der Colonie überhaupt, ſo iſt kein beſſeres Mittel, die Handlung zu erhalten, und zu vergrößern, als die Feſtungen, und Beſatzungen, in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß ſie zu Kriegszeiten nichts von den Feinden, und in Friedenszeiten von Seeräubern, zu befürchten haben; wohl verſorgte Magazine anzulegen; niemals ohne genugſam bewafnete Schiffe zu ſeyn, um die Schleichhändler abzuhalten; endlich, beſtändig bereit zu ſeyn, die Schwarzen in der Furcht zu halten, und ſie zur Beobachtung ihrer Verträge zu nöthigen. Man muß ſich inſonderheit bemühen, eine beſtändige Eiferſucht unter den Königen des Landes zu unterhalten, und ſie verhindern, neue Auflagen einzuführen, den Preis der Lebensmittel zu erhöhen, oder unſere Freyheit, Waſſer und Holz in ihren Häven zu holen, zu ſtören„.

Die Bewohner der Inſel Goree, und überhaupt die, welche um Rufiſco, und das Capo-Verde wohnen, werden von Inſecten, die man

Vagva-

Vagvagues nennet, erbärmlich geplaget. Dieß ſind weiße Ameiſen, ſo groß wie die unſeren, welche, anſtatt Aufwürfe zu machen, in der Erde verſtecket bleiben, und ſich nicht anders ſpüren laſſen, als durch kleine Gänge, von der Größe eines Federkiels, die ſie an die Oerter, welche ſie anfallen wollen, hinleiten. Sie bedienen ſich ihrer, wie eines bedeckten Weges, um zu arbeiten, ohne geſehen zu werden, und freſſen in weniger Zeit alles, worauf ſie fallen. Wenn ſie ein Bette belagern, ſo iſt es faſt unmöglich, ſie zu vertreiben; und zerſtöret man auch des Abends ihre Gänge, ſo haben ſie, noch vor der halben Nacht, ſchon andere, bis oben an das Kopfküſſen wieder gemacht. Wenn ſie die Bettücher, und Matrazen zernaget haben, ſo beißen ſie auch die, welche im Bette ſchlafen, und verurſachen ihnen die heftigſten Schmerzen.

Unter andern Merkwürdigkeiten, darf ich auch die unzähliche Menge Fiſche, mittler Größe, welche dieſe Küſte überſchwemmen, nicht vergeſſen. Das Meer ſcheint davon ganz voll zu ſeyn; und wenn ſie von größern Fiſchen verfolget werden, ſieht man ſie, wie Sandbänke, ſich dem Ufer nähern, wo ſie öfters umkommen. Es giebt ſolcher Bänke, die über

funfzig Toiſen lang ſind, die Fiſche aber ſich ſo dringen, daß ſie übereinander wegrollen, ohne zu ſchwimmen. So bald die Einwohner ſie am Ufer gewahr werden, ſpringen ſie in das Waſſer, und halten in der einem Hand einen Korb, mit der andern aber ſchwimmen ſie. Es ſieht luſtig aus, wenn ſie in dieſer Stellung mitten in einen ſolchen Schwarm eindringen, den Korb blos untertauchen, in die Höhe heben, und mit ihrer Beute beladen zurück kehren. Es giebt ſolcher Fiſchzüge, wo mit einem großen Netze an die ſechs tauſend Stück auf einmal gefangen werden, davon die kleinſten die Größe eines ſchönen Karpfens haben. Die Schwarzen nehmen ein jeder ſeine Ladung: die Matroſen füllen ihre Schaluppen; und das übrige bleibt an dem Ufer liegen.

Da die gemeinen Leute die Fiſche auf dem Dache ihrer Hütten trockenen, ſo lockt ihr Anblick und Geruch, die Wölfe, Löwen, und Tyger, an die Dörfer, und macht, daß ſie beſtändig in der Gegend herum ſchweifen. Wehe alsdenn denen Kindern, ja denen Erwachſenen ſelbſt, die ſich von ihren Hütten entfernen. Man hat bey ſolcher Gelegenheit angemerket, daß der Wolf, und Löwe, ſich zuſammen halten, ohne einander zu fürchten, oder zu ſchaden.

den. Es iſt nicht etwa, als ob die Größe des Africaniſchen Wolfes, welcher die unſrigen weit übertrift, den König der Thiere abſchrecke, nein; ſondern er achtet das Wildpret des Wolfs nicht; da er hingegen das erſte Pferd, oder Kind, das ihm vorkommt, anfällt. Es geht kein Tag vorbey, daß nicht dieſe Fleiſchgierigen Thiere den Schwarzen eine große Menge Fiſche entwenden; und fragt man die Schwarzen, warum ſie ſich nicht die Mühe geben, die Fiſche die Nacht über wegzuthun, ſo antworten ſie ganz kaltſinnig, man müſſe jedermann leben laſſen; und überdieß wäre die Mühe, ſie alle Abende einzuſchließen, größer, als andere zu fangen.

Es iſt eine Zeit im Jahre, wo die Fiſche Gelegenheit zu merkwürdigen Beobachtungen geben. Man muß unſern Factor ſelbſt von ſeinen darüber gemachten Verſuchen reden hören. „Meine Stube, ſagte er, ſtund voller Gefäße, mit Seewaſſer angefüllet, worinnen ich beſtändig lebendige Fiſche hatte, welche bey Nachtzeit einen Glanz von ſich gaben, wie der Phosphorus. Muſcheln, welche ich in Kelchgläſern hatte, ja ſo gar tode Fiſche, die auf meinem Tiſche ausgebreitet waren, leuchteten. Aller dieſer Glanz vereiniget, prallte auf ver-

ſchiedene Theile meines Zimmers zurück, und machte, daß das ganze Zimmer zu brennen ſchien. Ich fand an dieſem Anblicke viel Vergnügen; was mich aber am meiſten freuete, war, daß jeder Fiſch in dem Lichte, das er von ſich gab, ſeine ganze Geſtalt ausdrückte. Eben ſo verhielt es ſich mit den Muſcheln, und mit allen anderen Seekörpern, die ich in der Stube hatte. Tauſend verſchiedene Stellungen, die ich ihnen gab, ließen mich dieſe glänzenden Verzierungen in das Unendliche verändern; und die Fäßer ſelbſt ſahen wie glüende Oefen aus. Das Meer, wenn es ſtürmete, ſtellete mir eben dieſen Anblick im Großen vor. Seine Waſſer-Berge ſchienen ſich in Berge von Feuer zu verwandeln, und verurſachten eine bewunderns-würdige Anſicht, die mehr Erſtaunen, als Furcht bey mir erweckte„.

Unſer Franzoſe, der ein eben ſo geſchickter Beobachter, als eifriger Patriot war, theilete mir noch mehrere Anmerkungen mit, die, als eine Folge deſſen was Sie geleſen haben, hier füglich Platz finden können. Er hat mir von einer Erſcheinung geſaget, dergleichen ich niemals ſelbſt geſehen habe, und ich zweifele, ob jemand ſonſt davon geredet hat. „Dieß war, ſagte er, eine Art von Feuerſäule, wie ein dicker

cker Rauch, die ſich in ſich ſelbſt drehete. Sie ſtund unten auf der See auf, und der Oſtwind trieb ſie gerad auf uns zu. So bald ſie die Schwarzen anſichtig wurden, ruderten ſie aus Leibeskräften fort, um ihr zu entgehen. Sie kenneten ihre gewöhnliche Wirkung, da diejenigen, die von ihr umgeben werden, vor Hitze erſticken müſſen; ja ſie ſetzt vielmal die Hütten in Brand. Die Schwarzen waren glücklich genug, ſie mehr als achtzehn Toiſen hinter ſich zu laßen, und freueten ſich, dieſem Feuerſtrome, der bey Tage nur wie ein dicker Rauch ſchien, entgangen zu ſeyn. Seine Hitze, obſchon in einer Weite von mehr als hundert Fuß, war noch heftig genug, daß wir ſie ſpüren konnten. Dieſe Feuerſäule ließ einen Salpetergeruch hinter ſich, der übel roch, und ein Kützeln in der Naſe verurſachte, davon einige nieſeten, andere kaum Athem ſchöpfen konnten„.

„In hieſigem Lande ſammelt man die Auſtern von den Bäumen, ſo wie man ſie ſonſt von den Klippen nimmt. An den Ufern wo die Flüße in die See fallen, ſtehen Bäume, an deren Wurzeln ſie ſich hängen; das Waſſer daſelbſt iſt auch geſalzen. Wenn das Meer zurücktritt, ſo bleiben die Au-

ſtern unbedeckt, und die Schwarzen kommen, und ſchneiden die Wurzeln, woran ſie hängen ab. Ein einziger ſolcher Aſt hat ihrer zuweilen mehr als zwey hundert; und ſind es verſchiedene Aeſte, ſo macht dieſes einen Buſch von Auſtern, den ein Menſch nicht wohl bewältigen kann„.

„Es iſt ſchrecklich, was die Heuſchrecken auf den Feldern von Capo Verde für Schaden anrichten. Eines Tages früh ſah ich die Luft auf einmal, wie von einer dicken Wolke, verdunkelt. Es war dieſes die erſtaunende Menge von dem Ungeziefer, das ſich ohngefähr fünf und zwanzig, oder dreyßig Toiſen über die Erde erhoben hatte, und einen Strich Landes von etlichen Stunden einnahm. Die Wolke wurde von einem ziemlich ſtarken Weſtwinde getrieben, und durchſtrich die Gegend den ganzen Morgen lang. Ueberall, wo dieſe Thiere hinkamen, richteten ſie allgemeine Verwüſtungen an; und wenn die Pflanzen, Blätter, und Früchte, auf den Bäumen verzehret waren, griffen ſie auch die Rinde an. Selbſt das Rohr auf den Dächern der Hütten, ſo dürre es auch war, wurde nicht verſchonet. Ich habe viele dieſer Inſecten gefangen, die ich noch in meinem Cabinete verwahre. Was

dabey

dabey Verwunderung erweckt, iſt die Geſchwindigkeit, mit welcher der Saft der Bäume den erlittenen Schaden wieder erſetzet. Vier Tage nach dieſer entſetzlichen Verheerung waren alle Bäume mit neuen Blättern bedeckt. Uebrigens ſollte man ſich nicht vorſtellen, daß ein ſo häßliches Thier, wie eine Heuſchrecke, dem Menſchen zur Nahrung dienen könnte; und dennoch iſt gewiß, daß verſchiedene Völker in Africa ſie eßen. Man richtet dieſe ekelhafte Speiſe ſo gar auf verſchiedene Art zu: einige ſtampfen ſie, und machen mit Milche ein Mus davon; andere braten ſie blos auf Kohlen, eßen ſie, und finden ſie köſtlich„.

Die **Einwohner von Senegal** haben eine ſolche **Hochachtung** für die Schlangen, daß ſie ſie ſogar in ihren Hütten heegen, und ſo zu ſagen in ihren Betten ſchlafen laßen, ob ſie ſie ſchon ihr Federvieh öfters vertilgen. Einsmals, als ich mit etlichen Schwarzen auf einer Matte ſaß, kam eine Otter, hielt ihren Umgang um die Geſellſchaft, und machte ſich endlich zu mir. Dieſe Vertraulichkeit mißfiel mir; und, um Schaden zu verhüten, ſchlug ich ſie mit einem Stocke tod. Alle Welt ſtund ſogleich auf, und fieng ein entſetzliches Geſchrey an; jedermann entfernte

ſich,

ſich, und lief davon. Weil die Sache ernſtlich wurde, und der Lärmen das ganze Dorf rege machte, wäre ich übel weggekommen, wenn der Herr vom Hauſe, ein angeſehener, und vernünftiger Mann, den Tumult nicht geſtillet hätte. Die Schwarzen bilden ſich ein, daß die Schlangen von der Abkunft derjenigen, die getödet worden iſt, ihren Tod ohnfehlbar an einem der Verwandten des Todſchlägers rächen.

Ich bin, u. ſ. w.

Rufiſco, den 17. October, 1753.

Der 183 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Die zur Schiffahrt wenig bequeme Witterung machte, daß wir uns entſchloſſen die Reiſe von Rufiſco, nach dem Fort St. Louis, zu Lande zu thun. Dieſen Weg, zwiſchen den Gambia, und Senegal, haben die Franzoſen zur Bequemlichkeit ihres Handels, weil die Fahrt zur See lang, und ungewiß iſt, gangbar gemacht. Die Reiſe zur

See

See erforderte vielmals einen ganzen Monat, unerachtet die Weite, längſt den Küſten hin, nicht über vierzig Stunden beträgt; aber die Winde, und der Strom, ſind die meiſte Zeit im Jahre der Schiffahrt zuwider.

Nach einem Wege von ohngefähr zwölf Stunden hielten wir bey dem See der Se⸗reres inne, um unſer Gefolge erfriſchen zu laßen. Hier trafen wir eine Gattung von Falken an, von der Größe einer Gans, die mit großer Geſchicklichkeit zu fiſchen wiſſen. Sie ſetzen ſich auf die Bäume an dem Ufer des Sees, und wenn ein Fiſch auf die Oberfläche des Waſſers kommt, ſtoßen ſie auf ihn, und langen ihn mit ihren Fängen heraus. Ich ſchoß einen, der einen Fiſch von vier Pfunden hielt, in dem Augenblicke, da er davon fliegen wollte. Die Schwarzen ſahen mich ſcheel an, denn dieſer Vogel ſteht bey ihnen in einer Art von Verehrung. Ihr Aberglaube erſtreckt ſich ſo weit, daß ſie ihn unter die Zahl ihrer Marabouts, das heißt, ihrer Prieſter rechnen, welche ſie als göttliche Menſchen, oder viel⸗leicht als gefräßige Thiere, anſehen.

Des andern Tages kamen wir in das Dorf Makaya, eine der Reſidenzen des

Da=

Damel, der dazumal Hof daſelbſt hielt. An der Thüre des Palaſtes fanden wir eine Wache von vierzig Schwarzen, und einen Trupp Guiriots, die bey unſerer Annäherung uns mit Lobesliedern beſangen. Zwey Officiere traten uns zu empfangen hervor, und führten uns bey dem Fürſten zur Audienz. Es war nicht leicht, durch die erſte Thüre dieſes Verſailles des Königreiches Kagor zu kommen. Die Thüre war ſo niedrig, daß wir uns bücken, und ſo enge, daß wir uns von der Seite durchzwingen mußten. Der ganze Bezirk des Palaſtes beſtund aus einer Menge Gebäuden, in derer Mitten eine Art großen Saales, von allen Seiten offen, zu ſehen war. Der Damel, welcher ſaß, ſtund bey unſerer Ankunft auf, reichte uns die Hand, und umarmte uns mit großer Dankſagung wegen unſers Beſuches. Es wurde Befehl gegeben, uns auf Koſten des Hofes zu bewirthen, und unſere Pferde und Kameele wurden nach Rufisco, wo wir ſie gemiethet hatten, zurückgeſchicket. Man führte uns hernach zur Audienz bey den Weibern. Der Fürſt hatte ihrer vier rechtmäſige, nach dem Geſetze des Mahomets; aber ſeiner Kebsweiber war eine große Anzahl, unerachtet die Marabouts zuweilen Vorſtellungen thaten,

ten, und ſich die Freyheit nahmen, ihm ſeine Unmäßigkeit vorzuhalten. „Das Geſetz, antwortete dieſer Monarch, iſt für euch, und für das Volk, gemacht; wir anderen Souveraine aber ſind keinem Geſetze unterworfen„.

Ob ſchon bey den Schwarzen dieſes Landes die **Vielweiberey** eingeführt iſt, ſo ſteht ihnen doch nicht frey, zwey Töchter eines Vaters zu heurathen. Aber auch an dieſes Geſetz glaubt der Damal nicht gebunden zu ſeyn; denn er hat unter ſeinen Weibern zwey Schweſtern. Die Prieſter murren darüber, aber heimlich; denn der Fürſt iſt in dem, was ſein Vergnügen ſtören könnte, wenig nachgebend. Weil er zwey Königreiche beſitzt, glaubt er mächtiger zu ſeyn, als alle Potentaten von Europa. Er fragte mich, wie der König von Frankreich gekleidet gehe; wie viel Weiber er habe; wie ſtark ſeine Macht zu Lande, und zur See ſey; die Anzahl ſeiner Leibwache, ſeiner Paläſte, und Einkünfte? Ich hatte alle Mühe, ihn zu überreden, daß dieſer Monarch zwölf tauſend Mann Haustruppen habe; daß er eine Armee von dreymal hundert tauſend Mann in das Feld ſtellen, und zu gleicher Zeit hundert tauſend Matroſen, zwey hundert Kriegsſchiffe, und vierzig Galeeren,

unter-

unterhalten könne, eine unglaubliche Menge kleiner Schiffe ungerechnet; daß ſeine jährlichen Einkünfte, ohne die außerordentlichen Anlagen, ſich auf drey hundert Millionen beliefen. Was dieſem Africaniſchen Fürſten aber unbegreiflich ſchien, war, daß ein ſo großer König nur eine Frau habe. „Und wie macht er es denn, fragte er, wenn ſie ſchwanger, oder krank iſt? Er wartet, antwortete ich, bis ſie ſich beſſer befindet. Ach fuhr er fort, er iſt zu klug, um ſo lange zu warten„.

Der Damal ſchenkte dem Factore von Ruſisco eine Frau, die von einem beßern als vom Sclavenſtande zu ſeyn ſchien; und in der That war ſie auch die Frau eines hohen Kronbedienten geweſen. Ihr Mann hatte ſie wegen Untreue in Verdachte, und er hätte ſich durch ſeine eigenen Hände Recht ſchaffen können; weil ſie aber von angeſehener Familie war, ergrif er das Mittel, ſeine Beſchwerden dem Könige vorzutragen. Der Fürſt erkennte ſie für ſchuldig, verurtheilte ſie zur Sclaverey, und gab ſie dem Factore. Die Aeltern dieſer unglücklichen Perſon baten den Franzoſen, ſie auszutauſchen, und eine viel jüngere Sclavinn, von welcher er, ſagten ſie, mehreren Gewinn, und mehreres Vergnügen haben würde, dafür

anzunehmen. Der Factor willigte darein; und die Frau wurde von ihrer Familie aus dem Lande des Damal geſchafft. Die harte Art die Untreue zu beſtrafen, macht die Weiber der Großen ziemlich tugendhaft, oder wenigſtens erſchweret es ihnen ihre Liebesverſtändniſſe ſehr. Da dem Souveraine, wenn ſie überführet ſind, das Recht zuſtehet, ſie zu verkaufen, ſo wiſſen ſie zum voraus, daß ſie einen unerbittlichen Richter an ihm finden, der den beleidigten, und mißvergnügten Männern ſchleunig Recht verſchafft.

Um uns, während unſeres Aufenthaltes zu Makaya, einen Zeitvertreib zu verſchaffen, muſterte der König in unſerer Gegenwart ſeine Truppen. Die Armee, unter der Anführung eines Generallieutenants, beſtund aus zwöf hundert Mann. Sie waren mit Säbeln, Bögen, und Pfeilen bewafnet, und hatten Panzerhemden an, welche aus zwey Stücken Zeug, in Forme eines Meßgewandes, beſtunden. Der Grund davon war von weißer, rother, und anderer bunten Baumwolle, mit Arabiſchen Charactern, welchen die Marabouts die Kraft zuſchreiben, daß ſie dem Feinde Schrecken einjagen, und die, welche ſie tragen, vor allen Arten von Wunden verwahren. Doch neh-

men ſie die Schußwunden aus: weil ihre Erfindung neuer iſt, als die Zeit des Mahomets. Unter dieſen Panzerhemden tragen die Schwarzen noch eine Menge Amuletten, oder Grisgris; und der, welcher die meiſten trågt, ſoll der tapferſte ſeyn, weil er die wenigſte Gefahr zu befürchten hat.

Nachdem der General ſich an die Spitze ſeiner Truppen geſtellet hatte, ließ er Sr. Majeſtåt zu wiſſen thun, daß er bereit ſey, Sie zu empfangen. Der König ſtieg zu Pferde, nahm die Lanze, und machte ſolche Bewegungen, als wenn er bereit wåre, ein Treffen zu liefern. Der General, bey dem Anblicke ſeines Herrn, nahm ſeinen Turban ab, fiel auf die Kniee, und bedeckte ſeinen Kopf dreymal mit Staube. Der Fürſt ließ ihm durch einen ſeiner militairiſchen Guiriots ſeine Befehle ertheilen, die der Commendant in eben dieſer Stellung annahm, ſich hernach bedeckte, und ſie befolgen ließ. Er nahm hierauf ſeine erſte Stellung wieder, und erwartete neue Befehle, die aber in nichts als in unordentlichen Schwenkungen beſtunden, ſo daß es ſchwer halten würde, ſolche Truppen wieder zu vereinigen, wenn ihre Glieder getrennet wåren. Dieſe Kriegsübung dauerte drey oder vier Stunden, wor-

auf

auf der König, unter Rührung des Spiels, nach ſeinem Palaſte zurück kehrte, vor ihm her aber giengen ſeine muſikaliſchen Poeten, welche ſeinen Ruhm beſangen, als wenn er einen großen Sieg erhalten hätte.

Die **Weiber** des Damal trugen Sorge, uns mit **Vorräthen** zu Fortſetzung unſerer Reiſe zu verſehen. Der Fürſt, wenn er nüchtern iſt, beſorgt dieſe Kleinigkeiten ſelbſt; aber ſeine Neigung zum Brandweine ließ ihm keinen Augenblick übrig, wo er nicht trank, und er war berauſchet, ſo lange die zwey Fäßer Brandwein, die wir ihm vor unſerm Beſuche geſchickt hatten, dauerten.

Die folgende Tagereiſe war lang, ſie gieng aber durch ein ſehr wohl **angebaue**tes Land. Man findet daſelbſt ganze Flächen mit **Tabak** bepflanzet. Der einzige Gebrauch, den die Schwarzen davon machen, beſteht im Rauchen; ſie lieben ihn weder zu kauen, noch zu ſchnupfen.

Den vierten Tag kamen wir nach **Biurt.** Hier halten ſich die Zollbedienten, und Einnehmer des Damal auf. Faſt aller **Handel** geſchieht daſelbſt durch die **Weiber**; die meiſten aber, unter dem Vorwande, ihre Waaren

dahin zu bringen, kommen, ſich mit den Matroſen luſtig zu machen.

Aus dem Haven dieſer Stadt fuhren wir nach der den Franzoſen gehörigen Inſel St. Louis *, bey der Mündung des Senegal. Da dieſer ganze Theil der Africaniſchen Küſte von dieſem berühmten Fluße den Namen bekommt, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, eine kleine Beſchreibung davon zu machen. Die Lateiner nenneten ihn Niger, wegen der ſchwarzen Farbe derer Völker, welche an ſeinen Ufern wohnen. Die Neueren haben das lateiniſche Wort beybehalten, welches man in unſerer Sprache den ſchwarzen Fluß überſetzen könnte. Heutiges Tages giebt man ihm gemeiniglich den Namen Senegal; und ob man gleich keine genaue Kenntniß von der ganzen Länge ſeines Laufes hat, ſo kommt man doch darinnen überein, daß er einer der größten Flüße in der Welt ſey. Man glaubt, er nehme ſeinen Urſprung an den Gränzen von Ober-Aethiopien, und nachdem er einen Theil von Nigritien durchſtrömet hat, wird er breiter,

* Dieſe Inſel, mit dem Fort St. Louis, iſt 1758 von den Engländern erobert, und ihnen in dem Pariſiſchen Frieden, 1763, nebſt anderen Franzöſiſchen Beſitzungen am Senegal, überlaßen worden.

ter, macht einen See, und fließt durch zwey Oefnungen, welche zwey Flůße werden, weiter. Einer von dieſen Flůßen iſt der Senegal, der andere, der Gambia, von welchem ich ſchon geredet habe. Die meiſten Stǎdte, und Dörfer, liegen am linken Ufer; das rechte iſt, wegen der hǎufigen Einfälle der Mohren, wenig bewohnt. Der Kaiſer von Marocco ſchickt Truppen dahin ab, welche das Land verheeren, und die Einwohner in die Sclaverey führen müſſen; dieſer breite, tiefe, und reißende Strom aber macht eine unüberſteigliche Grǎnze, welche die andere Seite des Ufers in Sicherheit ſtellet.

Mein Vorſatz war, den Senegal hinauf zu fahren, und bis zu ſeinem erſten Waſſerfalle in das Land hinein zu dringen; ich wurde aber durch eine Abhandlung, die ich las, davon abgebracht, da ich in ſelbiger fand, was ich perſönlich würde unterſuchet haben. Sie iſt eigentlich die Beſchreibung dieſes Flußes, von jemanden aufgeſetzet, der ihn bis zu ſeinem Urſprunge verfolget hat. „Sein Lauf, ſagt der Verfaſſer, erſtreckt ſich ohngefähr auf neun hundert Stunden von Oſten nach Weſten, von dem See Bournou an, wo er, ſagt man, entſpringt, bis zwey Stunden vom Meere. Da

macht er einen Winkel, wendet ſich auf einmal nach Süden, und läuft noch ſechzig Meilen weiter, um ſich endlich in den Ocean zu ergießen. Seine Mündung wird durch den häufigen Sand verſperret, den der Strom herzuführet, und der ſich wegen der hohen Fluthen des Meeres daſelbſt ſtemmet. Dieſe Sandbank iſt doppelt gefährlich, theils, weil das Waſſer ſehr ſeicht iſt, theils weil die ſtürmenden Wellen, zur Zeit der Ueberſchwemmungen des Flußes, den Sand öfters an andere Plätze führen. Die Einfahrt in den Senegal würde alſo unmöglich ſeyn, wenn die Gewalt des Stromes ſich nicht einen Weg von hundert und funfzig bis ſechzig Toiſen breit, und zwey Lachtern tief, geöfnet hätte. Es können aber daſelbſt nur Barken von vierzig oder funfzig Tonnen fahren; die großen Schiffe ſind nicht im Stande, bis an die Inſel St. Louis zu kommen. Doch dieſe Unmöglichkeit gereicht der Feſtung zur Sicherheit, und macht die Handlung der Franzoſen deſto ruhiger. Die Compagnie unterhält Kähne, mit ſtarken und geſchickten Schwarzen, welche die Schiffe ausladen. Dieſe Leute ſind mit dieſer Sandbank ſo bekannt, daß man ſelten von einem Unglücke höret; man muß aber ein tiefes Stillſchweigen dabey beobachten

ten, um ihre Anordnungen nicht zu ſtören, ſondern ſie nach ihrem Willen arbeiten laſſen, ohne ihnen zu befehlen, oder zu rathen„.

„Wenn man über dieſen gefährlichen Damm weg iſt, findet man einen ſchönen, breiten Fluß, hell und ſtill, der in ſeinem Laufe ſo angenehm iſt, als ſeine Einfahrt beſchwerlich fällt. Das Ufer auf beyden Seiten iſt bloſer Triebſand, davon die weſtliche Seite, eine Erdzunge von fünf und zwanzig Stunden in der Länge, und höchſtens zwey oder drey Stunden in der Breite macht. Die öſtliche Seite iſt erhabener; beyde aber ſind völlig unfruchtbar, oder tragen nichts als niedrige dürftige Gewächſe. Man trift erſt Bäume etliche Stunden weiter hinauf an; und dennoch ſind es nur Mangliers, welches faſt die einzige Gattung von Bäumen iſt, die man bis St. Louis, welche Inſel auch Senegal genennet wird, findet. Alsdenn wird die Halbinſel fruchtbarer, und hat Weyden, wo die franzöſiſche Compagnie ihre Heerden Schaafe, und Ziegen hintreibt, zu derer Bewachung ſie viele Schwarze unterhält„.

„Ehe der Senegal in das Meer fällt, theilt er ſich in verſchiedene Aerme, welche un-

zählig viel kleine Inſeln veranlaßen. Die wichtigſten heißen Bokos, Maghera, Biſeche, Doremur, Gallet, Buckſar, Grielle, Sor, u. ſ. w. Die Inſel St. Louis liegt mitten im Fluße, ſieben oder acht Meilen von ſeinem Ausfluße. Man giebt ihr eine Stunde im Umfange, ihre Breite aber iſt ſehr ungleich. Es iſt der Hauptort der Compagnie, und der General-Director wohnet daſelbſt. Unerachtet die Inſel ſehr unfruchtbar iſt, ſo iſt ſie doch mit mehr als drey tauſend Schwarzen beſetzet, welche die Franzoſen dahin gezogen haben, in derer Dienſten ſie gern zu ſtehen ſcheinen. Die Hütten, die ſie daſelbſt erbauet haben, nehmen mehr als die Hälfte des Landes ein. Dieſe Hütten ſähe man für Taubenhäuſer an: ihre Wände ſind von dicht geflochtenem Rohre, und ſtehen auf Pfählen. Die Pfähle ſind fünf oder ſechs Fuß hoch, und tragen ein Strohdach, das ſpitzig zuläuft. Jede Hütte hat nur ein Erdgeſchoß, von zehn, oder funfzehn Fuß im Durchſchnitte, und es geht keine andere Oefnung hinein, als eine einzige viereckige Thüre; aber auch dieſe iſt ſehr niedrig, und hat oft eine Schwelle, einen Fuß hoch über der Erde, ſo daß, wenn man hinein gehen will, man ſich bücken, und zugleich das Bein in die Höhe heben

den muß, welches eine eben ſo läeherliche, als gezwungene Stellung veranlaßet. Ein einziges Bette macht mehrentheils das Lager für eine ganze Familie, das Geſinde darunter begriffen, welches mit Herren, und Kindern, untereinander liegt. Die Betten beſtehen aus Flechten, auf Queerhölzer gelegt, und mit kleinen Steifen, einen Fuß hoch über der Erde, unterſtützet. Eine ſtroherne Matte dient ſtatt des Strohſackes, der Matrazzen, und gemeiniglich auch, ſtatt der Betttücher, und Decken. Von Kopfküſſen wiſſen ſie nichts; und ihre übrigen Meublen ſchränken ſich auf einige Töpfe, und Kürbisflaſchen ein„.

„Unerachtet die Schwarzen überhaupt, in Austheilung ihrer Wohnungen wenig Ebenmaas beobachten, ſo haben die Franzoſen auf der Inſel Senegal ſie doch an eine gewiſſe Ordnung gewöhnet, wodurch ihre Wohnungen ſo eingerichtet ſind, daß ſie eine kleine, mit geraden Gaſſen durchſchnittene Stadt vorſtellen. Die Gaſſen ſind nicht gepflaſtert, aber zum Glücke haben ſie es nicht nöthig; ſonſt würde man ſehr verlegen ſeyn, Steine im Lande zu finden. Die Einwohner ziehen ſo gar Vortheil von ihrem Sande; denn weil er ſehr hoch liegt, brauchen ſie ihn als Sitze. Er iſt ihr

Sopha, Canapé, ihr Ruhebette. Hiernächſt thut man ſich keinen Schaden, wenn man fällt; auch iſt es ſo gar nach dem ſtärkſten Regen, nicht kothig; denn es braucht nur eine Stunde gut Wetter, ſo iſt der Sand trocken. Uebrigens iſt dieſe Stadt die ſchönſte, die größte, und die regelmäßigſte, im ganzen Lande. Sie hat eine viertel Stunde in der Länge, iſt faſt ſo breit, als die Inſel, in deren Mittel ſie ſteht, und verbreitet ſich auf beyden Seiten des Fort, wodurch ſie vertheidiget wird, ziemlich gleich. Die natürliche Lage dieſes Fort iſt ſeine beſte Vertheidigung. Sein Geſchütz beſteht aus dreyßig Canonen; in verſchiedene Batterien vertheilet. Das Zeughaus iſt mit Gewehre, und Kriegsvorräthen verſehen. Was die Beſatzung anbelangt, ſo kann ſelbige nicht zahlreich ſeyn; denn die Compagnie unterhält in allen ihren Errichtungen auf dieſer Küſte, nicht über zwey hundert Mann; dieſe aber werden nach dem Gutbefinden des Statthalters hin und wieder verleget„.

„Die nördliche Seite der Inſel St. Louis iſt mit großen Bäumen beſetzet, die wie ein Wald ausſehen, in deßen Mitte ein Teich befindlich iſt; ein anderer aber, etwas kleinerer, liegt gegen die Mitte der Inſel. Unerachtet

erachtet des ſandigen Bodens wächſt doch Gras genug für das Vieh; und um die Teiche ſieht man Schweine in Menge, die ſich in dem Schlamme abkühlen. Der Inſel fehlt es, eine Zeitlang im Jahre, an Waſſer: man iſt daher genöthiget, Brunnen mitten im Sande zu graben, woraus ein Salzwaſſer quillt, das nicht eher zu gebrauchen iſt, als bis man es durch einen Sandſtein hat laufen laſſen. Um es kühle zu erhalten, thut man es in irrdene Gefäße, und ſetzt dieſe auf die Mitternachtſeite. Man bewundert mit Rechte, daß das Waſſer in dieſen Brunnen ſalzig iſt, da der Fluß ſüßes Waſſer hat, und hingegen, wenn der Fluß anfängt ſalzig zu werden, die Brunnen ſüßes Waſſer geben„.

„Man kann von dem **Anſehen**, welches der **Statthalter** der Inſel Senegal im Lande hat, aus ſeinem Bezeigen urtheilen, wie er die Fürſten und **Könige empfängt**, die zu ihm kommen, und ihn beſuchen. Einer unter ihnen, der kleine **Brak** genennt, ſchickte einen Kahn ab, um den Statthalter von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen, und zu bitten, er möchte ihn in einer Schaluppe abholen laſſen. Wie er an das Thor der Feſtung kam, ſetzte er ſich mit ſeinem Gefolge auf die Erde, und

wartete

wartete, bis der Dollmetſcher zurück kam, welcher den Befehl mitbrachte, ihn in das Audienz-Zimmer zu führen. Seine Begleitung beſtund in zweyen Hofbedienten, und in zwey muſikaliſchen Poeten, die ihren Herrn bey dergleichen Gelegenheiten niemals verlaßen. Der Statthalter ſaß in einem Armſtuhle, mit bedecktem Haupte, und hatte ſeine Officiere um ſich herum. Beym Eintritte in das Zimmer nahm der ſchwarze Fürſt ſeine Mütze ab, näherte ſich dem Generale, legte ſeine Hand in die ſeinige, hob ſie etlichemal bis an die Stirne, und ſprach kein Wort. Der General that dergleichen, aber ohne aufzuſtehen, und ohne den Hut abzunehmen. Der Fürſt ſetzte ſich auf ein Tabouret, und hatte ſeine Hofbedienten neben ſich, hinter ihm aber ſtunden ſeine beyden Guiriots. Er wartete einige Zeit, ohne etwas zu ſagen, und ſah den General aufmerkſam an; endlich aber hielt er an ihn folgende Rede„.

„Nachdem ich Ihre Ankunft in dieſem Lande, und daß Sie als General der Franzöſiſchen Compagnie von Senegal hier her gekommen ſind, erfahren habe, man mir auch viele Lobeserhebungen von Ihrer Perſon gemacht hat, bin ich Ihnen zuvor gekommen, und habe Ihnen

meine

meine Freundſchaft anbieten wollen. Ich habe allezeit viele Neigung für Ihre Nation gehabt, und ihr alle nur mögliche Gefälligkeit erwieſen. Ich verſpreche Ihnen, bey dieſen Geſinnungen zu verbleiben; und Sie, Franzöſiſcher General, können beſonders meiner Ergebenheit verſichert ſeyn: nehmen Sie daher dieſe junge Sclavinn, die ich Ihnen zum Geſchenke mache, als ein Zeichen meiner Aufrichtigkeit an„.

„Der General beantwortete das Compliment nicht, gab aber Befehl, Brandwein zu bringen: denn obgleich einige Schwarze, als Mahometaner, ſich vor dieſem Getränke hüten, ſo ſehen doch die allermeiſten das Verbot des Alcorans nur als einen Rath an, den man ohne Bedenken, unterlaſſen kann. Der Fürſt ſahe die Bouteille mit Vergnügen kommen. Einer ſeiner Hofleute ſchenkte ein Glas ein, koſtete es, und überreichte es ſeinem Herrn voller Freuden. Dieſer ſtund auf, trank des Generals Geſundheit, ließ etwas Brandwein im Glaſe, und gab es dem Hofbedienten wieder: dieſes wird als eine beſondere Gewogenheit bey den Schwarzen angeſehen. Nach dem erſten Trunke zündete der Fürſt ſeine Pfeife an, fieng an zu rauchen, und die muſikaliſchen Poeten ſangen ihm

ihm Lobeslieder. Sie ſpielten dazu auf ihren Inſtrumenten, und das Concert endigte ſich mit Wünſchen für ihres Souverains Geſundheit. Der Fürſt, ob er gleich ziemlich alt war, hatte ein edeles, majeſtätiſches Anſehen. Sein Geſicht war mager, und runzelich; er hatte aber viel Feuer in den Augen, und eine angenehme Stimme„.

„Der König von Hoval, deſſen Staaten in dem nördlichen Theile von Guinea liegen, führt auch den Titel als Brak, das heißt, König aller Könige. Es iſt dieſes ein Name, der bloß die Majeſtät anzeigt, ſo wie der König von Kagor, Damel, der König der Foules, Siratik heißen, und in älteren Zeiten, die Könige in Egypten, und die Römiſchen Kaiſer Pharao, und Cäſar *, genennet wurden. Der große Brak, denn ſo unterſcheidet man den König von Hoval von dem vorher erwähnten, hat ſeine Reſidenz zu Ingherbel, gegen Norden von Senegal. Der General fertigte einen Dollmetſcher, mit einem Geſchenke von etlichen Flaſchen Brandwein an ihn ab, und ließ ihn bitten, daß er ſeinen Beſuch annehmen möchte. Den andern

Tag

* Der Verfaſſer hätte, Auguſtus, ſagen ſollen.

Tag kam der Abgeordnete zurück, und meldete, der Monarch habe nach dem Empfange des Geſchenkes angefangen zu trinken, und ſey nicht im Stande, jemanden in etlichen Tagen zu ſehen. Der General ließ ihm alſo Zeit, wieder zu Vernunft zu kommen, und beſuchte ihn erſt nach etlichen Tagen, da er denn in Vorſchlag brachte, den Handlungs- und Freundſchafts-Vertrag, den der Fürſt mit der Compagnie errichtet hatte, zu erneuern. Dieſem Antrage fügte er zwey Bitten bey: die erſte, daß es Sr. Majeſtät gefallen möchte, während der Unterhandlung ſich des Trinkens zu enthalten, um Unordnungen zu vermeiden, welche ihr gutes Vernehmen ſtören könnte; die zweyte, daß der Fürſt dieſes Jahr keine Geſchenke verlangen wollte, weil in den Magazinen keine anderen, als nur die zur Handlung benöthigten Waaren vorhänden wären. Der König verſprach beydes; während der Unterhandlung aber vergaß er ſein Verſprechen, und forderte ſo oft Brandwein, daß der General genöthiget wurde, etwas davon bringen zu laſſen: doch trank der Fürſt für dieſes mal mäſig. Eine ſeiner Weiber, und ſeine drey Töchter, waren bey ihm, und er ſaß ohne Ceremonie auf einer Kiſte, wo er ſein Bein auf die Kniee

der Königinn, welche auf eben dem Ballen ſaß, ausgeſtreckt hatte. Eine ſeiner Töchter ſetzte ſich zwiſchen ſeine Beine, und umfaßte ſeinen Schenkel mit ihrem Arme: die beyden anderen ſpielten neben ihrer Mutter auf der Erde, und machten tauſenderley Poſſen, um Se. Majeſtät zu beluſtigen. Alle dieſe Stellungen hätten zu einem ſehr luſtigen Gemälde Gelegenheit gegeben„.

„Noch an eben dem Tage empfieng der Statthalter einen Beſuch von den beyden Schweſtern des Monarchen. Die Aelteſte war an einen vornehmen Schwarzen verheurathet; die jüngſte aber noch unverheurathet. Alle beyde waren hübſch, und wohl geſtaltet, wie es das Frauenzimmer von Senegal faſt alle iſt. Zu ihrer Begleitung hatten ſie zwey Sclaven, und einen Guiriot, derer Haare mit einer Menge kleiner ſilbern Schachteln von allerhand Formen beſtecket waren, darinnen Gris-gris lagen. Nach einer ziemlich langen Unterredung, wobey dieſe Prinzeßinnen viel Verſtand und Witz zeigten, ſangen ſie ein Lied nach ihrer Landesart, und ihr Muſikus mußte tanzen. Der Statthalter machte jeder ein Geſchenk mit einem Fernglaſe, und beym Weggehen, ließ er ſie mit einer Salve aus dem Geſchütze begrüßen„.

„Man

„Man hatte ihm bey ſeiner Ankunft eine junge Schwarze von ſehr hübſcher Figur vorgeſtellet, die ihm ihre Dienſte anbot, ſo wie ſie ſolches bey den anderen Franzoſen zu thun gewohnt war. Sie beſchäftigte ſich, ſagte ſie, ihnen die Füße zu waſchen, ſie zu kämmen, zu reiben, und wenn ſie von der Arbeit ermüdet nach Hauſe kämen, ſie in ihrem Zimmer zu bedienen. Der Statthalter wunderte ſich über die Weichlichkeit ſeiner Factore, behielt das Mägdgen zu ſeiner Wäſcherinn, und erließ ihr die übrige Bedienung, womit ſie nicht ſonderlich zufrieden zu ſeyn ſchien„.

„Bey einem andern Beſuche, den die erſte Gemahlinn des Monarchen bey dem Franzöſiſchen Generale abſtattete, wobey zugleich die anderen Damen des Hofes waren, kamen ſie alle auf Eſeln geritten, und hatten zehn oder zwölf Weiber zu Fuße, und eben ſo viel Mannsperſonen, bey ſich, worunter zwey Muſikanten waren. Der General führte die Sultaninn in ſein Zimmer, wo ſie ſich mit dreyen ihrer Hofdamen auf das Bette ſetzte; die ananderen nahmen Platz, wie ſie konnten; der Armſtuhl aber blieb für den General. Nach den erſten Complimenten, legten die Damen

einen Theil ihrer Kleider ab, und blieben faſt nackend. Es iſt dieſes eine Höflichkeit, wodurch man Leute von Anſehen zu beehren ſucht. Die Sultaninn war nicht ſonderlich ſchön, ſie hatte aber etwas Angenehmes im Geſichte, und war wohl gewachſen. Sie ließ für ſich, und ihr Gefolge, Pfeifen bringen; da ſie aber ſah, daß der General nicht rauchte, erbot ſie ſich, wenn der Rauch ihm beſchwerlich fiele, ſolche wegzulegen. Er antwortete, daß er blos aus Reſpect für eine Fürſtinn von ihrem Range nicht rauchte; und da ſie ihn nöthigte, ihre Pfeiſe anzunehmen, ließ er ſich ebenfalls eine bringen. Die Unterredung war belebt; und der Franzoſe hatte alle Mühe, auf die durch den Dollmetſcher gethanenen Fragen zu antworten. Sie betrafen das Franzöſiſche Frauenzimmer, ihre Schönheit, ihre Kleidung, ihre Galanterien, und auf was für Art ſie mit ihren Männern lebten. Die Glückſeligkeit, daß eine jede ihren eigenen Mann habe, war der Punct, wobey die Africaniſchen Damen ſich am längſten aufhielten, und den ſie am meiſten zu beneiden ſchienen„.

„Als es Zeit zum Mittagseſſen wurde, entfernte ſich der General, weil er wußte, daß ſie

ſie niemals in Gegenwart der Mannsperſonen zu ſpeiſen pflegen. Er ließ ſie nach ihrer Landesart bewirthen, ſchickte ihnen aber einige Gerichte von ſeiner Tafel, worunter ins beſondre allerhand Franzöſiſches Paſtetenwerk war. Der Sultaninn gefiel dieſes ſo wohl, daß ſie ſeine Geſundheit trank, und ihn bitten ließ, er ſollte kommen, und die ihrige auch trinken. Er begab ſich ſo gleich in das Zimmer der Damen, und vollendete ſein Mittagseſſen an ihrer Tafel. Er ließ hernach Café geben, den ſie vortreflich fanden; und bey ihrem Weggehen führte er die Sultaninn, und half ihr, auf ihren Eſel ſteigen„.

„Als der General bey dem großen Brak Abſchied nahm, fand er ihn mit Entſcheidung eines Proceßes beſchäftiget, der ihn in Verlegenheit zu ſetzen ſchien. Es hatte ſich ein Marabout anheiſchig gemacht, einem vornehmen Herrn Gris-gris zu geben, die im Kriege unverletzlich machen ſollten, und für dieſe ſo große Seltenheit hatte er ein vortreflich ſchönes Pferd bekommen: allein das wunderthätige Amulett hatte nicht verhindern können, daß der Schwarze nicht wäre gleich im Anfange der Schlacht getödet worden. Seine Erben, die den Handel wußten, verlangten das

Pferd von dem Marabout wieder. Der Brak fragte alſo den Statthalter bey ſeiner Ankunft um ſeine Meynung. Dieſem ſchien ganz klar zu ſeyn, daß, weil die Gris=gris keine Wirkung gethan hätten, das Pferd wieder zurück gegeben werden müßte; und ſeine Meynung entſchied das Urthel,,.

„In den Staaten des großen Brak, am rechten Ufer des Senegal, liegt eine Gegend, welche die **Wüſte** genennt wird. Dieß iſt eine große unfruchtbare Fläche, mit Gebirgen von rothem Sande umgeben, wo faſt kein Baum, ſondern nur etliche Sträucher, ohne einiges andere Grüne, zu finden ſind. Die Europäiſchen Factore, und die Mohren, kommen von allen Orten dahin, um **Gummi** einzuhandeln. So gering auch dieſer Handel dem Anſehen nach ſcheint, ſo ein wichtiger Gegenſtand zum Vertriebe iſt dieſe Waare geworden; denn erſtlich kann man den Gummi ſehr wohlfeil haben, und außer Africa ſehr theuer verkaufen; zum andern wird er in den Europäiſchen Manufacturen ſehr geſucht, und trägt zur Erhaltung einer großen Menge Menſchen bey. Man nennet ihn **Gummi von Senegal**, oder **Arabiſchen Gummi**, weil er, ehe noch die Franzoſen Factoreyen in dieſem Lande hatten,

ten, nur aus Arabien kam. Man bekommt ihn auch aus der Levante, und er ſoll beſſer ſeyn, als der Africaniſche; vermuthlich, weil er theuerer iſt; denn, im Grunde, ſind beyde von gleicher Güte. Der Kunſtgrif beſteht darinnen, daß der ſchönſte, das heißt, der reineſte, klareſte, trockenſte, der, welcher in größern Stücken iſt, beſonders gelegt, und ohne Bedenken für wahren Arabiſchen Gummi verkauft wird; übrigens iſt er von eben der Güte, und Kraft: beyde braucht man in einerley Fällen, und von beyden zieht man einerley Nutzen. Es werden ihm verſchiedene vortrefliche Eigenſchaften zugeſchrieben, als, daß er, wenn man ihn in Milche auflöſet, die Colike vertreibt, die rothe Ruhr hemmet, die ſcharfen Feuchtigkeiten verdicket, und ſie hindert, in das Blut zu gehen. Ferner dienet er den Schwarzen, längſt dem Fluſſe Niger, zur Nahrung, und die Mohren verkaufen ihn den Europäern. Auf der Reiſe iſt er ihre einzige Speiſe. Sie führen keine anderen Lebensmittel bey ſich; nicht aus Nothwendigkeit, oder wegen Mangel anderer Speiſe, ſondern aus Liebhaberey. Jedermann ißt ihn mit Vergnügen: entweder ſie knacken ihn, wie Zucker, oder ſie zerweichen ihn in Waſſer, und trinken ihn.

Er giebt ihnen Stärke, und Geſundheit. Der friſcheſte Gummi, das iſt, der welcher erſt geſammelt worden iſt, öfnet ſich in zwey Stücken, wie eine reife Abricoſe. Inwendig iſt er weich, und gleicht ihr an Geſchmacke. Der **Baum**, der ihn giebt, iſt eine Gattung von **Acacien**, ziemlich klein, und immer grün. Der **Saft** dieſes Baumes iſt ſo heftig, daß er durch die Rinde dringt; die Sonne verdicket ihn, und macht ihn zu Gummi. Die **Einſammelung** geſchieht des Jahres zweymal, im Monate März, und im December. Letztere iſt die reichlichſte, und beſte. Man nimmt ſie nach der Regenzeit vor, wenn der Baum mit einem Safte angefüllet iſt, den die Sonne zur Vollkommenheit bringt, ohne ihm zu viel Härte zu geben. Dieß ereignet ſich nicht bey der Einſammlung im Monate März, wo die Hitze zu brennend iſt, und den Saft zu ſehr austrocknet. Der Gummi wird beym Verkaufe in ein Gefäße gemeſſen, das ohngefähr zwey hundert Pfunde hält, und etwa hundert Sols, (1 Rthlr. 8 ggr.) gilt. In der Gegend vom Senegal findet man drey Wälder von Gummibäumen, welche Gelegenheit zu großem Verkehre geben„.

„Gegen

„Gegen Norden von eben dieſem Fluße iſt der **See Kagor** gelegen, funfzig Stunden von der Inſel St. Louis. Er entſteht durch die Ueberſchwemmungen, die ihn gemeiniglich alle Jahre vollüferig machen; haben ſich aber die Waſſer verlaufen, ſo bleibt er größtentheils trocken. Die an ſeinen Ufern wohnenden Schwarzen, haben daſelbſt ihre Pflanzungen von Hirſe, und Reiße; und ihre Aernde fällt allezeit ſehr ergiebig aus. Sie weyden auch vieles Vieh daſelbſt, und leben überhaupt ſehr gemächlich. Dieſe Heerden werden durch gewiſſe **Raubvögel** geplagt, die ſich auf ihren Rücken ſetzen, und wenn man nicht Achtung gäbe, das Fleiſch anfräßen. Der See Kagor hat Gemeinſchaft mit dem Senegal, vermittelſt eines ſehr tiefen Canals, an welchem die Dörfer Ingrin, und Queda liegen, die unter der Herrſchaft vornehmer Schwarzen ſtehen. Dieſer ganze Strich Landes iſt luſtig, und wohl angebauet. Der Reiß, und Mais, liefern reiche Aernden. Die **Pompions**, eine Art ſehr beliebter Waſſermelonen, ſind nicht weniger im Ueberfluſſe zu haben. Die Franzöſiſchen, und Spaniſchen Melonen kommen hier auch vortreflich fort. Die Schwarzen ſammeln die Kerne, röſten ſie in blechern Pfannen,

und machen ein Gerichte davon, darauf ſie ſehr lüſtern ſind. Doch bey aller der großen Fruchtbarkeit dieſes Bodens wird das Land öfters mit Hungersnoth heimgeſuchet. Dieß kommt ſowohl von der Faulheit der Einwohner her, als von der Verwüſtung der Heuſchrecken, welche in gewiſſen Jahren alle Pflanzen, und alle Früchte, freſſen„.

Ich unterbreche hier, Madame, das Leſen meiner Abhandlung, und fahre in dem nächſten Briefe damit fort.

Ich bin, u. ſ. w.

Fort St. Louis, auf der Inſel Senegal, den 25. October, 1753.

Der 184 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Der See, und der Canal, von Kagor ſcheiden die Staaten des Siratik, Königes der Foules, von dem Lande des großen Brak, Souverains von Hoval. Der Statthalter der Inſel St. Louis wurde an dem Hofe des Siratik eben ſo empfangen,

gen, wie vorher, bey den benachbarten Königen. Ein Prinz, und Verwandter des Monarchen, kam ihm, unter Begleitung von dreyßig Pferden, entgegen. So bald er ihn anſichtig wurde, ritt er in ſtarkem Galoppe auf ihn zu, und ſchwenkte ſeine Lanze, als wenn er ihn damit ſchlagen wollte. Der General näherte ſich ihm auf gleiche Weiſe, das heißt, mit dem Piſtole in der Hand: ſo bald ſie aber nahe genug beyſammen waren, ſtiegen ſie ab, und umarmten einander: ſie ſetzten ſich hernach wieder zu Pferde, und der Prinz führete ſeinen Gaſt in ein für ihn zurechte gemachtes Haus. Daſelbſt war ein Abendeſſen nach der Landesart zubereitet, und aus Höflichkeit koſtete der General alle Africaniſche Gerichte„.

„Nach der Tafel kam man, und meldete, daß alles zu einem **Balle**, womit man ihm beluſtigen wollte, veranſtaltet ſey. Einen ſolchen Ball nennen die Schwarzen den **Folgar**. Es verſammeln, ſich nämlich die jungen Leute auf einem Platze, wo in der Mitten ein großes Feuer gemacht wird. Die Alten ſitzen um ſie herum, und unterhalten ſich mit allerhand Geſprächen, unterdeſſen daß die Jungen tanzen: dieſe Geſpräche werden **Karder** genennet, und

ſind einer ihrer angenehmſten Zeitvertreibe. In dieſen Zuſammenkünften iſt es, wo ſie ſich in zierlichen, und ausgeſuchten Redensarten ausdrücken, und wo ſie die Scharfſinnigkeit ihrer Einfälle, und die Stärke ihres Gedächtniſſes, blicken laſſen; ja man ſieht, daß ſie es in den Wiſſenſchaften weit bringen würden, wenn ihre natürliche Fähigkeiten Anweiſung erhielten. Doch verſteht ſich dieſes nur von angeſehenen Leuten, von vornehmen Herren, von Officieren, und von Kaufleuten; denn der Bauer, der Handwerksmann, und der Pöbel, ſind eben ſo unwiſſend, und grob, als in den andern Africaniſchen Ländern„.

„Um aber wieder auf den Folgar zu kommen, ſo ſtellen ſich die Mannsperſonen, und Mägdgen, einander gegen über, in zwey Reihen. Sobald nun der Lärmen der Inſtrumente angeht, fängt der ganze Trupp an, zu ſingen: zu gleicher Zeit tritt einer der Tänzer aus der Reihe, geht auf die ihm gerade gegen über ſtehende Schwarze zu, bleibt in einer gewiſſen Weite ſtehen, dreht ſich um, und kehrt ihr den Rücken. In dieſer Stellung erwartet er das Zeichen mit der Trommel. Beym erſten Schlage kehrt er ſich wieder zu dem

Mägdgen, und tanzt mit ihr auf eine ſehr unzüchtige Weiſe. Jeder Tänzer, nach der Reihe, macht es eben ſo; man vereiniget ſich hernach, und tanzet unter einander auf eben die unanſtändige Art, und unter eben dergleichen Stellungen und Gebärden„.

„Bey dieſer Art von Bällen, erſcheinen zuweilen die **vornehmſten Herren zu Pferde**, und machen ein **Ballet**. Nichts iſt anmuthiger, als ihre vortreflichen Pferde zu ſehen, wie ſie auf dieſen Augenblick alles Feuer vergeſſen, und ſich nach der Abſicht des Feſtes richten. Sie heben die Füße auf, und ſtampfen damit leicht, und nach dem Tacte, auf die Erde. Alle ihre Bewegungen geſchehen nach dem Klange der Inſtrumente, mit einer ungemeinen Genauigkeit, und nichts gleicht einem wohl ausgeführten, und abgemeßenen Tanze mehr, als ihr ſtolzer, und regelmäſiger Gang. Man ſollte glauben, das Feſt wäre für ſie angeſtellet, ſo vielen Antheil ſcheinen ſie daran zu nehmen, und ſo vergnügt ſind ſie über den erhaltenen Beyfall. Die Reiter ſelbſt tragen nicht wenig zu der Annehmlichkeit dieſer Spiele bey. Sie leiten ihre Pferde, und laſſen ſie alles machen, was ſie wollen; ſie wiſ-

ſen durch ihre Stellung, und Verhalten, eine Schlacht, einen Kampf, eine Jagd, u. d. vorzuſtellen„.

„Als der Statthalter nahe an **Gumel**, der ordentlichen **Wohnung** des Siratik, kam, ſchickte ihm der Monarch entgegen, und ließ ihm zu ſeiner Ankunft Glück wünſchen. Der Palaſt des Königs beſteht aus einer großen Menge Hütten, die mit einer Verzäunung von geflochtenen Rohrſtäben umgeben, und mit einer Hecke verwahret ſind. Der Statthalter traf den Fürſten, in Geſellſchaft etlicher ſeiner Weiber, auf einem Bette ſitzend an; andere ſaßen auf Matten, auf der Erde. Der König ſtund auf, gieng dem Fremden einige Schritte entgegen, und ließ ihn neben ſich ſetzen.„

„Man ſprach von **Erneuerung des Bündniſſes**, das ſeit undenklicher Zeit zwiſchen der Nation der Foules, und der Franzöſiſchen Compagnie von Senegal, errichtet war. Der Statthalter führte inſonderheit die beyderſeitigen Vortheile dieſer Verbindung an; und zuletzt verſicherte er den Siratik ſeines perſönlichen Reſpects, und Eifers. Während daß der Dollmetſcher dieſe Rede erklärete, nahm der

der Fürſt, dem man ſeine Zufriedenheit anſah, etlichemal die Hand des Statthalters, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Seine Weiber, und Hofleute, ſagten, und wiederholten eben ſo vergnügt: „Die Franzoſen ſind eine gute Nation; ſie ſind unſere Freunde„. „Ich erlaube Ihnen, ſetzte der Monarch hinzu, in allen meinen Staaten Factoreyen anzulegen, Feſtungen zu Ihrer Sicherheit zu erbauen, Sich bey allen Vorfällen auf mich zu berufen, und zu aller Zeit auf meinen Schutz und Freundſchaft zu rechnen„.

„Um den **Werth** einer ſolchen **Gewogenheit** recht zu fühlen, muß man erwegen, daß die Könige der Schwarzen, ob ſie ſchon den Handel mit den Europäern ungemein lieben, beſonders aber mit den Franzoſen, weil dieſe höflicher, und gefälliger mit ihnen umgehen, als die anderen Nationen, ſie dennoch nicht gern ſehen, daß Factoreyen in ihren Staaten errichtet werden. Sie können noch nicht vergeſſen, wie tyranniſch die Portugieſen, und Holländer, mit ihnen umgegangen ſind; daher ſie, aus Furcht für ihre Freyheit, alles verabſcheuen, was nur den Schein einer Feſtung hat. Auf der andern Seite, haben die Europäer die Begehrlichkeit der Landes-

für-

fürſten, und die Treuloſigkeit der Einwohner, aus einer langen Erfahrung kennen gelernet, und laſſen die Waaren ihren Anfällen und Plünderungen nicht gern ausgeſetzet.„

Während der Audienz bey dem Siratik, bemerkte eine von den Königinnen, daß der Statthalter eine junge Prinzeßinn von ſiebenzehn Jahren aufmerkſam anſah, und bildete ſich ein, er hätte ſich in ſie verliebet; ſie ſchlug daher dem Könige vor, er ſollte die Prinzeßinn ihn heurathen laſſen. Der Fürſt gab ſeine Einwilligung dazu; der Franzoſe aber entſchuldigte ſich, er wäre ſchon verheurathet, und ſeine Religion verſtattete ihm nicht, mehrere Weiber zu haben. Dieſe Antwort veranlaßte unter den ſchwarzen Damen eine Menge Betrachtungen, über die Glückſeligkeit der Europäiſchen Damen. Sie fragten den General, wie er ſo lange ohne ſeine Frau leben könnte; was er, bey einer ſo langen Abweſenheit, von ihrer Treue meynete; und ob er ſelbſt ſich nicht zuweilen in dem Falle befände, dawider zu fehlen. Er beantwortete alle Fragen zu ihrer großen Zufriedenheit; inſonderheit aber die letzte, da er ſagte, er fände ſich nicht überall in einer ſolchen Verſuchung, wie itzt,

da

da er das Glück hätte, ſie zu ſehen. Dieſe Franzöſiſche Galanterie brachte ihm einen zärtlichen Blick von der Prinzeßinn, und ein freundliches Lächeln von allen den andern, zuwege„.

„Den andern Tag reiſete der König, mit ſeinem ganzen Hofe, ab, um ſich in einen andern Palaſt zu begeben. Der Statthalter ſah den Zug, der ſich mit einem Corps von hundert und ſechzig Pferden anfieng, vorbey marſchiren. Nach dieſem Vortruppe kamen die Königinnen, und Prinzeſſinnen auf Kameelen, und ſaßen in großen Körben, wo man nichts als ihre Köpfe ſah. Jedes Kameel trug zwey Perſonen, unter der Aufſicht zweyer Stallmeiſter, welche die Körbe hielten, daß ſie ſich nicht drehen konnten. Die folgenden Damen ſaßen auf Eſeln, und hielten ſich, ſo viel möglich, zur Seite ihrer Gebieterinnen, um ſie zu unterhalten, ihnen die Pfeifen anzuzünden, und andere Dienſte zu leiſten. Dieſe galante Geſellſchaft grüßte den General mit vieler Höflichkeit, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe. Hierauf folgte ein langer Zug Kameele, Eſel, und Ochſen, die das Gepäcke des Hofes trugen. Ein Corps von zwey hundert Pferden ſchloß

ſchloß dieſe erſte Abtheilung des Zuges. In einiger Entfernung ließen ſich die königlichen Trommeln, Pauken, und Trompeten, an der Spitze eines andern Corps von Cavalerie, hören. Der Monarch folgete zu Pferde alleine, war mit einem ſcharlachnen Ueberrocke bekleidet, und trug den Degen, das Gehenke, und den Hut, auf Franzöſiſche Art. Als er an den General kam, der ihn mit entblöſetem Haupte empfieng, nahm er ſeinen Hut auch ab; und, nach einigen Complimenten, nahmen ſie von einander Abſchied. Nach dem Fürſten kamen vier oder fünf hundert Pferde, viere in einem Gliede. In den erſten Gliedern ritten die Vornehmſten vom Hofe. Ein jeder hatte, außer ſeinen kreuzweis über den Rücken geſpannten Bogen, und Köcher, einen Säbel, und eine Lanze, nebſt einer buntfarbigen Feldbinde. Aller dieſer Adel grüßte den Statthalter freundlich; er aber erwiederte ſolches, unter dem Schalle ſeiner Muſik, durch eine Salve aus dem kleinen Gewehre. Das Gepäcke des Königes folgte in guter Ordnung; und zwey hundert Pferde, die den Nachtrupp ausmachten, ſchloßen dieſen langen Zug.„.

„Der Siratik kann eine zahlreiche Armee in das Feld ſtellen, weil ſeine Statthalter

der

der Provinzen ihm ſo viel Truppen liefern müſſen, als er verlangt. Zu Entſchädigung ihrer Unkoſten dürfen ſie alle Schwarze, die ſie in dem Bezirke ihrer Statthalterſchaft antreffen, zu Sclaven machen. Es iſt dieſes ein Vorrecht, das ſelbſt der König nicht hat, als in ſo fern es Miſſethäter betrift„.

„Nach den, in den meiſten Africaniſchen Staaten eingeführten Geſetzen, kommt die Krone nicht von dem Vater auf den Sohn, ſondern an den Bruder, und in deſſen Ermangelung, an des Monarchen Neffen, von der Schweſter, weil man der Weiber Linie für die ſicherſte hält. Die Königinnen behaupten die Hoheit ihrer Würde mit einem ſonderbaren Anſtande. Es gehört zum Ceremonielle dieſes Africaniſchen Hofes, daß die Fürſtinnen ſich niemals umſehen, oder einige Aufmerkſamkeit bezeigen, auf das, was um ſie, und neben ihnen, vorgeht. Dieſer Stolz aber verwandelt ſich in einen allzubekannten Umgang mit den Europäern, und in Schmeicheleyen gegen die Franzoſen„.

„Das Königreich der Foules nimt an den beyden Ufern des Senegal, von Morgen gegen Abend, faſt zwey hundert Stunden

ein; ſeine Größe aber, von Mitternacht gegen Mittag, iſt weniger bekannt, weil die Fremden ihre Handlung bisher, faſt nur auf die Ufer dieſes Fluſſes eingeſchränkt haben, ohne tiefer in das Land zu kommen. Das Königreich iſt ſtark bevölkert, und Grund und Boden ergiebig: wenn die Einwohner arbeitſamer wären, könnten ſie mit ihren Landeserzeugungen einen vortheilhaften Handel treiben. Die vornehmſten Oerter, der Länge nach gerechnet, wenn man den Senegal hinauf fährt, ſind, die kleine Inſel Menage, wo die Schwarzen, nach den Ueberſchwemmungen, ihre Pflanzungen von Tabak, Reiß, Hirſe, und Hülſenfrüchten anlegen, die ihnen reiche Aernden geben; der See Pania-Fouli, der, wie der Kagor-See, von dem Austreten des Fluſſes entſteht; der rothe Fuchsbau, ein berühmter Ort wegen des Gummi-Handels, der daſelbſt, ſo wie in der Wüſte getrieben wird; die Helfenbein- oder Morfil-Inſel, die einen Umfang von mehr als vierzig Stunden hat, und ihren Namen von denen vielen Elephanten-Zähnen bekommt, welche die Franzoſen daſelbſt kaufen; die Inſel Bilbas, welche zwar kleiner als die Helfenbein-Inſel iſt, von der ſie nur durch einen kleinen Arm des Senegal abgeſon-

geſondert wird, ihr aber an der Güte des Erdreichs, der Erzeugungen, und in der Handlung gleichet; und endlich die Stadt Agnan, der ordentliche Aufenthalt des Siratik, und die Hauptſtadt ſeines Königreiches„.

„Von dem rothen Fuchsbaue, bis an die Inſel Bilbas, iſt die Ausſicht auf beyden Seiten des Fluſſes vortreflich. Beyde Ufer ſind mit großen, ſchattigen Bäumen beſetzet, voller Vögel, Affen, und Eichhörner, die wegen ihrer Lebhaftigkeit, und närriſchen Gebärden, einen luſtigen Anblick geben. Die Vögel, um der Nachſtellung der Affen, welche das Waſſer fürchten, zu entgehen, bauen ihre Neſter auf die äußerſten Zweige, welche in das Waſſer hängen. Nichts iſt luſtiger, als die Affen zu ſehen, wenn ſie von den Bäumen herunter klettern, und die vorbeyfahrenden Barken in der Nähe betrachten. Sie bewundern ſie einige Zeit, ſcheinen ſich mit einander zu unterhalten, von dem, was ſie geſehen haben, und überlaſſen den Platz anderen, die nach ihnen kommen. Viele werden ſo kühn, daß ſie dürre Reiſer nach den Vorbeyfahrenden werfen; dieſe aber antworten ihnen mit Flintenſchüſſen. Etliche davon werden getö-

det, andere verwundet; die übrigen gerathen in große Beſtürzung. Ein Theil von ihnen fängt ein jämmerliches Geſchrey an; ein anderer lieſet Steine auf, und wirft ſie nach den Feinden; andere leeren ſich aus, in ihre Pfoten, und ſchicken dieſes Geſchenk den Zuſchauern. Da ſie in den Pflanzungen vielen Schaden thun, haben die Schwarzen beſtändig Krieg mit ihnen, und können nicht begreifen, warum die Europäer ſo gern ein Thier kaufen, das nichts als Schaden anrichtet. Einige Schwarzen haben daher Gelegenheit genommen, in die Franzöſiſchen Factoreyen Ratten zum Verkaufe zu bringen, in der Meynung, ſie würden eben ſo gut bezahlet werden, wie die Affen, weil ſie eben ſo ſchädlich wären„.

„Der Statthalter verließ das Königreich der Foules nicht eher, als nachdem er dem Monarchen einen letzten Beſuch in ſeiner Hauptſtadt gemacht hatte. Dieſer Fürſt war ſchon bey Jahren, und ſein Geiſt wurde zugleich mit dem Körper ſchwach. Er verfiel auf einmal in eine übertriebene Frömmigkeit, worüber er die Regirung ſeiner Staaten niederlegte. Er begab ſich zu den Marabouts, um in der Mahometaniſchen Religion, wie er

ſagte,

ſagte, vollkommener zu werden. Seine Liebe zu dem Alcorane wurde ſo groß, daß er ihn, in einem ſtarken Folianten, wo Text und Gloſſe beyſammen waren, beſtändig am Halſe trug; und, unerachtet er dieſe ungeheure Laſt kaum ertragen konnte, ſo wollte er doch niemals zugeben, daß man ihm etwas davon abnähme. Eine Wallfahrt nach Mecca war in ſeinen Augen ein Titel von Heiligkeit; und die letzte Zeit ſeines Lebens war, wie bey allen ſchwachen, und andächtigen Fürſten, die Regirung der Pfaffen, des Aberglaubens, und der Scheinheiligkeit„.

„Wenn der Siratik ſeinen Völkern Recht ſpricht, ſo läßt er ſich von zwölf alten Männern begleiten, welche die Partheyen einzeln vernehmen, und dem Monarchen die Ausſage vortragen müſſen. Der Fürſt ſpricht alsdenn, nach dem Ermeſſen ſeiner Räthe, das Urthel, und dieſes wird auf der Stelle vollſtreckt. Bey dieſen Verhören iſt weder Advocat, noch Anwald; ein jeder vertheidiget ſeine Sache ſelbſt; und bey civil Sachen bekommt der König den dritten Theil der Schäden, und Unkoſten. Mord, und Verrätherey, ſind die einzigen Verbrechen, die am Leben beſtraft werden. Ein Schuldner, der nicht bezahlen kann,

wird mit ſeiner ganzen Familie verkauft, bis er ſeinen Gläubiger völlig befriediget hat; und der König nimmt auch einen Theil der Verkaufgelder weg„.

„Die **Foules** haben keine ſo ſchöne ſchwarze Haut, als die anderen Schwarzen; die meiſten ſind von **bräunlicher** Farbe, welches von ihrer häufigen Vermiſchung mit den Mohren herkommt. Sie ſind nicht ſo groß und ſtark, als die Oualofs, ſondern von mittelmäſiger Geſtalt, aber wohl gewachſen. Bey einem ſchwächlichen Anſehen, ſchicken ſie ſich doch gut zur Arbeit. Sie bauen das Feld mit Fleiße, und ziehen eine große Menge Vieh auf. Ihre Ziegen, und Schaafe, ſind von vortreflicher Güte, und ihre Ochſen groß. Die Compagnie hat keine beßeren Häute, und um einen billigern Preis, als aus dieſer Gegend. Das Land iſt überhaupt voller Thiere, von dem Caninchen bis zum Elephanten; daher dieſe Völker die Jagd lieben, und ſehr geſchickt darinnen ſind. Sie haben mehr Lebhaftigkeit, als die Oualofs, und ſind höflicher; aber eben ſo diebiſch, und betrügeriſch. Ihr natürlich ſanftes Weſen macht, daß ſie von allen ihren Nachbarn geliebet werden; und wer ſie beleidiget, entehrt ſich ſelbſt. Niemand fällt bey ihnen

ihnen in Bedürfniß; ſie ſtehen den kranken und alten Leuten mitleidig bey. Zänkerey ereignet ſich ſelten unter ihnen: es gehen ganze Jahre vorbey, und man höret nicht, daß jemand den andern beleidiget habe. Dieſe Gutheit aber rührt von keinem Mangel der Tapferkeit her; denn es ſind wenige Nationen in Africa ſo beherzt. Ihre Neigung zum Tanzen iſt ihnen mit allen Schwarzen gemein; auch trinken ſie eben ſo gern Brandwein, unerachtet ſie Mahometaner ſind: ja ſie geben für eine Flaſche Brandwein einen fetten Ochſen hin. Man muß ſich aber in Acht nehmen, ihnen keine nur halb volle Bouteille anzubieten, denn, iſt es Einfalt, Stolz, oder Aberglaube, ſie ziehen ein kleines volles Gefäße einem ganzen Faße vor, wo nur ein Zoll an dem Maaſe fehlet. Sie ſind auch ekel in der Wahl der Waaren; den Weibern inſonderheit können die Leinwande, die ihnen die Franzoſen, und Mohren verkaufen, nie zu ſchön ſeyn. Seidene Waaren ſind bey ihnen noch nicht eingeführet, ob ſie ſie gleich mit Vergnügen nehmen würden. Die Weiber ſind leutſelig, höflich, ſchmeichelnd, und ſo fähig, als Weiber in der Welt nur ſeyn können, die Schwäche der Mannsperſonen zu nutzen„.

„Wenn man den Senegal hinauf, nach Morgen zu, fährt, kommt man in das Königreich Galam, das mit den Staaten des Siratik gränzet. Unſere Franzoſen, die dieſen Weg machten, hielten ſich einige Zeit an den Gränzen beyder Reiche auf, und hatten daſelbſt einen ſonderbaren Verkehr. Die Weiber des Ortes bildeten ſich ein, das Waſſer, das man aus den Barken pumpete, hätte eine beſondere Kraft, allerhand Krankheiten zu heilen, und brachten dafür Milch, die ſie gegen dieſes eingebildete Hülfsmittel vertauſchten. Ein Wundarzt, Nahmens Ferrand, hatte ſich zum Aufſeher, über dieſen Handel aufgeworfen, und wußte ihn ſo geltend zu machen, daß als er ſich eines Tages mit einer von dieſen Weibern über die Menge Milch, die er verlangte, nicht vergleichen konnte, that er ſein Waſſer ganz ernſthaft wieder in die Pumpe, als ob er befürchtet hätte, den geringſten Tropfen von dieſer koſtbaren Eſſenz zu verlieren. Eben dieſer Menſch hatte von der Mündung des Senegal kleine flache Muſcheln mitgebracht, die er den Schwarzen ſchenkte, wenn ſie ihm einige Dienſte gethan hatten. Da nun dieſe ſie von großem Werthe zu ſeyn glaubten, und rund wie eine Schaumünze ſchnitten, auch allerhand

Chara=

Character hineingruben, um Gris-gris daraus zu machen, entſchloß er ſich, ſeinen Gewinn mit den Marabouts zu theilen, und fieng, ſo zu ſagen, ein heiliges Gewerbe damit an, wovon er keinen geringen Vortheil zog„.

„**Betel** iſt das letzte Dorf in dem Königreiche der Foules, und **Ghildé** der erſte Ort in dem Königreiche Galam. Dieſe Gegend iſt in ganz Africa, diejenige, wo man das meiſte **Flügelwerk** findet. Die daſigen jungen Hüner ſind beſſer, als die ſchönſten Capaune in Europa; und der fetteſte Capaun wird für einen Bogen Papier weggegeben„.

„Ghildé gegen über, liegt die Stadt **Tuabo**, die ordentliche **Reſidenz** des Königes von Galam, und wegen einiger ſehr ſchönen Marmorbrüche berühmt. Zwiſchen Tuabo und Dramanet, auf der Seite nach Süden, fällt der Fluß **Falemé**, deſſen Lauf in ſeiner völligen Länge noch nicht bekannt iſt, in den Senegal. Er veranlaßet eine ungeheuere **Inſel**, welche die Landſchaften Bambouk, Makonna, Jaka, Gadda, und verſchiedene andere, den Europäern noch unbekannte Oerter, in ſich begreift„.

„Die Reichthümer des Königreichs Bambouk hatten ſchon ſeit langer Zeit die Begierde der Franzöſiſchen Compagnie rege gemacht. Es war kein einziger General-Director geweſen, der ſeinem Agenten nicht empfohlen hatte, alle Mühe zu Entdeckung eines Landes anzuwenden, woher alles das Gold kam, das ſie von den Unterthanen des Siratik empfiengen. Dieſes war aber kein leichtes Unternehmen. Die Einwohner ſahen ſehr wohl ein, daß es ihnen keinen Vortheil bringen würde, Fremde bey ſich aufzunehmen, derer vornehmſte Bemühung vielleicht wäre, ſie aus ihren Beſitzungen zu vertreiben. Das erſte, und nöthigſte alſo, was die Franzoſen zu thun hatten, war, daß ſie ſich in dem Königreiche Galam * feſt ſetzten. Sie erhielten die Freyheit, zu Dramanet ein Fort zu bauen, das ſie St. Joſeph nenneten: nachdem es aber von den Schwarzen war angegriffen, und zerſtöret worden, errichteten ſie unter eben dieſem Namen ein anderes zu Mankanet, und ein drittes, St. Pierre genennt, neben Kaniura, an dem Fluße Falemé. Dieſes letztere iſt um ſo viel wichtiger, da es den Weg nach dem Königreiche

* Auch dieſes Land hat Frankreich, in dem Pariſer Frieden, von 1763, an England abtreten müſſen.

reiche Bambouk, das ſo reich an Goldminen iſt, decket„.

„Einem Factore, Namens **Compagnon**, der ſeit der Zeit Baumeiſter in Paris geworden iſt, haben die Franzoſen die **Entdeckung** dieſes reichen Landes zu danken. Er war der erſte Europäer, der dahin kam; und lernte ſelbige Gegend genau genug kennen, um den Weg verſchiedene male hernach wieder zu machen. In einer Zeit von achtzehn Monaten, die er anwendete, dieſes Land zu durchreiſen, unterſuchte er es von ſo vielen Seiten, daß es ſcheint, er habe keinen Ort unbeſehen gelaſſen. Er machte ſeine Beobachtungen über alles was ihm vorkam, und ſuchte ſeine Wißbegierde eben ſo ſehr zu ſtillen, als die Abſichten der Compagnie, die ihn abſchickte, zu erfüllen„.

„Der Staat von **Bambouk** iſt keinem **Könige** unterworfen, ob er gleich den Titel eines Königreiches führt. Die Einwohner haben niemanden zu Regenten, als die Häupter der Dörfer, welche, unter dem Namen **Farim**, eine ſouveraine Gewalt ausüben. Alle dieſe Chefs ſind von einander unabhängig; ihre Pflicht, und Nutzen aber erfor-

fordert, ſich zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung zu vereinigen. Das Land iſt ſehr volkreich, wie man ſolches aus der großen Menge Dörfer, die gegen Oſten von dem Fluße liegen, ſchlüßen kann. Man findet daſelbſt **weiße Amſeln**, und **grüne Tauben**, zwey dieſem Lande eigene Seltenheiten. Unter andern merkwürdigen Naturerzeugungen führt man auch einen **Baum** an, der ein gewiſſes Fett von ſich giebt, welches **Bambouck-Butter** genennet wird. Die Schwarzen brauchen es, ihre Hülſenfrüchte damit ſchmackhaft zu machen. Die Europäer finden es ſo gut als Speck, ausgenommen daß es ein wenig ſcharf, aber nicht unangenehm ſchmeckt. Die **Frucht**, worinnen dieſes Fett ſteckt, iſt rund, groß wie eine welſche Nuß, hat eine harte Schale, und iſt mit einer trockenen, glänzenden Haut überzogen. Wenn man einen Theil davon, der Talgartig iſt, abgeſondert hat, ſchält man das Uebrige, und thut es in heißes Waſſer, da man alsdenn die oben drauf ſchwimmende Butter wegnehmen kann. In eben dieſem Lande zählt man ſechs vorzügliche **Gold-Gruben**. Alle Bäche führen Goldſand; und die Einwohner würden reich ſeyn, wenn ſie arbeitſamer, und nicht ſo faul wären,,.

„In

„In der Stadt Dramanet, im Königreiche Galam, wo die Franzoſen an den Senegal ein Fort angeleget hatten, zählt man auf viertauſend Einwohner: ſie ſind die billigſten, und geſchickteſten Handelsleute, die man unter den Schwarzen kennet. Ihre Handlung erſtreckt ſich bis nach Tombut, welches, ihrer Rechnung nach, fünf hundert Stunden weiter in das Land liegt. Sie ziehen daher Gold, und Sclaven, und haben einigen Verkehr mit den Franzoſen am Senegal; ihre meiſten Waaren aber liefern ſie den Engländern, an dem Fluße Gambia. Sie haben die Gewohnheit, daß ſie den Preis der Waaren allezeit durch zwey oder drey ihrer vornehmſten Kaufleute machen laſſen; und dieſer Tarif wird ein Geſetz für die anderen alle. Ein Sclave, von achtzehn bis dreyßig Jahren, golt ehedem zwanzig Livres unſers Geldes, (5 Rthlr. 8 ggr.) eine Unze Gold zwölf Franken, (3 Rthlr. 4 ggr. 9 Pf.) und das Pfund Morfil, vier Sols, (1 Gr. 3 Pf.). Man nennet Morfil, die Elephantenzähne, ſo wie ſie von den Schwarzen auf den Africaniſchen Küſten eingehandelt werden, das heißt, ehe ſie noch ſind bearbeitet worden„.

„Das

„Das Königreich Galam erſtreckt ſich ohngefähr auf fünf und vierzig Stunden. Es endiget ſich bey dem Waſſerfalle von Felu, wo der Senegal ſich einen Weg durch zwey Berge macht, und vierzig Klaftern hoch, mit einem entſetzlichen Geräuſche, über die Felſen herunter ſtürzet. Die Berge, welche dieſen Fall veranlaſſen, nehmen ihren Anfang eine halbe Stunde von dem Dorfe, und machen faſt die ganze Gegend unerſteiglich. Der Waſſerfall von Govine, von dem von Felu ohngefähr vierzig Stunden entfernet, verurſacht noch mehrere Schwierigkeiten; das Flußbette iſt zwar breit genug, aber voller Felſen, durch welche das Waſſer ſich einen Weg mag geöfnet haben, und alles Erdreich in der Gegend mit ſich fortführt. Es fließt auf dieſe Art durch hundert reißende Canäle, davon keiner ſchiffbar zu ſeyn ſcheint„.

„Die Einwohner von Galam ſind unruhige, aufrühriſche Leute, die ihren König, unter dem geringſten Vorwande, abzuſetzen fähig ſind. Die Erſten, und Vornehmſten im Lande ſind kleine Souveraine, welche keine andere Gewalt kennen, als die ſie ſich ſelbſt angemaaſet haben. Das Königreich Caſſon grän-

gränzet mit dieſem Reiche gegen Morgen. Der Fürſt hat ſeine Reſidenz auf einer großen Inſel, oder vielmehr auf einer, durch zwey Flüſſe gegen Norden vom Senegal, entſtandenen Halbinſel. Den König hält man für einen reichen, und mächtigen Monarchen, der von ſeinen Nachbarn nicht weniger gefürchtet iſt, als von ſeinen Unterthanen. Die Gränzen ſeiner Staaten kennt man wenig; man ſagt aber, der König von Galam ſey ihm zinsbar. Man findet daſelbſt Gold, Silber, und Kupfer, und behauptet, dieſe Metalle lägen der Oberfläche der Erde faſt gleich„.

Hier endiget ſich die Erzählung, aus welcher ich das, was ich Ihrer Wißbegierde am würdigſten zu ſeyn glaubte, gezogen habe. Der Verfaſſer, der nicht bis an die Quelle des Senegal gekommen iſt, zweifelt, daß ein Europäer jemals dahin gekommen ſey. Er vermuthet, dieſer Fluß habe die Eigenſchaft des Nils, nämlich, er nehme ab und zu, und dünge das Land; nach mehrern dergleichen Anmerkungen, führt er auch die ihm auf ſeiner Reiſe vorgekommenen merkwürdigen Gebräuche an. Er ſagt, zum Beyſpiele, „daß gewiſſe Mahometaniſche Schwarze folgende Operation

ration mit den jungen Mägdgen, anſtatt der **Beſchneidung** vornehmen. Wenn dieſe das zwölfte Jahr erreichet haben, bringt man ihnen mit einem Stabe Ameiſen bey, die das Fleiſch benagen müſſen; ſind nun dieſe Thiere geſättiget, und müde, ſo wiederholet man die Operation mit anderen. Die armen Mägdgen werden auf dieſe Art ſo lange geplagt, bis die Ameiſen die verlangte Wirkung gethan haben„.

„Eben dieſe Völker erkennen, unter dem Namen **Horey**, einen hölliſchen Geiſt, der allem Anſehen nach nichts anders iſt, als ein von den Marabouts angeſtellter Schwarzer. Nach dieſer guten Leute Ausſage, iſt die Ceremonie der **Beſchneidung** allezeit mit dem Brüllen dieſes Teufels begleitet. Sein Getöſe gleicht der allergröbſten Mannsſtimme, und jagt den Kindern ungemeine Furcht ein. So bald der Teufel anfängt zu brüllen, geben ihm die Schwarzen zu eſſen, und tragen die Gerichte in eine benachbarte Höhle. Was man ihm bringt, iſt in dem Augenblicke verzehret; und hat er nicht genug bekommen, ſo findet er Mittel, einen jungen Menſchen, der noch nicht beſchnitten iſt, wegzunehmen, den er ſo lange in ſeinem Magen behält, bis man

ihm mehr zu eſſen bringt. Wenn auch das Kind wieder befreyet iſt, ſo bleibt es doch ſo viele Tage ſtumm, als es in dem Bauche des Teufels zugebracht hat. Ich ſelbſt habe in einer Stadt der Foules ein Beyſpiel von dieſem allgemeinen Aberglauben mit angeſehen. Ein junger Schwarzer von ohngefähr funfzehn Jahren war die Nacht zuvor, wie man verſicherte, aus dem Leibe des Horey wieder heraus gekommen; und alle meine Bemühungen, ihn reden zu machen, waren vergebens, unerachtet ich ihn mit meiner Flinte bedrohete, wovor dieſe Völker ſich ſehr fürchten. Etliche Tage hernach zeigte er ſich ganz frey mitten unter uns, und erzählte uns erſtaunenswürdige Dinge, die vermuthlich ſeine Einbildung erdacht haben mochte. Kurz, alle Schwarzen reden von dieſem Ungeheuer mit Entſetzen; und es iſt nur zu verwundern, wie zuverſichtlich ſie verſichern können, daß ſie von dieſem böſen, und gefräßigen Geiſte nicht allein geholet, ſondern auch verſchlungen worden ſind„.

„Die **Marabouts**, die das Volk bey dieſem Wahne erhalten, bringen die erſten Jahre ihres Prieſterthumes in Beobachtung der ſtrengeſten Lebensart zu. Es iſt wahr, ſie ſuchen

ſich hernach wieder zu entſchädigen, und überlaſſen ſich, ohne Mäſigung, aller Art von Lüderlichkeit. Man ſieht ſie entweder mit Lumpen behangen, oder am öfterſten halb nackend. Sie laufen die Gaſſen auf und nieder, wie Unſinnige; und die ehrbaren Weiber, die ihnen in den Weg kommen, werden gemeiniglich ein Opfer ihrer viehiſchen Begierden. Die Zuſchauer, anſtatt dergleichen Gewaltthätigkeiten zu verhindern, glauben, daß eine auf ſolche Art behandelte Frau einen beſondern Grad von Heiligkeit erlange, und man beeifert ſich, ihre Kleider zu küſſen. Der Mann, wenn er auch noch ſo mißvergnügt iſt, muß freundlich dazu ſehen, und den Marabout zu Gaſte bitten, um für die beſondere Gewogenheit, die er ſeiner Frau erwieſen hat, erkenntlich zu ſeyn. Wenn dieſe Prieſter heurathen, nehmen ſie ihre Weiber nur aus Prieſter-Familien; und alle ihre männlichen Kinder werden zu eben dem Berufe, wie ihre Väter, beſtimmt. Eine ihrer vornehmſten Verrichtungen iſt, die Jugend zu unterrichten: und ihre Schulen ſind öfters ſehr zahlreich. Die meiſten unter ihnen beſitzen große Reichthümer, weil ſie, außer dem Gewinnſte von ihren Gris-gris, noch einen anſehnlichen Handel treiben. Das Volk hat eine ſo

tiefe

tiefe Verehrung für ſie, daß es ihre Träumereyen für Prophezeyungen hält, für Offenbarungen des Mahomets, mit dem ſie, in geheim zu reden, ſich rühmen. Die Großen geben dem Volke in ihrer Ehrfurcht nichts nach. Wenn Perſonen vom höchſten Range einem Marabout begegnen, ſchließen ſie einen Kreis um ihn, knien nieder zu beten, und erwarten ſeinen Seegen. Dieſen Gebrauch beobachtet man bis in des Königs Zimmer: überhaupt aber haben dieſe Leute eine ſo hohe Einbildung von der Heiligkeit ihrer Prieſter, daß ſie gewiß glauben, daß wenn jemand einen Prieſter beleidigt, er nicht den dritten Tag überleben könne „.

„Die **Unterweiſung** der **Kinder** durch die **Marabouts** geſchieht eine oder zwey Stunden vor Tage. Die Lectionen ſind auf kleine Täfelgen geſchrieben; und wenn die Kinder ſie leſen können, müſſen ſie ſie auswendig lernen. Ein Fremder höret gar bald wo eine Schule iſt, an den Lärmen, den die Kinder machen, wenn ſie das Aufgegebene ihrer Lehrer ſo laut, als möglich, wiederholen. Nicht allein aber in den Schulen geben dieſe Prieſter Unterricht, ſondern ſie gehen auch auf den Dörfern herum, und predigen, wer

ſie nur hören will. Das Land ſteht ihnen allezeit offen; und ſelbſt in den blutigſten Kriegen haben ſie die Freyheit, aus einem Königreiche in das andere zu gehen. Auf dem Wege ſind ſie niemanden zur Laſt: ſie tragen ihre Vorräthe bey ſich; und ſind dieſe verzehret, ſo tragen etliche Bogen Papier lange Zeit zu ihrem Unterhalte bey. Sie verfertigen daraus Gris-Gris, die ihnen gar bald neue Vorräthe verſchaffen„.

„In dem Theile von Africa, wo der Gambia, und Senegal durchfließen, redet man vorzüglich die Sprachen der Mandingos, der Oualofs, und der Foules. Erſtere iſt die gewöhnlichſte um den Gambia; und mit dieſem Hülfsmittel kann man ohne Schwierigkeit von der Mündung dieſes Fluſſes, bis in die Gegend, wo er ſich mit dem Niger vereiniget, reiſen, wenn es wahr iſt, wie man glaubt, daß er einer der vornehmſten Aerme dieſes Fluſſes ſey. Auſſer dieſer allgemeinen Sprache haben die Mandingos noch eine verdorbene, geheime Sprache, welche die Weiber nicht verſtehen, und die Mannsperſonen nur bey Gelegenheit des Mumbo-Jumbo reden. Ein verdorbenes Portugieſiſch

ſiſch iſt die ordentliche Sprache der Europäer und Schwarzen im Handel und Wandel; man verſtünde ſie vielleicht nicht in Liſſabon; unterdeſſen lernen ſie die Engländer leicht, und ihre Dollmetſcher reden keine andere„.

„Die Schwarzen am Senegal ſind Mahometaner, durch die Mohren bekehret: allein dieſe Religion beſteht bey ihnen nur in dem Glauben an einen einigen Gott, und in gewiſſen beſonderen Uebungen. Sie erkennen den Mahomet, als einen göttlichen Geſandten, ohne den Namen dieſes Propheten anzurufen. Sie haben ſo gar eine dunkele Kenntniß von Chriſto, und reden von ihm, als von einem Menſchen, der große Wunder gethan habe: alles aber, was ſie von ſeiner Macht, und Heiligkeit erzählen, iſt ein Gewebe von Fabeln, ohne Ordnung und Wahrheit. Sie glauben ein unvermeidliches Schickſal, und alles Unglück ſchreiben ſie der Vorſehung zu. Gott hat es ſo haben wollen, ſagen ſie; wir können uns ſeinem Willen nicht widerſetzen. Wenn ſie einen Diebſtahl begehen, ſo iſt es Gott, der ihnen das Geſtohlene zugeſchickt hat. Verlieren ſie ihren Vater, ihre Mutter, ihre Kinder, ſo iſt es Gott, der

ſie nöthig hatte, und ſie von der Welt wegnahm. Sie vermengen auf ſolche Art die Abſcheuligkeiten der Mahometaniſchen Religion, mit den Wahrheiten des Chriſtenthums. Sie haben weder Tempel, noch Moſcheen, noch Kirchen. Wenn ſie gottesdienſtliche Verſammlungen halten, ſo geſchieht ſolches in freyem Felde, unter großen Bäumen. Neben ihren Wohnungen zeichnen ſie einen Kreis, in deſſen Mittel ſie alle nur mögliche Gebärden, und Verzuckungen machen, die ihnen ihre Einbildung einflößt. Ueberhaupt ſind ſie ſehr abergläubig. Wenn ſie eine Reiſe zu thun haben, ſo ſchneiden ſie ein Huhn ab; und was ſie aus dem Eingeweide wahrnehmen, iſt ihre Maasregel, ob ſie ihre Abreiſe beſchleinigen, oder verſchieben ſollen„.

„Das, was dieſe Schwarzen **Couſcou** nennen, iſt eine Art von Gerichte, woraus ſie ihre gewöhnliche Speiſe machen. Es beſteht aus Hirſenmèhle, und wird folgendermaſen zubereitet. Erſtlich ſtoßen ſie die Körner, und ſchlagen ſie durch ein Sieb, um die Kleyen wegzubringen. Hernach machen ſie einen Teig, ſetzen ihn in einem irrdenen Topfe über das Feuer, und rühren ihn beſtändig um, daß er

nicht

nicht zu Brode werde. Durch das beſtändige Herumrühren theilet ſich der Teig in kleine harte Kügelchen, wie Zuckerkörner, und dieſe, wenn man ſie vor der Feuchtigkeit in Acht nimmt, erhalten ſich lange Zeit. Um ſie zu eſſen, thut man ſie in warmes Waſſer, oder Fleiſchbrühe, wovon ſie weich werden, und wie Reiß aufquellen. Dieſe Speiſe iſt geſund, leicht zu verdauen, und inſonderheit ſehr kühlend. Der Sanglet iſt nichts anders, als Grütze von Hirſe, der, wenn er wie Waitzen-Grütze gebraucht wird, ohngefähr dieſelbe Wirkung thut„.

„Nirgends findet man ſchönere, und mehrere Tamarindenbäume, als an dem ſüdlichen Ufer des Senegal. Es giebt ihrer zwar auf allen Küſten von Africa, allein ſelbige ſind von kleinerer Gattung, und geringerer Güte. Dieſer Baum, deſſen Frucht in der Arzeney ſo nützlich gebraucht wird, iſt gemeiniglich ſo groß, wie ein Nußbaum, nur daß er buſchiger wächſt. Seine Aeſte breiten ſich mit Ordnung auf alle Seiten aus, und ſind in viele mit Blättern beſetzte Zweige vertheilet, welche kühlen Schatten geben. Die Blüthen kommen in länglichen Büſchen, von fünf oder ſechs Zollen, hervor, welche aber nicht über

neun oder zehn Blüthen haben, weil ſie ziemlich weit von einander ſtehen. Sie hängen an der Spitze der Zweige, und geben eine Frucht, die an Größe und Geſtalt der Schote einer Bohne gleicht. Das, was von dieſer Frucht nach Europa verführet wird, iſt das Fleiſch mit den Saamenkörnern, nachdem die äußere Haut davon abgezogen worden iſt. Die Africaner thun Waſſer, Zucker, und Honig dazu, und machen ein Getränke, oder auch eine Latwerge daraus, die ſie aufheben, und ſich damit erfriſchen. Die Blätter, blos getrocknet, haben eben die Kraft: die Schwarzen thun ſie an ihren Reiß, an den Couſcou, und faſt an alle Speiſen. Die Tamarinden, in Waſſer geweichet, geben einen eben ſo angenehmen Trank, als die Limonade iſt„.

Die Abhandlung, davon Sie hier den Auszug geleſen haben, hat mir einen langen beſchwerlichen Weg erſparet; und meine ganzen Reiſen, während meines Aufenthalts zu Fort=Louis, ſind bloſe Spaziergänge in die benachbarten Gegenden der Inſel geweſen. Das Dorf Sor iſt der erſte Wohnplatz, der ſich an dem öſtlichen Ufer des Fluſſes zeiget. Die Inſel, worauf dieſes Dorf liegt, iſt eine Stunde lang, und wird durch kleine Flüſſe zer=

ſchnit=

ſchnitten, die man Marigots nennet. Der daſige ſandige Boden, der überhaupt genommen, ziemlich ergiebig iſt, macht in der Mitten der Inſel, verſchiedene gelinde Hügel, mit Gummibäumen, und vielen Dornenſträuchern beſetzt, zu welchen man ſchwerlich kommen kann. Um das Dorf zu erreichen, mußte ich mich über etliche Flüſſe ſetzen laſſen. Wenn ſie nicht tief waren, bediente ich mich des bequemen Mittels, mich von den Schwarzen hinüber tragen zu laſſen. Einer von ihnen lieh mir ſeine Achſeln; und weil ihm ſeine Kleider nicht ſehr hinderlich waren, gieng er bis an die Bruſt in das Waſſer, und ſetzte mich in einem Augenblicke über. Dieſe Leute ſind gewohnt, in dem Waſſer, wie auf der Erde zu gehen, denn ſie kennen alle Wege. Ich brauchte daher nie ein anderes Fuhrwerk, wenn ich über einen mittelmäſigen Fluß, Teich, oder See, zu reiſen hatte.

Meine Füße, unerachtet ich mich in Acht genommen hatte, waren naß geworden; ſie brauchten aber nicht lange Zeit, in dem brennenden Sande an dem Ufer, trocken zu werden. Meine Schuhe wurden auch wie Horn, ſie brachen, und zerfielen wie Staub. Die zurückprallende Hitze vom Boden war ſo groß, daß die Haut ſich in meinem Geſichte ſchälete.

Die Natur hat die Fußſohlen der Schwarzen mit einer dicken Haut verſehen, die allen harten Körpern ſo gut widerſteht, daß ſie keiner Schuhe benöthiget ſind.

Unter denen verſchiedenen Pflanzen, die an dem Ufer des Senegal meine Aufmerkſamkeit erweckten, ſah ich diejenige Art von Kürbiſſen, die man Giromons nennt, und nur in warmen Ländern wachſen. Sie geben den Kürbiſſen der kalten Gegenden an Größe nichts nach, und ihr Geſchmack iſt ſüßer, feiner, und angenehmer. Man findet daſelbſt auch die große, ſtacheliche Senſitiva, welche die Schwarzen Guerakiao, das heißt, guten Morgen, nennen, weil ſie, wenn man ſie anrührt, oder nahe zu ihr ſpricht, die Blätter neiget, gleichſam als ob ſie einem einen guten Morgen böte, oder ſich für die angethane Höflichkeit bedankte.

Ich habe Ihnen von einem Baume auf der Goldküſte geſaget, deſſen Stärke alles übertraf, was ich in dieſer Art geſehen hatte; allein, er kommt dem nicht bey, den man hier das Affenbrod nennet. Ich habe ſeinen Stamm mit einem Faden gemeſſen, und gefunden, daß er acht und ſiebenzig Fuß im

Umfan=

Umfange hatte, welches mehr als fünf und zwanzig Fuß im Durchſchnitte iſt. Seine Höhe iſt nicht außerordentlich, und wird nicht über ſechszig Fuß betragen. Oben vom Stamme verbreiten ſich verſchiedene Aeſte, derer einige ſich Waagerecht ausſtrecken, und mit der Spitze die Erde berühren. Sie haben fünf und vierzig, bis funfzig Fuß in der Länge; und ein jeder ſolcher Aſt könnte eine der ſtärkeſten Europäiſchen Eichen abgeben. Kurz, das Ganze zuſammen genommen, ſcheint mehr einen Wald, als einen Baum, vorzuſtellen. Eine der Wurzeln, die das Waſſer ausgewaſchen hatte, ſchien mir mehr als hundert und zehn Fuß in der Länge zu haben, den in der Erde noch verborgenen Theil ungerechnet. Auf verſchiedenen dieſer Bäume, findet man Europäiſche Namen, welche tief in die Rinde geſchnitten ſind. Einer dieſer Namen iſt von dem funfzehnten Jahrhunderte; und die Buchſtaben ſind ohngefähr ſechs Zolle lang. Die Affenbrode ſind vielleicht die älteſten Bäume auf dem Erdboden. Wenn Africa, in Erzeugung des Strauſes, und Elephanten, ſich rühmen kann, die Rieſen der Vögel, und vierfüßigen Thiere, hervorgebracht zu haben, ſo widerſpricht es ſich auch nicht in dem Pflanzen=

zen=

zenreiche, da aus ſeinem Schooſe der größte Baum in der Welt wächſt.

Der Straus, den ich erwähnet habe, iſt der vorzüglichſte Vogel im Lande. Er iſt ſo gemein, daß man öfters ganze Schaaren davon an den Flüßen antrift. Sie ſind mehrentheils ſieben bis acht Fuß hoch; aber ihr Leib, ob er gleich ſtark iſt, hat wenig Verhältniß mit ihrer übrigen Größe. Sie haben ſehr hohe Beine, einen langen Hals, einen ungemein kleinen Kopf, und ſind mit einer Art von Pflaumenfedern bedecket. Ihre Augen gleichen den Menſchenaugen; ihr Schnabel iſt kurz, und ſpitzig; und ihre zum Fluge allzukleinen Flügel ſind ihnen behülflich, daß ſie erſtaunend geſchwind laufen können, inſonderheit wenn ſie den Wind hinter ſich haben. Geht er ihnen entgegen, ſo behelfen ſie ſich mit den Füßen. Ihre Federn ſind weich, geſchmeidig, wie Milchhaare, oder Baumwolle, und ſehr dick. Die Federn der Männgen ſind weißer, länger, und ſtärker, als der Weibgen. Die Schenkel hat dieſer Vogel dick, und fleiſchig, mit einer harten, ſtarken, runzelichen Haut überzogen, und die Füße geſtaltet wie ein Ochſe; der Horn aber iſt mit Gelenken und Klauen

ver=

verſehen, um das, was er anfaſſen will, aufzuheben. Sein Schwanz iſt dicht, rund, und wie ein Buſch; von weißen Federn bey dem Männgen, von braunen, bey dem Weibgen. Die Federn werden, als eine Zierde auf die Helme, ſehr geſuchet. Wenn ihn jemand verfolgt, ſo nimt er Steine, und wirft ſie mit Gewalt hinter ſich. Er verſchlingt alles, was man ihm giebt, Leder, Gras, Brod, Fleiſch, Haare. Doch verdauet er weder Eiſen, noch andere harte Körper, die er verſchluckt; er giebt ſie ganz wieder von ſich. Das Kupfer verwandelt ſich in ſeinem Magen in Gift. Man hat Straus-mägen geöfnet, und bis ſechszig Liards (Pfennige,) darinnen gefunden, die wegen der beſtändigen Bewegung faſt auf drey Viertel verzehret waren; Eiſen, Steine, und Knochen, hatte der Grünſpan gefärbet.

Dieſes Thier, weil es mehr als einmal im Jahre brütet, vermehret ſich erſtaunend: jedesmahl legt es funfzehn oder ſechzehn Eyer, welche Verhältnißmäſig groß ſind, für den Vogel der herauskommen ſoll. Es giebt dieſer Eyer, die eine Kanne Waſſer halten, andere, die bis funfzehn Pfunde wiegen, und ſieben bis acht Perſonen ſättigen können. Sie haben den

Geſchmack

Geſchmack von Gänſe-Eyern. Die Schale iſt weiß, glatt, und ſehr hart, aber nicht ſonderlich dick. Die Türken, und Perſer, hängen ſie in ihren Moſcheen an die Decke. Man macht auch Taſſen, und Schaalen daraus, und ſetzt ſie zum Zierrathe in die Kunſtcabinete. Die Strauſe legen ihre Eyer in den Sand; und man hat lange Zeit geglaubt, ſie achteten ſie nicht, ſondern überließen der Sonnenhitze, ſie auszubrüten. Allein es iſt außer allem Zweifel, daß ſie in Senegal ihre Eyer ſelbſt ausbrůten, jedoch nur bey Nachtzeit; und ſolches rechtfertiget ſie wegen der Gleichgültigkeit, die man ihnen Schuld giebt. Auf ſolche Art gereicht ihnen zur Ehre, was man als eine Unempfindlichkeit bey ihnen anſieht; denn, anſtatt beſtändig über den Eyern zu ſitzen, brůten ſie nur, wenn es nöthig iſt. Man hat vergebens den Verſuch gemacht, ihre Eyer von der Sonne ausbrüten zu laſſen.

Die Jagd dieſes Thieres iſt eine der großen Ergötzlichkeiten, welche ſich die vornehmen Herrn in Africa machen. Sie verſammeln ſich auf einer Ebene, und reiten Barben, die ſo ſchlank ſind, wie die Windhunde. Sie verfolgen die Strauſe; dieſe aber fangen

an,

an, mit erſtaunender Geſchwindigkeit zu laufen, und ſuchen durch Hülfe ihrer Flügel die Gebirge zu erreichen: man braucht aber die Vorſicht, ſie allezeit dem Winde entgegen zu jagen. So bald ſie müde werden, reitet der Jäger im ſtärkſten Galoppe auf ſie zu, und erlegt ſie mit Pfeilen, oder mit der Lanze. Zuweilen fängt man ſie lebendig; und wenn ſie zahm gemacht ſind, verkauft man ſie an die Kaufleute, die ſie nach Europa ſchicken, wo ihre Federn zur Zierde der Thronhimmel, der Hüte, Helme, Betthimmel, Theaterkleidung, u. ſ. f. dienen. Die Federn werden zugerichtet, gebleichet, gewaſchen, und in allerhand Farben gefärbet.

Die Araber halten den Straus werth, nicht allein wegen ſeiner Federn, welche, wie ich geſagt habe, eine ſehr geſuchte Waare ſind, und womit die Araber einen ſtarken Handel treiben, ſondern auch wegen ſeines Wildprets, das, ſo hart es auch iſt, bey ihnen für ein köſtliches Eſſen gehalten wird. Man erzählet, das Elagabalus einsmals ſechs hundert Strausköpfe auf ſeiner Tafel habe auftragen laſſen, um das Gehirn davon zu eſſen.

In dem ſüßen Waſſer des Senegal trift man einen **Fiſch** an, den die Franzoſen den

Zitterer, (trembleur,) nennen, weil er die ſonderbare Eigenſchaft hat, daß er denjenigen, welche ihn angreifen, ein ſchmerzhaftes Zittern in allen Gliedern erwecket. Eben dieſe von der electriſchen Bewegung wenig unterſchiedene Wirkung, ſpüret man auch, wenn man ihn bloß mit einem Stabe berühret, ſo daß man in dieſem Augenblicke alles, was man in der Hand hält, fallen läßt. Der Leib dieſes Fiſches iſt rund, ohne Schupen, und glatt, wie ein Aal, aber in Vergleichung ſeiner Länge, viel dicker. Er hat keinen übeln Geſchmack, er iſt aber nicht allen Leuten, der Geſundheit wegen, zuträglich.

Der Hay, oder Seehund, (requin,) iſt ein Fiſch, der längſt den Küſten, und an den Flüſſen von Senegal, ſehr bekannt iſt. Er iſt der gröſste, und fürchterlichſte, der Seehunde, und unter allen Waſſerthieren das kühnſte, gefräßigſte, und begierigſte auf den Menſchen. Er hat ohngefähr fünf und zwanzig Fuß in der Länge, und vier Fuß im Durchſchnitte. Sein Rachen geht bis an die Hälfte des Halſes, und die Kinnladen ſind mit drey Reihen Zähnen beſetzt, die ſo dicht neben einander ſtehen, und ſo feſt ſind, daß ihnen nichts

widerſtehen kann. Man hat einige dieſer Thiere gefangen, welche Menſchenkörper in den Magen hatten, und dieſes ſoll Anlaß gegeben haben, daß man ſie anfänglich Requiem (Seelenmeße) genennet hat, woraus hernach Requin entſtanden iſt. Viele glauben, es ſey das nämliche Ungeheuer, in deſſen Bauche der Prophet Jonas drey Tage zugebracht hat, und ſetzen hinzu, daß, wenn man ihm den Rachen mit einem Knebel offen hält, die Hunde ganz leicht hineinkriechen, und das freſſen, was er im Magen hat. Seine Kinnbacken haben eine ſo beſondere Biegſamkeit, daß er ſie nach Beſchaffenheit ſeiner Beute öffnen, und dem Rachen eine außerordentliche Weite geben kann. Alle Art von Fleiſche iſt ihm recht; doch ſcheint es, als ob er das Fleiſch von einem weißen Menſchen weniger achtete, als das von einem ſchwarzen, und dieſes weniger, als von einem Hunde.

Dieſes Ungeheuer, das nur zu verſchlingen ſcheint gemacht zu ſeyn, geht auf alles los, was es findet; und wenn ihm das Beißen nicht ſo beſchwerlich würde, verheerete es den ganzen Ocean. Glücklicher Weiſe aber iſt die Oefnung ſeines mörderiſchen Rachens zu weit von der Spitze des Kopfes entfernet, um die

Beute mit Vortheile zu faſſen. Die an den Küſten fahrenden Schiffe werden von dieſen entſetzlichen Thieren beſtändig umringet; und hat etwa ein Matroſe das Unglück, in die See zu fallen, iſt er in dem Augenblicke verſchlungen. Wirft man einen toden Menſchen hinein, ſo ſieht man, wie ſie ihn ſogleich zerſtücken, und ſich es wohl ſchmecken laſſen. Ihre Gefräßigkeit iſt ſo groß, daß ſie, wie Wütende, mit einander kämpfen: ſie heben ſich mit dem halben Leibe aus dem Waſſer, und ſchießen mit ſolcher Gewalt wider einander, daß die Luft von ihren Stößen erſchallet.

Es erfordert nicht viel Kunſt, dieſen Fiſch zu fangen. Da er außerordentlich gefräßig iſt, ſo fällt er auf alles, was ihm vorkommt. Gemeiniglich nimt man einen großen Angelhaken, mit Specke umwunden, und an einer Kette befeſtiget, die man an einen Strick bindet. Wenn der Seehund nicht hungerig iſt, nähert er ſich der Lockſpeiſe, betrachtet ſie, drehet ſich um ſie herum, und ſcheint ſie nicht zu achten. Er entfernet ſich ein wenig, kommt wieder, thut, als ob er ſie faſſen wollte, und verläßt ſie. Hat man ſich nun lange genug beluſtiget, ihm zuzuſehen, zieht man an dem Stricke,

Stricke, als wollte man den Angelhaken zurück nehmen. Alsdenn wird er begierig, fährt im Ernſte nach dem Stücke Speck, und verſchlingt es.

Fühlt er ſich nun gefangen, und zurückgehalten, ſo iſt es wiederum eine Luſt, ſeine Bemühungen anzuſehen, um ſich los zu machen. Bald verſucht er, die Kette zu zerbeißen; bald fährt er vorwärts; bald macht er entſetzliche Sprünge, und will den Strick zerreißen. Es giebt ihrer, die das Hintergeſchluckte ſuchen mit Gewalt weg zu brechen; und man meynete, ſie wollten alle Eingeweide von ſich geben. Wenn ſie ſich nun lange genug abgearbeitet haben, zieht man die Kette an ſich, daß der Kopf aus dem Waſſer komme, wirft ihnen einen Strick mit einer Schleife um den Leib, und zieht ihn zu. Es iſt alsdenn leicht, ſie in das Schiff zu bringen, wo man ſie vollends tod macht. Kein Thier iſt ſchwerer zu tödten, als dieſes; denn, wenn es auch ſchon in Stücken zerſchnitten iſt, ſo bewegen ſich doch noch alle Theile. Iſt es gefangen, und in das Schiff gezogen, wird kein Matroſe ſo verwegen ſeyn, ſich ihm ohne Vorſicht zu nähern. Außer daß es beißt, welches allemal etliche Glieder koſtet, ſo ſind ſeine Schläge mit dem Schwanze ſo entſetzlich,

daß ſie denen, welche ſie treffen, Aerme und Beine entzwey ſchlagen.

Das Fleiſch von dieſem Fiſche iſt zäh, mager, thranig, und von übelm Geſchmacke. Der einzige Ort, wo es noch erträglich iſt, iſt der Bauch: dieſen legt man vier und zwanzig Stunden in Eßig, ſiedet ihn ab, und ißt ihn mit Oele. Fängt man ein Weibgen, mit Jungen, ſo nimt man ſie ihr, thut ſie einen oder zwey Tage in friſches Waſſer, damit ſie den Seegeſchmack verlieren, und alsdenn iſt ihr Fleiſch noch ziemlich eßbar. Unſere Matroſen verachten ſo gar den Seehund ſelbſt nicht; und die Schwarzen machen ihre ordentliche Speiſe daraus. Sie legen ihn hin, bis er anfängt zu riechen, und halten ihn alsdenn für ein köſtliches Gerichte: auch wird ein anſehnlicher Handel damit nach Guinea, hauptſächlich aber nach der Goldküſte, getrieben. Das Fett von dieſem Fiſche erhält ſich lange Zeit, und wird trocken und hart, wie Speck; mehrentheils ſiedet man es, und macht Oel daraus. Die größten, und glatteſten Zähne des Seehundes faſſet man in Silber, und macht ſie an Klappern, die man den Kindern giebt, daß ihre Zähne beſſer durchbrechen. Endlich, brauchen verſchiedene

ſchiedene Künſtler, und Handwerker, die Haut von dieſem Fiſche, um Gehäuſe und Futterale zu überziehen, Holz zu glätten, u. d. m. Man hat angemerket, daß der Seehund mehrentheils von kleinen Fiſchen umgeben iſt, die ſich von ſeinem Raube nähren. Sie kriechen ſo gar ungehindert in ſeinen Rachen, und, welches wundernswürdig ſcheint, er läßt ſie, ſagt man, wieder heraus, ohne ihnen Schaden zu thun.

Eine andere Merkwürdigkeit des Senegal ſind die **Pelicane**, die ſo ſtolz auf dem Waſſer herumſchwimmen, wie die Schwane. Nach dem Strauſe, ſind ſie die größten Vögel im Lande. Unter ihrem, ohngefähr anderthalben Fuß langen Schnabel, haben ſie einen Sack, wo mehr als zehn Kannen Waſſer hineingehen, und den ſie blos zum Fiſchfangen brauchen. Er iſt eine Art von Fiſchernetze, das die Natur dieſem Vogel gegeben hat, um ihm die Mittel, zu Stillung ſeiner großen Bedürfniſſe, zu erleichtern. Kein Thier hätte ſich deſſen beſſer bedienen können; und man muß ſagen, daß es das Fiſchen vollkommen verſteht. Ordentlich ſchwimmen die Pelicane Truppweiſe auf flachem Waſſer, und machen einen großen Kreis, den ſie nach und nach ein-

ziehen, um die Fiſche zuſammen zu treiben, die durch die Bewegung ihrer Füße in dieſen engen Raum eingeſchloſſen werden. Wenn ſie Fiſche genug beyſammen ſehen, ſtecken ſie ihren offenen Schnabel in das Waſſer, und machen ihn ohngefähr ſo geſchwind wieder zu, wie ein Fiſcher, der ſein Netz auswirft, und es wieder aufhebt. Um das Waſſer, das in ihren Sack kommt, auszugießen, beugen ſie den Schnabel auf die Seite, und machen ihn ein wenig auf: es läuft alsdenn gleich heraus, und die Fiſche bleiben trocken darinnen, die ſie auf dem Lande ruhig verzehren.

Ich bin, u. ſ. w.

Senegal, den 1. November, 1753.

Der 185 Brief.

Die Canariſchen Inſeln.

Sie werden, Madame, meine Abreiſe aus Africa, und meine Ankunft in Europa, hier zugleich erſehen. Von den Ufern des Senegal, bis an den Tejo, rechnet man ohngefähr ſieben hundert Stunden, an der Küſte hin; aber

aber auf dem Wege, den wir nahmen, haben wir wenigſtens noch einmal ſo lange zugebracht. Unterweges verſahen wir uns auf der Inſel Arguin, mit Erfriſchungen, und legten uns theils bey den Canariſchen Inſeln, in Madera, theils an den Azoriſchen Inſeln, vor Anker; endlich langten wir nach einer Reiſe von fünf Wochen, in dem Haven von Liſſabon glücklich an. Niemals habe ich ſo viele Leute an der Seekrankheit ausſtehen geſehen, als auf dieſem Wege.

Es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß dieſe Krankheit in einer Uebelkeit, und Mattigkeit beſteht, die nach Verſchiedenheit der Temperamente mehr oder weniger Brechen verurſachet. Es giebt Leute, die dieſe Krankheit niemals gehabt haben; andere ſpüren ihre Wirkungen nur die erſten Tage, und kommen mit einem leichten Schwindel davon; bey einigen zeigt ſich das Uebel, wenn die See ungeſtüm, und die Bewegung des Schiffes heftig iſt; noch andere ſind bey den kürzeſten Ueberfahrten, ſo wie auf den längſten Reiſen, bey ſtillem Wetter, und bey Stürmen, krank. Harte Naturen, ſowohl als ſchwächliche, ſind ihr unterworfen; nur ein gewiſſer Zuſtand, als der Kinder, oder durch Krankheit ſchwächlich ge-

wordener Perſonen, iſt davon befreyet. Die welche nicht lange genug auf der See bleiben, um ſich zu übergeben, müſſen es zuweilen zwey oder drey Stunden hernach thun, wenn ſie an das Land geſtiegen ſind. Selten veranlaßet dieſe Krankheit ein Fieber: ſie greift nur den Magen etwas an, ohne den Appetit zu benehmen. Man bemerket, daß das Frauenzimmer ihr eher widerſtehet, als die Mannsperſonen; ſo wie diejenigen, die ein kurzes Geſicht haben, weniger dazu geneigt ſind, als welche ſcharf ſehen. Auch hat man gefunden, daß die, auf der See am kränkeſten geweſen ſind, ſich hernach auf dem Lande weit beſſer befinden, als die, welche auf dem Schiffe noch ſo ſtark geſchienen haben.

Auf unſerem Wege wurden wir öfters mit dem luſtigen Anblicke der **fliegenden Fiſche** unterhalten. Die See war von ihnen, ſo zu ſagen, ganz bedeckt. Ihre Größe kommt dem Merlan bey. Sie haben zwey Floßfedern, faſt ſo lang, wie der Leib, die ihnen zu Flügeln dienen, daß ſie ſich über dem Waſſer erhalten können. Die **Doraden** und **Boniten**, eine andere Art von Seefiſchen, welche ſehr begierig auf ſie ſind, hatten beſtändigen Krieg mit

mit ihnen; und man ſah aller Augenblicke ganze Wolken von Fiſchen, die über dem Waſſer flogen, um dieſen unbarmherzigen Verfolgern zu entgehen. Da ſie ſich in der Luft nicht länger erhalten können, als ihre Flügel naß ſind, iſt ihr Flug von kurzer Dauer; die meiſten, die ſich über das Schiff erhoben, fielen gleich wieder herunter, und waren für uns ein eben ſo reichliches, als herrliches Eſſen.

Die Nacht verſchafte uns noch andere Ergötzungen. So bald die Sonne untergegangen war, und es finſter wurde, lieh uns die See ihr Licht. Das Vordertheil des Schiffes, das die Wellen ſchaumen machet, ſchien ſie in Feuer zu verwandeln. Wir ſegelten auf dieſe Art in einem beſtändig hellen Kreiſe, der uns wie eine Glorie umgab, und uns bis nach Arguin folgte.

Dieſe Inſel, die dem Meerbuſen, worinnen ſie liegt, ihren Namen giebt, hat nicht über fünf Stunden im Umfange. Die Schaluppen können daſelbſt überall anlanden; aber für die groſſen Schiffe iſt es nicht möglich. Die Schiffe, die nur zehn oder zwölf Fuß unter Waſſer gehen, können ſich bis auf einen Büchſenſchuß nähern. Die Inſel Arguin,

von den Arabern Ghir genennt, wurde in der Mitte des funſzehnten Jahrhundertes von den Portugieſen entdecket, welche daſelbſt auf der Spitze eines Felſen, nach Nord-Weſt, ein Fort anlegten. Dieſes Fort iſt ohngefähr zwanzig Toiſen breit; und die Mauern, die von Ziegelſteinen ſind, haben zum wenigſten vier Fuß in der Dicke, und dreyßig bis vierzig in der Höhe. Auf der Landſeite ſtehen zwey Thůrme, durch eine Courtine verbunden, wo in der Mitten das Thor hinein geht. Die ůbrigen Seiten ſind von der See umgeben, und mit einer Menge Schießlöchern verſehen. Inwendig in dem Platze ſieht man ein Waſſerbehåltniß, und ein Magazin, welche beyde Bombenfrey ſind.

Die Portugieſen blieben in dem Beſitze dieſes Forts, und der Handlung daſiger Gegenden, auf zweyhundert Jahre; bis endlich die Holländer ſich ihre Schwäche zu Nutzen machten, dieſe Errichtung wegnahmen, und die Feſtungswerke verſtårkten. Sie behielten ſie beynahe zwanzig Jahre, und hatten den Vortheil einer anſehnlichen Handlung, inſonderheit mit Gummi, deſſen Preis ſie durch ihren Aufkauf ungemein erhöheten, in der Abſicht

ſicht unſern Handel am Senegal zu verderben. Dieß nöthigte die Franzoſen, das Fort anzugreifen, und wegzunehmen. Der Nimwegiſche Friede beſtätigte ſie in dem Beſitz davon; aber ſeit der Zeit iſt es von den Holländern, und Franzoſen, genommen, wiedergegeben, und wiedergenommen worden, bis es endlich, ſo wie das Schloß, und die Factorey zu Portandic, an eben der Küſte, auf dem halben Wege von Arguin nach Senegal gelegen, unſerer Indianiſchen Geſellſchaft verblieben iſt.

Nachdem wir über das weiße Cap hinaus waren, ſegelten wir, ohne uns aufzuhalten, nach den Canariſchen Inſeln, die wegen der geſunden Luft, und der Fruchtbarkeit des Erdbodens, von den Alten, die glücklichen Inſeln, (Fortunatæ,) ſind genennet worden. Bey Anlandung auf der Inſel Ferro, (de Fer,) erinnerte ich mich, daß der Cardinal von Richelieu verſchiedene Sternkundige auf dem Zeughauſe zu Paris hatte zuſammen kommen laſſen, um zu berathſchlagen, von welchem Orte an, unſer Meridianus am ſchicklichſten zu rechnen wäre, und es wurde ausgemacht, daß er durch dieſe Inſel, welche unter den Canariſchen am

meiſten gegen Abend liegt, gehen ſollte. Dieſem zufolge hat Ludwig XIII. eine Verordnung ergehen laſſen, worinnen den Franzoſen verboten wird, ihn irgend anderswo zu ziehen, und befiehlt, man ſolle künftighin von da an den erſten Grad der Länge, nach Morgen zu, rechnen. Dieß iſt alles, was dieſes kleine Land einen Franzoſen merkwürdiges darbieten kann; denn ich ſehe als eine Fabel an, was man mir von einem Baume im Lande erzählt hat, der den Tag über beſtändig von Wolken umgeben ſeyn, in der Nacht aber Waſſer, wie ein Brunnen, für Menſchen und Vieh geben ſoll. Neben dem Flecken, gleiches Namens wie die Inſel, iſt ein Feuerſpeyender Berg, der ſich zuweilen öfnet, und großes Unheil anrichtet.

Man giebt vor, die Canariſchen Inſeln hätten ihren Namen von einer gewiſſen Art von Rohre bekommen, das aus einer einzigen Wurzel eine große Menge Schößlinge treibet. Wenn man dieſe nur ein wenig mit der Hand drücket, ſo geben ſie einen Milchfarbenen Saft von ſich, den man für einen ſehr ſcharfen Gift hält. Es ſcheint, die erſten Bewohner dieſer einzelen Länder ſeyn eine Egyptiſche Colonie geweſen, die ihre Sitten und Religion mitge-

mitgebracht hatten, nach und nach aber in die abſcheulichſte Barbarey verfielen. Unterdeſſen wußten ſie nichts von derjenigen Grauſamkeit, die man Barbarn vorwirft. Sie verabſcheueten alles Blutvergießen; und wider ihre Feinde übten ſie keine andere Rache aus, als daß ſie ihnen auferlegten ihre Ziegen zu hüten, und ſie zu reinigen, eine Verrichtung die bey ihnen als die aller verächtlichſte angeſehen wurde. Die Guanches, dieß iſt der Name, den man dieſem Volke dazumal gab, waren groß, ſtark, und ſo geſchickt, daß ſie von den Bergen, durch Springen von einem Felſen auf den andern, herabkamen. Sie bedienten ſich dazu einer neun, oder zehn Fuß langen Pike, auf welche ſie ſich ſtemmeten, um von einem Orte zu dem andern hinüber zu ſetzen. Ihre Kleidung beſtund in Ziegenfellen, ihre Speiſen aber in Teig, aus geſtoßener Gerſte, Waſſer, und Honig, gemacht. In der Schlacht nahmen ſie Steine, und wurfen ſie mit eben ſo viel Gewalt, als Geſchicklichkeit. Ihre Häuſer waren Höhlen, in den Felſen gehauen, oder von der Natur zubereitet. Sie hatten Könige, und waren ihnen ſehr unterthänig. Die welche ſich in den Eheſtand begaben, leiſteten ihnen von neuen den Huldigungseid für ſich, und ihre

Kin=

Kinder, und überließen ihnen den erſten Genuß ihrer Weiber. Wenn ein neuer Regent auf den Thron ſtieg, hatten die jungen Leute in Gewohnheit, ihm nicht nur ihre Treue, und Dienſte, ſondern auch ihr Leben anzubieten; ja es fanden ſich ihrer, die von den Worten zur That ſchritten. Dieſe begaben ſich unter einer zahlreichen Begleitung, an den Rand eines tiefen Abgrundes, und ſtürzten ſich, mit vielen Ceremonien, in dem Angeſichte aller Zuſchauer, herunter. Nach eben dieſer Gewohnheit mußte der Fürſt den Verwandten des Verſtorbenen beſondere Hochachtung bezeigen, und ſie durch Ehrenſtellen, und Wohlthaten, von anderen unterſcheiden.

Dieſe Völker erkenneten ein höchſtes Weſen, dem ſie Opfer brachten. Sie hatten auch einige Begriffe von der künftigen Beſtrafung der Laſter, und hielten den Feuerſpeyenden Berg Pico, in Teneriffa, für den Ort der Verdammten. Sie hatten von ihren Vorfahren das Geheimniß aufbehalten, ihre Toden ſo einzubalſamiren, daß ſie niemals verweſeten: ſie ſetzten ſie hernach in große unter die Felſen gehauene Grüfte. Man ſieht ſolche Beerdigungshöhlen, noch heutiges Tages, wo die Körper

per faſt unverſehrt ſind, ob ſie gleich viele Jahrhunderte verſchloſſen gelegen haben. Man kann an beyden Geſchlechten noch die Augen, Ohren, Zähne, Lippen, die Naſe, den Bart, und die Zeugungsglieder, unterſcheiden. Unter dieſen Arten von **Mumien** ſtehen einige aufgerichtet, andere liegen auf Bettgeſtellen von ſo harten Holze, daß kein Eiſen es durchzubohren vermögend iſt. Die Körper ſind ſo leicht wie Stroh: die Nerven, Flechſen, und alle Adern, ſehen wie kleine Stricke aus. Wenn man den Nachkommen dieſer alten Gůanches glauben darf, ſo war unter ihren Vorfahren ein beſonderer **Stamm**, der die Kunſt, die Körper einzubalſamiren, alleine verſtund, und als ein heiliges **Geheimniß** aufbehielt, das dem gemeinen Manne niemalen entdecket wurde. Dieſer Stamm beſtund aus der Prieſterſchaft: und die **Prieſter** vermengten ſich nicht durch Heurathen mit den anderen Ständen der Bürger. Aber nach der Eroberung dieſer Inſeln kamen die meiſten von ihnen um, und mit ihnen gieng das Geimniß verloren. Man weiß nur noch durch eine Art von allgemeiner Sage, daß zu dieſem **Einbalſamiren** Butter, mit Bärenfette vermenget, und in Ziegenhäuten beſonders aufbehalten, genommen wurde. Dieſes Fett kochte

kochte man mit einem gewiſſen Lavendelkraute, das häufig zwiſchen den Felſen wächſt, und hierzu kamen noch, wilde Salbey, und andere einfache Kräuter, aus welcher Vermiſchung der herrlichſte Balſam entſtund. Nach dieſer Zubereitung fieng man an, das Eingeweide aus dem Körper zu nehmen, und ihn mit einer Lauge von getrockneter Fichtenſchale, auszuwaſchen. Dieſes Waſchen geſchahe etlichemale, worauf das Einbalſamiren, inwendig und auswendig, vorgenommen, und zu verſchiedenen Zeiten wiederholet wurde, doch mit der Behutſamkeit, daß es jedesmal erſt eintrocknete. Man fuhr mit dieſem Beſtreichen ſo lange fort, bis der Balſam den Leichnam völlig durchdrungen, und das Fleiſch ſich ſo zuſammen gezogen hatte, daß man alle Muſkeln ſehen konnte. Man erkennete, ob bey der Zubereitung nichts verſehen worden war, wenn der Körper ungemein leicht wurde. Alsdenn nähete man ihn in Ziegenhäute; dieſe Näthe aber waren ſo glatt und gleich, daß man noch heutiges Tages die Geſchicklichkeit und Nettigkeit daran bewundert. Ein jeder ſolcher Ueberzug iſt der Größe des Leichnams vollkommen angepaſſet.

Die Canariſchen Inſeln ſind den Neueren lange Zeit unbekannt geweſen. Die

Spa-

Spanier entdeckten ſie erſt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhundertes; ließen ſich aber daſelbſt nicht nieder. Zwanzig Jahre hernach erhielten zwey Franzöſiſche Edelleute, Namens Betancourt, die Erlaubniß von dem Könige von Spanien, ſie zu erobern. Viere dieſer Inſeln brachten ſie unter ihre Botmäſigkeit, überließen ſie aber nachher dem Könige von Portugal, welcher ihnen einige Ländereyen auf der Inſel Madera dafür einräumete. Endlich wurden alle Canariſche Inſeln der Krone Spanien, vermöge eines Vertrages mit den Portugieſen, einverleibet. Der erſte Vortheil, den die Spanier davon zogen, war ein gewiſſes Kraut, Orchel genennt, welches ſie zum Gebrauche in der Färberey nach Cadix brachten. Ziegenhäute, Talg, und Käſe, machten den übrigen Handel aus. In dieſen erſten Zeiten erwieſen ſich die Canarier nicht ſonderlich geneigt, die Wahrheiten des Chriſtenthums zu erkennen; die Mißionnaire aber brachten ſie nach und nach dazu. Ihre Wohnungen waren bloſe Dörfer, die auf dem flachen Lande ohne Befeſtigung, und Vertheidigung, in den Bergen aber ſo gut verſchanzet waren, daß man eine Belagerung nöthig hatte, um ſie zu erſteigen.

Man rechnet zwölf Canariſche Inſeln, davon aber nur ſieben einigermaaſen anſehnlich ſind; die übrigen ſind, eigentlich zu reden, nur Inſelgen. Canaria, in dem Mittel aller andern gelegen, welche auch ihren Namen daher bekommen haben, iſt die reichſte, obgleich nicht die größte; denn ſie hat nicht mehr als vierzig Stunden im Umfange. Man trift daſelbſt vier Städte an, davon die vornehmſte den Namen der Inſel führet, und die Hauptſtadt iſt: ſie wird auch Ciudad de las Palmas genennet. Ihre Häuſer ſind ſchön, und haben zwey Stockwerke, oben mit einem flachen Dache. Es iſt auch ein Schloß daſelbſt, das aber wenigen Widerſtand thun kann. Die Stadt enthält ohngefähr zwölf tauſend Einwohner: ſie iſt der Sitz des oberſten Gerichtshofes aller ſieben Inſeln, der Inquiſition, des Biſchofs, und des Statthalters; beyde letztere aber, ſo wie alle Leute vom Stande, wählen lieber die Inſel Teneriffa zu ihrem Auffenthalte. Außer der Cathedralkirche, deren Capitul aus acht Dignitariis, ſechszehn Canonicis, und zwölf Präbendatis beſteht, ſind noch Dominicaner, Barfüßer, Franciſcaner, Jeſuiten, und Bernardinernonnen daſelbſt. Die Franzoſen haben auch hier einen Conſul. Die anderen

Städte

Städte heißen Telde, Galder, und Guia. In der Nachbarſchaft dieſer Städte ſieht man eine Menge Zuckerſiedereyen, welche man wegen der vielen Leute, die darinnen arbeiten, für ſo viel Dörfer hielte.

Die Inſel Teneriffa, die größte, fruchtbareſte, und am meiſten angebauete unter den Canariſchen Inſeln, iſt voller unerſteiglicher Gebirge. In den Oefnungen dieſer Berge findet man die ſchönſten Wälder von Pomeranzen- Cedra- Citronen- Feigen- Granaten- und anderen Bäumen, mit allerhand Arten von Früchten. Die Thäler tragen das ſchönſte Getreide von der Welt; und die mit Weinſtöcken bepflanzten Anhöhen geben die vortreflichſten Weine, welche unter den Namen von Canarien-Secte, und Malveſier-Weine, ſo ſehr berühmt ſind. Erſterer wird aus großen Beeren gepreſſet, und giebt einen ſtarken, in den Kopf ſteigenden Wein; gleichwohl iſt er das gewöhnlichſte Getränke: der zweyte wird aus kleinen Beeren gemacht, welche rund und ſüße ſind, nnd einen Göttertrank liefern, der in die ganze Welt verführet zu werden verdienet. Gemeiniglich ſchreibt man die Güte dieſer Weine der Natur des Erdreichs

zu; allein die Pflegung, und Behandlung der Weinberge hat wenigſtens eben ſo viel Theil daran. Man wählet die gegen Mittag gelegenen Anhöhen, bepflanzet den unterſten Theil derſelben, und auf dem zu den Weinſtöcken beſtimmten Boden errichtet man niedrige, halbe Mannshohe Mauern, die vier oder fünf Fuß auseinander ſtehen. Dieſe Mauern dienen zu verſchiedenen Abſichten: denn erſtlich erhalten ſie das Erdreich, und machen, daß die Wurzel des Weinſtocks nicht entblöſet wird. Zweytens halten ſie das Regenwaſſer auf; und endlich vermehren ſie das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen, wodurch eine größere Wärme befördert wird. Der Rücken dieſer Weingebirge, das heißt, die nach Norden gelegene Seite iſt ungebauet, dürr, und zeigt dem Auge nichts als eine Reihe nackender, Schiefergrauer Felſen.

In dem Mittel der Inſel erhebt ſich ein Berg, deſſen ſenkrechte Höhe mehr als eine Stunde beträgt, und nicht weniger Verwunderung in der Nähe, als in der Ferne verurſachet. Sein Fuß erſtreckt ſich bis faſt an das Meer, von da man zwey und eine halbe Tagereiſe bis auf den Gipfel rechnet. Unerachtet der Berg ſich in eine ſcharfe Spitze zu verlie-

ren

ren ſcheint, wie ein Zuckerhut, mit dem er viele Aehnlichkeit hat, ſo iſt er doch oben platt, und der Gipfel macht eine Ebene von mehr als einen Acker. Das Mittel dieſes Raumes iſt ein tiefer Schlund, wo große Steine, mit Rauche und Flammen herausſchießen. Man kann ohngefähr ſieben Stunden weit auf Maulthieren, oder Eſeln hinauf kommen, den übrigen Weg aber muß man mit großer Beſchwerlichkeit zu Fuße machen. Der Rücken des Berges iſt, die erſten vier Stunden über, mit den ſchönſten Bäumen beſetzet, und wird von einer Menge kleiner Bäche bewäßert, die aus ihren Quellen dringen, und bis in das Meer laufen. Wenn man auf den halben Weg kommt, wird die Kälte unerträglich, und läßt nicht nach, als bis zwey Stunden von dem Gipfel, wo die Hitze eben ſo ſtark iſt, als unten in dem Thale. Die bequemſte Zeit zu dieſer Reiſe iſt am Ende des Sommers, weil man alsdenn keine Waſſerſtröme, welche durch den geſchmolzenen Schnee entſtehen, zu befürchten hat. Auf dem Gipfel des Berges fällt niemals Regen: der Himmel iſt beſtändig klar und heiter, und keinen Wind ſpüret man auch nicht. Unerachtet die ganze Inſel voller Felſen iſt, ſo ſcheint ſie doch oben auf dem Berge

wie eine groſze, ſchöne Ebene; allein das, was man für Erdreich hält, iſt eigentlich nichts, als Wolken, die man ſehr tief unter ſich ſieht. Der ganze obere Theil des Berges iſt unfruchtbar, und man wird weder Baum, noch Buſch gewahr. Wenn man in den Feuerſpeyenden Schlund einen Stein wirft, ſo ſchallt es darinnen wie in einem kupfernen Keſſel, an welchen man mit einem eiſernen Hammer ſchlägt; daher ihn auch die Spanier den Namen des Teufels-Keſſels gegeben haben. Die Oefnung hat wenigſtens hundert Fuß im Durchſchnitte, und erweitert ſich, unten nach dem Grunde, auf ohngefähr tauſend Toiſen. Sie hat die Geſtalt eines umgekehrten Trichters: ihr Rand iſt mit kleinen weichen Steinen bedeckt, die aus Schwefel und Sande beſtehen. Man verſicherte uns, daß, da Reiſende ſo beherzt geweſen wären, bis auf den Grund des Schlundes hinab zu ſteigen, man nichts gefunden hätte, als eine Art klaren Schwefels, der wie Salz ausgeſehen hätte. Die Erde läßt ſich kneten, wie ein Teig; und wenn man ſie lang macht, wie ein Licht, ſieht man ſie mit Verwunderung brennen, wie Schwefel. So iſt der berühmte Pico, in Teneriffa, beſchaffen, der, nach der gemeinen Meinung, der höchſte Berg in der Welt iſt, und

deſſen Spitze denjenigen Punct auf der Erde ausmacht, der von dem Mittelpuncte der Erdkugel am weiteſten entfernt iſt. Wir ſahen ihn ſchon auf der See, in einer Entfernung von mehr als zwanzig Stunden; und von ſeinem Gipfel entdeckt man alle Canariſchen Inſeln.

Laguna, die Hauptſtadt der Inſel, liegt am Fuße des Pico: ihren Namen entlehnt ſie von einem See, an deſſen Ufer ſie erbauet iſt. Sie hat zwey Kirchſpiele, und verſchiedene Mönchs- und Nonnen-Klöſter. Der größte Theil der Häuſer iſt ſteinern, und mit Ziegeln gedeckt: faſt alle Häuſer ſind mit Blumenbeeten, und Terraſſen verzieret, wo die ſchönſten Alleen von Orangen- und Citronen-Bäumen angeleget ſind. Die Gaſſen ſind nicht gleich; aber in dem Mittel der Stadt iſt ein großer Platz mit ſchönen Gebäuden umgeben. Man hat auch eine Waſſerleitung erbauet, welche der Stadt ſehr gutes Waſſer zuführet. Ueberhaupt, wenn man die Lage dieſer Hauptſtadt, ihre weite Ausſicht nach der See, ihre Gärten, Alleen, Gebüſche, flachen Gegenden, ihren See, und die ſanften Winde, wodurch ſie abgekühlet wird, betrachtet, ſo kann ſie als ein vortreflicher Aufenthalt ange-

ſehen werden. Die übrigen Städte heißen, Santa-Cruz, Oratava, Rialejo, und Garachico.

Das gemäſigte **Clima** auf der Inſel Teneriffa, und die Vortreflichkeit der Weyde, tragen ungemein viel zu der Güte des daſigen **Viehes** bey. Man ſieht große Heerden Rindvieh, und Ziegen, davon das Fleiſch von auserleſenem Geſchmacke iſt; aber Heerden Schaafe ſieht man nicht ſo viel. Man zieht auch alle Arten von Federviehe auf; hingegen iſt das Wildpret, inſonderheit das Federwildpret, ungemein rar. Man bemerket, daß der **Canarienvogel**, der in Frankreich weiß wird, hier ſo dunkelgrau ſieht, wie ein Hänfling; und dieſes kommt ohne Zweifel von der härtern Kälte unſers Clima her. Die, welche in Frankreich ausgebrütet werden, haben weder eine ſo liebliche Stimme, noch einen ſo angenehmen Geſang.

Der **Baum**, der das **Drachenblut** giebt, iſt der Inſel Teneriffa auch eigen. Man nennet eine harzige Materie ſo, welche ſpröde, zerbrechlich, ſelten durchſichtig, dunkelroth, ohne Geſchmack und Geruch iſt, ausgenommen, wenn man ſie anbrennt. Ihr Gebrauch

in

in der Arzeney iſt bekannt, und die Spezerey-händler theilen ſie in verſchiedene Gattungen. Die auf den Canariſchen Inſeln fließt von einem **Baume** der auf den Höhen wächſt, und immer grün iſt. Sein knotigter Stamm reißt an verſchiedenen Oertern auf, und läßt in den Hundstagen einen Saft laufen, der ſich wie Blutstropfen verdicket.

Dieſe Inſel hat verſchiedene **Häven**; worunter der von **Oratava**, wegen der Handlung, der berühmteſte iſt. Die Engländer haben einen Conſul, und etliche Kaufleute daſelbſt. Das beſte **Waſſer** findet man zu **Santa-Cruz**: ſelbſt die Schiffe zu Oratava ſchicken ihre Schaluppen dahin. Wir vertrieben uns die Zeit, **Makerellen** auf der Rehde zu fiſchen. Dieſen Fiſch trafen wir in ſolcher Menge daſelbſt an, daß man gemeynet hätte, er wäre aus dem ganzen benachbarten Meere hier zuſammengekommen. Man durfte nur die Angel werfen, ſo war man gewiß, einen Fiſch, vielmals ohne Lockſpeiſe, herauszuziehen. Die Einwohner des Landes treiben dieſe **Fiſcherey** auf eine noch vortheilhaftere Art. Beym Eintritte der Nacht, wenn die See ſtill iſt, verſehen ſie ſich mit Fackeln, und

fahren in ihren Barken, auf eine Stunde weit, um die Rehde herum. Wenn ſie in die Gegenden kommen, die ihnen die fiſchreichſten zu ſeyn ſcheinen, halten ſie inne, und ſehen, wie die Makerellen ſich um das Licht der Fackeln verſammeln. Sie thun alsdenn einen Zug mit ihren Netzen, ſchütten ſie in die Barken, und fahren weiter, ſo lange bis ſie ſich völlig verſorget haben. Die Zeit über, daß dieſe Fiſcherey währet, ſieht man nichts als beladene Kähne ankommen, welche die Fiſche verkaufen, und ſie ſehr wohlfeil geben. Der Makerell der Canariſchen Inſeln iſt nicht von einerley Gattung, mit dem welchen man in Europa fängt. Er iſt nicht ſo breit, und auch kleiner; ſein Fleiſch iſt weißer, und feſter, obgleich nicht ſo gut, als der unſrige, doch von ziemlich gutem Geſchmacke.

Die Inſel **Gomera** hat eine kleine Stadt, mit einem Haven, gleiches Namens. Die Oſtindiſchen Schiffe legen ſich hier gern vor Anker, um Erfriſchungen einzunehmen. Die Inſel gehöret dem Herzoge von Gomera; aber ſeine Vaſallen können von ſeinen Gerichten an die königlichen Juſtitzbeamten, zu Canaria, appelliren.

Der

Der Palmenſect machet die Inſel, und die Stadt Palma berühmt; wie ſie denn auch an Vieh und Früchten ergiebig iſt.

Lancerotta führet den Titel einer Grafſchaft; hat aber wenig merkwürdiges. Fuerta-Ventura iſt durch einen Volcan, der ſich im Jahre 1730, auf einem Berge der Inſel dieſes Namens öfnete, und viele Einwohner um das Leben brachte, ſehr beſchädiget worden.

Lancerotta iſt wegen ſeiner Pferde; Canaria, Palma, und Teneriffa, wegen ſeiner Weine; Fuerta-Ventura wegen der Seevögel; und Gomera wegen der Damhirſche berühmt. Alle dieſe Inſeln ſind reichliche Quellen der Bequemlichkeit, und Annehmlichkeit; ihr Waſſer aber iſt nicht ſonderlich.

Die Spanier, als die Beſitzer der Canariſchen Inſeln, fanden bey ihrer erſten Ankunft weder Wein, noch Getreide. Sie ſäeten Korn, und pflanzten Weinſtöcke. Die Reben, ſagen einige, wurden unter der Regirung Carl Vten von den Ufern des Rheins geholet; andere ſagen, aus der Inſel Candia; vielleicht, von beyden Oertern zugleich. Dieſe verpflanzten Stöcke bringen einen beſſern und häufi-

häufigern Wein, ſagt man, hervor, als in Candia ſelbſt. Nach England ſollen in einem einzigen Jahre, bis auf funfzehn tauſend Fäßer verführet worden ſeyn; die Ueberfahrt, und Bewegung des Schiffes, machen die Güte dieſes Weines noch beſſer.

Mich dünkt, Ihnen ſchon anderswo von der Entdeckung der Inſel **Madera** geſaget zu haben, welche einige noch zu den Canariſchen Inſeln rechnen, unerachtet ſie ſechzig Stunden davon entfernt liegt. Wir brauchten zwey und einen halben Tag zu unſerer Ueberfahrt. Madera hält man für den ſchönſten Aufenthalt in der Welt; und ſie trägt dem Könige von Portugal jährlich ein Anſehnliches ein. Die Luft daſelbſt iſt gelinde; alle Früchte aus Europa kommen vortreflich fort; und die eigenen Landeserzeugungen werden denen, aus anderen Gegenden, weit vorgezogen. Unterdeſſen liefert dieſe Inſel, bey aller ihrer großen Fruchtbarkeit, doch nicht Getreide genug zum Unterhalte der Einwohner, ſondern ſie müſſen ſich anderwärts damit verſorgen; doch entſchädiget ſie der Ueberfluß und die Güte des Weines, und Zuckers, reichlich. Der **Maderawein** hat die **Eigenſchaft**, daß er durch die Sonnenhitze

nenhitze verbeſſert, oder wenn er gelitten hat, wieder hergeſtellet wird; dazu aber iſt erforderlich, daß das Spundloch im Faße offen bleibe, damit die Luft hineindringe. Der Ertrag eines Weinberges wird zwiſchen dem Eigenthümer, und denen, welche den Wein beſorgen, in gleiche Theile getheilet. Die Jeſuiten beſitzen die Gegenden, wo der beſte Wein wächſt. Sie unterſcheiden zweyerlich Sorten, den Tinto, und Malveſier. Der erſte Name ſagt man, komme von einer rothen Tinctur her, die in den Wein gethan wird; die Eigenthümer aber läugnen es, und verſichern, dieſe Farbe ſey ihm eigen. Man weiß, daß die Inſel Madera, ein Jahr in das andere gerechnet, dreyßig, bis ſechs und dreyßig tauſend Fäßer Wein liefert; davon verthun die Einwohner ein Drittel, das übrige wird nach Oſtindien, nach den Inſeln, und nach Europa verführet.

Als die Portugieſen Madera zuerſt entdeckten, fanden ſie nichts als einen unermeßlich großen, und öden Wald. Sie ſetzten ihn in Feuer, und man ſagt, der Brand habe ſieben Jahre gedauert. Sie theilten hernach die verſchiedenen Gegenden der Inſel unter ſich aus, richteten das Erdreich zu, und

in wenigen Jahren machten ſie aus dieſem wilden Lande einen unvergleichlichen Garten. Die Colonie beſtund dazumal aus nicht mehr als achthundert Menſchen; ſie hat ſich aber dergeſtalt vermehret, daß ſie im Stande iſt, ſagt man, heutiges Tages mehr als zehn tauſend Mann zu bewafnen. Die vornehmſten Wohnungen wurden in Städte verwandelt, und Funchal, von der Menge Fenchel, der in der Gegend wächſt, alſo genennet, bekam den Namen der Hauptſtadt. Die übrigen Städte heißen Machico, und Santa-Cruz. Die ganze Inſel hat ſechs und dreyßig Kirchſpiele, zwey und achtzig Einſiedlereyen, vier Hoſpitäler, und eine Menge Schlößer, und Luſthäuſer.

Funchal liegt ſehr nahe an der See, und wird von einer Citadelle, und andern Feſtungswerken vertheidiget. Die Gaſſen ſind ungleich, und die Häuſer ziemlich ſchlecht; ſie haben nur ein Stockwerk, und Fenſter ohne Scheiben, die des Abends mit Laden zugemacht werden. Der daſige Biſchof iſt Suffagran von Liſſabon; ſeine Cathedralkirche, die den Namen unſerer lieben Frau führet, iſt nach neuer Art gebauet: die unter ihm ſtehende Geiſtlichkeit iſt reich, und anſehnlich. Die

anderen Kirchen ſind ſchön, und wohl unterhalten, inſonderheit die von den Jeſuiten, welche ein Collegium dabey haben. Man zählet zehntauſend Einwohner, davon wenigſtens der zehnte Theil Mönche, oder Nonnen ſind, die ſehr frey unter einander leben; die übrigen ſind ein Gemenge von Portugieſen, Schwarzen, und Mulatern, worunter die Portugieſen die wenigſten ausmachen. Die Handlung macht ſie einander alle gleich, und ſie verheurathen ſich zuſammen ohne Bedenken. Jedermann iſt ſchwarz gekleidet; und alle, bis auf die Bedienten, wenn ſie bey Tiſche aufwarten, tragen Degen. Der Statthalter wohnet in der Citadelle.

Die Stadt wird durch eine Menge kleiner, von den Bergen kommender Bäche mit Waſſer verſehen: auch ſieht man mit Verwunderung, wie groß die Fruchtbarkeit, ſelbſt an den erhabenſten Oetern iſt. Dieſe ſind eben ſo gut angebauet, als unſere flachen Gegenden in Frankreich, und das Getreide wächſt daſelbſt nicht weniger geſchwind. Die ganze Landſchaft iſt voller Gärten, Weinberge, und anmuthiger Landhäuſer. Die Gebüſche, und Alleen von Orangenbäumen erfüllen die Luft

mit

mit dem ſchönſten Geruche, geben der Ausſicht viele Veränderung, und machen ſie deſto anmuthiger. Der Geſang der Vögel veranlaſſet einen beſtändigen Wohlklang. Die See, und die Schiffe geben in der Entfernung einen anderweiten angenehmen Geſichtspunct. Kurz, auf welcher Seite man auch die Augen wendet, ſo findet man in der unvergleichlichen Veränderung der herumliegenden Gegenſtände beſtändig neue Reize.

Im Sommer leben die **Armen** faſt von nichts, als von Brode, und Weintrauben. Ohne eine ſolche Mäſigkeit würden ſie zu dieſer Jahreszeit den Fieberanfällen ſchwerlich entgehen; und die ſinnlichen Lüſte, denen ſie ſich ohne Zurückhaltung überlaſſen, nebſt dem hohen Grade der Hitze, würden auch die feſteſten Temperamente gar bald untergraben. Daher die **reichſten** Portugieſen ſelbſt ſich dieſer wegen genaue **Regeln** vorſchreiben, die ſie niemals übertreten: ſie treiben den Zwang ſo weit, daß, wer ſich einfallen ließe, ſein Waſſer auf der Gaſſe abzuſchlagen, als ein Trunkenbold angeſehen würde. Die **Unenthaltſamkeit** herrſchet in Madera unter allen Ständen. Selbſt der **Mord** ſteht in einer Art von Anſehen; und um einen gewiſſen Ruhm zu erwerben,

ben, muß man ſeine Hände in ſeines Feindes Blut getunket haben. Der Urſprung dieſer abſcheulichen Gewohnheit rührt von dem Schutze her, den die Kirche den Mördern verwilliget, die in der geringſten kleinen Kapelle einen unverletzlichen Zufluchtsort finden. Es iſt genug, daß ein Verbrecher die Ecke eines Altares nur berühre, um von allen gerichtlichen Verfolgungen befreyt zu ſeyn.

Keinerley Art von Begräbniſſe räumet man hier den Ketzern ein: ihre Beſtimmung iſt, in das Meer geworfen zu werden. Vor einigen Jahren ſturb hier ein Engländer: die Kaufleute ſeiner Nation, die ihn ehrbar beerdigen, und der Härte der Geiſtlichkeit entziehen wollten, entſchloſſen ſich, ihn auf die Felſen zu begraben, in Hofnung, er ſollte daſelbſt vor den geiſtlichen Nachforſchungen geſichert ſeyn. Allein, ſie wurden auf ihrem Wege verrathen; und die Portugieſen, die Haufenweiſe nach dem Begräbnißorte kamen, gruben den Körper aus, überließen ihn den öffentlichen Beſchimpfungen, und wurfen ihn hernach in das Meer. Ihnen ſcheint kein Ort ſchlecht genug zu ſeyn, um einen Menſchen, der nicht an die Römiſche Kirche glaubt, dahin zu be-

graben; man befürchtet, ſein Körper möchte die ganze catholiſche Gegend anſtecken.

Den dritten Tag nach unſerer Abreiſe von Madera wurden wir die Azoriſchen Inſeln anſichtig. Wir entdeckten ein ſehr hohes und nebeliches Land, das wir für die Inſel Pico hielten, und zur Seite erkennete man die Inſel Fayal. Auf letztere fuhren wir mit vollen Segeln zu; und ich wünſchte, den vortreflichen Anblick, unter welchem ſie ſich zeiget, malen zu können. Sie erſcheint wie ein halb ausgehohlter Berg, der vier oder fünf mit Bäumen beſetzte Gipfel hat, die nach und nach in einem gelinden Hange bis an das Meer abnehmen. Die Stadt, an dem Fuße des Berges, umgiebt den Haven. Sie iſt mit Gärten eingefaſſet, die über einander, in Geſtalt eines Amphitheaters, liegen, und derer unordentliche Lage dem Auge die angenehmſte Perſpective giebt. Hinten, im Grunde der Rehde, zeigt ſich eine Art von Feſtung, an deren Mauern die Wellen der See ſpülen.

In der Stadt Fayal zählet man fünf tauſend Einwohner, lauter Portugieſen, davon die meiſten, Geiſtliche, Mönche, oder Nonnen, ſind. Nirgends hat man in einer

Stadt

Stadt ſo viele Klöſter geſehen. Außer den Kirchen, derer die meiſten ſchön gebauet ſind, giebt es noch andere vortrefliche Gebäude, beſonders das Collegium der Jeſuiten, welche Herren von der Inſel ſind. Die Bürgerhäuſer ſind ſehr reinlich; alle getäfelt, und mit eingelegten Fußböden verzieret. Man kann hieraus ſchlüßen, daß das Holz in dieſem Lande nicht rar ſeyn müße.

Die Inſel Fayal liegt unter einem ſchönen Himmel; und die Luft iſt vortreflich: ſie behält, den ganzen Winter über, eine hinlängliche Gelindigkeit, daß man keines Feuers benöthiget iſt. Es heitzt daher auch niemand ein, und in keinem Hauſe ſieht man Camine. Im Sommer wird man durch die Winde beſtändig abgekühlet, welches die Hitze ſehr erträglich machet. Die Feuchtigkeit der Berge unterhält Fruchtbarkeit; ihre Gipfel aber ſind mit immergrünen Bäumen beſetzt. Der gemeinſte Baum iſt der Erdbeerbaum, den die Portugieſen Fayal nennen, und der der Inſel den Namen gegeben hat. Auf den Höhen erbauet man allerhand Sorten von Hülſenfrüchten, die für das Geſinde gebraucht werden. Die Felder ſehen wie nebeneinander lie-

gende Gärten aus, durch niedrige Mauern abgeſondert, wo eben die Früchte wachſen, wie in Europa. Die Beſitzer dürften ſie nur verzieren, denn an Blumen fehlt es ihnen nicht. Nirgends ſieht man mehrere Heerden Vieh, und mehreres Flügelwerk.

Der höheſte **Berg** auf der Inſel Fayal liegt ohngefähr in der Mitten, zwey und eine halbe Stunde von der Stadt. Er ſpie vor dieſem Ströme von Flammen, und entzündeter Materie aus, und verurſachte häufige Erdbeben. Der letzte Ausbruch hinterließ an der Oefnung des Volcans ein großes, mit einer hohen Mauer umgebenes Becken. Dieſe Mauer ſcheint ſo regelmäßig verfertiget, daß man ſie, wenn man nicht zuverſichtlich wüßte, daß ſie durch unterirrdiſche Feuer entſtanden wäre, für ein Werk der Kunſt hielte. Seit der Zeit iſt das Becken durch die Regenwaſſer voll gefüllt worden; und es iſt eine Art von See, oder beſſer zu ſagen, ein Behältniß des allerſchönſten Waſſers, daraus entſtanden, ſo daß die dahin Reiſenden in Erſtaunen und Verwunderung verſetzet werden.

Die Inſel **Pico** liegt nur zwey kleine Stunden von dem Haven zu Fayal, und bekommt ihren **Namen** von einem **Berge**, der faſt ſo hoch

iſt,

iſt, als der auf der Inſel Teneriffa. Er iſt der einzige auf der ganzen Inſel. Die Einwohner von Fayal haben hier ihre Landhäuſer, Meiereyen, und Weinberge. Sie begeben ſich alle Jahre dahin, Weinleſe zu halten; aber ihre Weine, unerachtet ſie vortreflich ſind, werden doch nicht ſo hoch geſchätzet, als die Canarien- und Madera-Weine. Ihr Malveſier iſt nicht ſo ſüße; und der gemeine Wein ſteigt wegen ſeiner Stärke in den Kopf. So bald als die Weine gemachet ſind, führt man ſie nach Fayal, daher ſie auch den Namen bekommen, unerachtet dieſe Inſel keine erzeugt, ſondern ſie alle auf der Inſel Pico wachſen.

Tercera, die wichtigſte unter den Azoriſchen Inſeln, iſt mit ſteilen Felſen umgeben, und man kann nirgends gut anlanden, als in der Rehde von Angra, der Hauptſtadt der Inſel. Dieſer Portugieſiſche Name bedeutet eine Bucht, die Schiffe einzunehmen. Der daſige Haven, der wie ein halber Mond geſtaltet, ſonſt aber ziemlich ſchlecht beſchaffen iſt, wird durch eine dreyfache dem Waſſer gleiche Batterie, durch ein auf den Felſen gebautes Fort, und durch einige andere Feſtungswerke, vertheidiget.

Die Stadt Angra iſt der Sitz eines Biſchofs, Suffragans von Liſſabon, die Reſidenz des Statthalters, und der Aufenhalt eines höchſten Gerichts, ingleichen des Inquiſition-Tribunals, deſſen Gerichtsbarkeit ſich über alle Azoriſche Inſeln erſtrecket. Man zählet auch viele Pfarrkirchen, noch mehr Klöſter, eine Menge Prieſter, und eine noch gröſſere Anzahl Mönche und Nonnen, die den wenigen Reichthum dieſer Inſel vollends wegnehmen. Die Einwohner ſind faſt alle arm, und haben keine andere Handlung, als mit Getreide, und mit dem wenigen Weine, den man hier für Liſſabon ladet. Ich muß, im Vorbeygehen, anmerken, daß einer der Könige von Portugal verſchiedenen reichen, und mächtigen, bürgerlichen Familien im Lande den Adelſtand ertheilet hat, um ſie dadurch mehr zu gewinnen, dieſe aber die Handlung, und den Feldbau, als ihrer neuen Würde wenig anſtändig, vernachläßiget haben, und daher in Armuth verfallen ſind. Sie heurathen niemals aus ihrem Stande; und wenn ſie nicht Vermögen genug haben, ihre Kinder Geburtmäſig zu verſorgen, ſo bereden, oder zwingen ſie, in ein Kloſter zu gehen. Ihre Armuth aber hat ſie nicht verhindert, ihre Hauptſtadt zu

verſchö-

verſchönern. Die Kirchen ſind in dem Geſchmacke der hohen Baukunſt; ſie haben vorliegende Treppen, Ruheplätze, und bedeckte Gänge, die zu dem Eingange führen, und ein großes Gebäude ankündigen. Unerachtet die Stadt nicht vollkommen eben liegt, auch keine geraden Gaſſen hat, ſo iſt ſie doch wegen der äußerlichen Sauberkeit der Häuſer, und wegen der Schönheit der in allen Quartieren vertheilten Springbrunnen, angenehm. Ein, durch die Stadt fließender Bach, treibt verſchiedene Mühlen, leitet das Waſſer nach etlichen Gärten auf die Blumenbeete, und die Abwechſelung vom Lande, Meere, Gebäuden, und Grünem, macht einen der luſtigſten, und anmuthigſten Anblicke.

Die übrigen Azoriſchen Inſeln heißen, S. Miguel, S. Maria, S. Georgio, Gratioſa, Flores, und Corvo. Die Niederländer rühmen ſich, die erſten geweſen zu ſeyn, die dahin gekommen ſind, und Errichtungen angeleget haben. Um dieſes wahre, oder angemaſete Recht zu behaupten, pflegen ſie dieſe Inſeln auf ihren Landcharten mit dem Namen der Niederländiſchen Inſeln zu bezeichnen. Allein die Portugieſen haben ein gegründe-

teres Recht, wegen des Beſitzes, darinnen ſie ſich ſeit mehr als dreyen Jahrhunderten befinden. Sie nennen ſie Azores, wegen der groſſen Menge Habichte, die man bey ihrer Entdeckung daſelbſt angetroffen hat. Sie werden auch Terceras genennet, von der vornehmſten Inſel gleiches Namens, welche die dritte iſt, die man antrift, wenn man von Portugal kommt. Die Inſel S. Miguel iſt bekannt, wegen des berühmteu Seetreffens, das der Marquis de Santa-Cruz wider den Don Antonio gewonn, der die Portugieſiſche Krone dem Könige von Spanien ſtreitig machte.

Die Azoriſchen Inſeln hatten keine eigenen Einwohner, als die Portugieſen dahin kamen. Auf der Inſel Fayal traf man Niederländiſche Familien an, die durch Schiffbruch, oder einen andern Zufall, vermuthlich dahin waren verſchlagen worden. Die Portugieſen hatten anfänglich ihren erſten Meridianum nach Flores, und Corvo geſetzet, weil ſie glaubten, bemerket zu haben, daß die Magnetnadel ſich in ihren Abweichungen nicht verändere: man verſichert aber heutiges Tages, die Beobachtung ſey falſch geweſen. So viel iſt gewiß, daß ſie ihn nunmehr, von dem Azoriſchen Pico an, rechnen.

Auf der Inſel Corvo fand man eine Bildſäule zu Pferde, die aus einer Art gebrennter Erde gemacht war, und auf einem Felſen ſtund, der das Poſtement dazu abgab. Der Reiter, mit unbedecktem Haupte, hatte einen Mantel um, und hielt in der linken Hand den Zügel; mit der rechten aber wies er nach dem Abende, als wenn er anzeigen wollte, daß man in dieſer Gegend Länder entdecken würde. Unten an dem Felſen waren etliche Buchſtaben eingegraben, die niemand verſtund, und die man zu erhalten keine Sorge getragen hat: es ſcheint aber ganz deutlich, daß die Richtung der Hand nach America wies.

Nach unſerer Abfahrt von den Azoriſchen Inſeln, um nach Liſſabon zu ſegeln, hatten wir kaum vierzig Stunden zurückgelegt, als ſich ein reißender Süd-Oſtwind, und ein Sturm erhub, deſſen Heftigkeit ich nicht genug beſchreiben kann. Stellen Sie Sich ein zerbrechliches, der Willkühr des wütenden Meeres ausgeſetztes Schiff vor, das bald auf einen Berg von Waſſer erhoben, bald in den tiefſten Abgrund geſtürzet wird; das durch die über einander rollenden Wellen entweder von der Seite angegriffen, oder durch andere aufge-

thürmte, und herabfallende, dergeſtalt niedergedrückt wird, daß man meynen ſollte, es müßte verſinken. Der Wind wurde reißend, ungleich, und veränderlich; und wir hatten ſeine ganze Wuth auszuhalten. Er durchſtrich jede Himmelsgegend, und fuhr über den ganzen Horizont ſo geſchwind, daß man geglaubet hätte, er blieſe aus allen vier Ecken der Welt zugleich. Bald erhob er ſich in einem Wirbel, bald kam er mit größtem Ungeſtüme wieder herab, als ob er ſich vom Himmel ſtürzte, und zwang die Wellen, ſeinem Drucke zu weichen. Einen Augenblick hernach führte er unſer Schiff in die Luft, um es in der größten Unordnung wieder herunter fallen zu laſſen. Nicht weniger wurde das Schiff durch die heftigen Stöße erſchüttert, die es außer dem Waſſer bekam, wenn der Wind ein Getöſe machte, wie der Donner. Unerachtet wir ſehr nahe neben einander waren, ſo mußten wir uns doch noch näher zuſammen halten, und aus Leibeskräften ſchreyen, wenn wir einander verſtehen wollten. Alle Seegel, die aufgeſpannet waren, wurden zerriſſen. Unſer großer Maſt, der in der Höhe von drey Lachtern über dem Verdecke zerbrach, fiel in das Meer. Das Wanken des Schiffes war ſo entſetzlich, daß das Waſſer

über den oberſten Boden weggieng, und in das unterſte Theil des Schiffes drang. Alle Pumpen giengen ohne Unterlaß; und doch wuchs das Waſſer beſtändig, ſo daß endlich die Matroſen zu ſchreyen anfiengen: „wir kommen um, wir gehen zu Grunde; ach! Himmel, erbarme dich unſerer„! Dieſes traurige Geſchrey verurſachte, daß niemand mehr Hand anlegte, ſondern ein jeder fieng an, wie in dem letzten Augenblicke des Lebens, zu beten. Die Winde, die bisher mit einander geſtritten hatten, vereinigten ſich, die Wellen bis an die Wolken zu treiben. Dieſe Veränderung machte, daß das Schiff ſich wieder ein wenig hob; und man bekam Muth, als man ſah, daß es weniger Waſſer ſchöpfte. In dieſer Verfaſſung befanden wir uns länger als vier Stunden. Stellen Sie Sich unſere Unruhe, und die Verwirrung eines Steuermannes vor, der mitten in dem dickſten Nebel, und bey den wider ihn aufgebrachten Wellen, ſeinen Weg vergebens an dem Himmel ſuchte. Unter dieſen Umſtänden irreten wir auf der See, bis an die Küſten von Portugal, wo wir uns eine Windſtille zu Nutze machten, und Gelegenheit fanden, nach den Haven von Liſſabon zu flüchten.

Sie

Sie werden Sich vermuthlich wundern Madame, daß in dem ganzen weitläuftigen Theile von Africa, den ich durchgereiſet bin, kein einziges Denkmal des Alterthums zu finden iſt, ja daß ſelbſt die von undenklichen Zeiten bekannten Oerter nichts aufzuweiſen haben, das der Wißbegierde eines Reiſenden Genüge leiſten könnte. Die Urſache dieſes Verluſtes iſt ohne Zweifel in dem Stolze der Römer zu ſuchen, welche bey der Bezwingung von Africa, alle Bücher haben verbrennen, alle Aufſchriften vertilgen laſſen, damit die Nachkommenſchaft nür von ihnen reden ſollte, und in den folgenden Jahrhunderten der Name der Römer alleine erwähnet würde. Die Einwohner behielten zwar die Sprache ihrer Vorfahren bey; ſie mußten ſie aber mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben. Die Werke der Arianer giengen ebenfalls verloren: die Califen, die ſich zu Herren des Landes gemacht hatten, ſtelleten eine genaue Unterſuchung aller Bücher an, welche von der Geſchichte, oder anderen Wiſſenſchaften handelten, und überlieferten ſie dem Feuer, aus Beſorgniß, daß, wenn man andere Bücher, als die von ihrer Secte läſe, man nicht ſo geneigt ſeyn möchte, an ihren Propheten zu glauben.

Die alten Africaner betheten die Geſtirne, das Feuer, und die Sonne an. Sie haben geſehen, Madame, daß die Königinn von Saba, als ſie von Jeruſalem zurück kam, ihnen die Jüdiſche Religion mitbrachte. Sie empfiengen hernach einiges Licht des Evangelii durch den Kämmerer der Königinn Candaces, welcher ſelbſt von Philippo war bekehret worden. Unter der Regirung der Heydniſchen Kaiſer, und unter der Botmäſigkeit der Vandaler, erlitten ſie große Verfolgungen. Heut zu Tage findet man in dem Lande Catholiken, Juden, Schismatiker, Mahometaner, und Heyden. Dieſes Reich, welches itzt faſt nichts als Barbaren erzeugt, iſt das Vaterland des Hannibal, des Asdrubal, Terentius, Tertullianus, des heil. Cyprianus, Athanaſius, Auguſtinus, Fulgentius, u. a. geweſen.

Nachdem die Römer Carthago zerſtöret hatten, ſchickten ſie verſchiedene Colonien nach Africa, die ſich in der Folge mit den Eingebornen des Landes vermiſchten. Die Vandaler ließen ſich unter der Anführung Geiſerichs daſelbſt nieder, und übten wider die Prieſter, und Rechtgläubigen, unerhörte Grauſamkeiten aus. Beliſarius, des Kaiſers Juſtinianus General, vertrieb ſie von da, und nahm ihren

König Gelimer gefangen. Die Saracenen bemächtigten ſich hernach des Landes unter der Regirung des Conſtans. Die Türken eroberten auch einen Theil davon; und aus allen dieſen verſchiedenen Völkern iſt eine ſolche Vermiſchung entſtanden, daß ein jedes Mühe hat, ſeine Herkunft zu erkennen. Selbſt die Städte veränderten, mit ihren Herren, ihre Namen; man zerſtörete die alten, und erbauete neue; daher iſt die Unordnung, der ſo öftere Widerſpruch, bey den Erdbeſchreibern gekommen.

Die Alten haben nur den kleinſten Theil von Africa gekennet, nämlich die Barbarey, Numidien, Aethiopien, und Egypten: das Uebrige des Landes haben ſie, wegen der großen Hitze, unbewohnt geglaubt. Die vornehmſten Berge darinnen ſind, der Atlas, Sierra-Leona, der Pico in Teneriffa; die berühmteſten Vorgebirge, Buona-Speranza, Guardefui, Capo-Verde; die größten Flüſſe, der Niger, Nil, Zambeſé, Gambia, u. a. m.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 4. February, 1754.

Der 186 Brief.

Portugal.

Ehe wir in Liſſabon ankamen, erblickten wir zu unſerer Linken, an dem Ufer des Tejo, die kleine Stadt Caſcaes, ingleichen den Flecken, das Kloſter, und die Feſtung Behlem.

Caſcaes, die Hauptſtadt eines Marquiſats gleiches Namens, gehöret einer Familie, die, wie man vorgiebt, von einem alten Caſtilianiſchen Könige abſtammet. Wenn ein Schiff vor dieſem Orte vorbeyfähret, vergeſſen die Schiffleute nicht, folgende Geſchichte zu erzählen, die einem der Vorfahren des itzigen Beſitzers wiederfahren ſeyn ſoll.

Die Gewohnheit bringt mit ſich, daß, wenn ein Auto-de-Fe gefeyert wird, die vornehmſten Herren, als Familiaren des Inquiſitiongerichts, die unglücklichen Schlachtopfer dieſes abſcheulichen Tribunals nach dem Scheiterhaufen begleiten. Sie führen ſie zwiſchen ſich in der Mitten, unterdeſſen daß die Mönche ſie mit Vorſtellungen, und Gebethen betäuben. Ehe ſie noch nach dem Richtplatze gehen,

hen, werden ſie in die Kirche der Dominicaner geführet, wo man ihnen in Gegenwart des Volkes, das erzwungene Bekenntniß ihrer Fehler laut vorlieſet. Es fügte ſich, daß ein ſehr reicher Jude, der ein Landhaus in der Nachbarſchaft des Marquis von Caſcaes hatte, in die Hände der Inquiſition gerieth. Der Marquis hatte mit dieſem Nachbar in ſehr gutem Vernehmen gelebet, und da er inſonderheit eine gewiſſe Art von Feigen liebte, welche in des Juden Garten in Menge wuchſen, hatte dieſer ihm alle Morgen in einem Korbe, den er beſonders dazu hatte machen laſſen, eine gewiſſe Anzahl davon geſchicket. Weil aber die Juden den Chriſten nicht günſtig ſind, war dieſer elende Menſch ſo unverſchämt, und boshaft geweſen, und hatte eine jede Feige jedesmal durch den unehrbarſten, und unſauberſten Ort ſeines Leibes gezogen. Er wurde endlich durch ſeinen eigenen Bedienten verrathen, geſtund die That, und ſie wurde mit dem übrigen Proceſſe öffentlich abgeleſen. Der Marquis, welcher der Gewohnheit nach den Schuldigen begleiten half, hörete dieſe Ausſage, verſetzte dem Juden einen Stoß mit dem Ellbogen, und ſagte voller Zorn zu ihm: „was Schelm, iſt es wahr, daß du mir ſo ſchändliche Streiche geſpielet

haſt„?

haſt„? „ja, gnädiger Herr, antwortete der Jude; weil Ihre Excellenz die erſten überſchickten Feigen, welche auf ſolche Art einbalſamiret waren, ſo gut gefunden haben, bin ich, zu Befriedigung ihres Geſchmackes, damit fortgefahren„. Die Feigen des Marquis von Caſcaes ſind hernach zum Sprüchworte geworden; und dieſer Herr ſoll vor Schande und Verdruße geſtorben ſeyn.

Dieſes **Marquiſat** liegt in einer der angenehmſten Gegenden von Portugal, am Fuße einer Höhe, die in alten Zeiten das Vorgebirge de la **Luna** genennet wurde, heutiges Tages aber **Cintra** heißt. Auf der einen Seite des Berges ſieht man eine kleine Stadt, eben dieſes Namens; oben auf dem Gipfel ſteht ein Hieronimitenkloſter, mit einer Kirche, wohin viele Wallfahrten, und neuntägige Andachten, angeſtellet werden. Die Gebäude, ingleichen das Wirthshaus für die Pilgrimme, ſind in den Felſen gehauen. Die Ausſicht oben vom Berge iſt unvergleichlich: auf der einen Seite entdeckt man das Meer, auf der andern, den Tejo; und in der übrigen Gegend ſieht man die fruchtbareſten, und ſchönſten Felder, die eine ungemein reizende Landſchaft abgeben. Nicht

weit von dieſem Gipfel trift man ganze Haufen ungeheuerer Steine, von zehn Fuß im Durchſchnitte, an, welche ohne Verbindung über einander geleget ſind. Man glaubt, ſie haben zur Grundlage einer alten Mauriſchen Feſtung gedienet, von welcher man noch Spuren ſieht. Die Portugieſen ſtehen in dem Wahne, es wären Schätze unter dieſen Ruinen vergraben, welche durch dazu verordnete Geiſter bewachet würden; kein Portugieſe unterſtünde ſich daher, ſollte er auch das Königreich Portugal bekommen, dieſen Ort zu unterſuchen. Das ſchönſte Denkmal aus dem Alterthume, in dieſer Gegend, iſt ein Waſſerbehältniß von funfzig Fuß in der Länge, und zehen in der Tiefe, worinnen das Waſſer beſtändig hell iſt, und zu keiner Zeit ab- oder zunimmt.

Unten am Berge auf der Seeſeite, iſt ein weitläuftiges ſchönes Thal, welches faſt der ganzen Stadt Liſſabon Obſt, Getreide, und vortreflichen Wein liefert. Man geht daſelbſt beſtändig im Schatten; und ſetzt man ſich unter einen Baum, ſieht man ſich mit Blumen über und über bedecket. Zwiſchen dieſem Thale, und dem Gipfel des Berges, liegen die Stadt, und das königliche Schloß Cintra. Letzterm fehlt

fehlt es nicht an Waſſer, und wahrſcheinlicherweiſe kommt es aus dem Behältniſſe, davon ich geredet habe. Es wird durch Canäle in alle Zimmer geleitet, und ſteigt darinnen in größtem Ueberfluſſe ſo hoch, als man es verlangt. Cintra hat die beſte Luft im ganzen Königreiche: da ſie zugleich kühle iſt, macht ſie den daſigen Aufenthalt eben ſo belebt, als luſtig, und angenehm: ſeitdem aber dieſer Ort einem Könige von Portugal zum Gefängniß hat dienen müſſen, finden die Prinzen des königlichen Hauſes wenig Gefallen, ſich daſelbſt aufzuhalten. Dieſer gefangene König, Alphonſus, war ſchwach am Verſtande, und zugleich untüchtig zum Eheſtande.

Oberhalb Caſcaes ſtürzet ſich der Tejo in die See durch eine Mündung, die eine Stunde breit iſt, und durch zwey enge Fahrten getheilet wird, welche von dem unter dem Waſſer verborgenen Felſen entſtehen. Dieſe beyden Einfahrten werden durch Forts bedecket; und weil die Schiffe genöthiget ſind, ſich Landwärts zu halten, können ſie weder aus noch einfahren, ohne ſich vor den Kanonen zu zeigen. Die Einfahrten ſind nicht von gleicher Breite; die auf der Nordſeite iſt ſchmäler, und folglich gefährlicher, und es iſt nicht

wohl möglich, ohne Lootsmänner durch zu kommen. Dieſe bieten ſich daher auch gleich an, ſobald als ſie Schiffe ankommen ſehen. Die beyden Forts heißen, S. Juliano, und S. Laurentio. Erſteres iſt auf einen Felſen gebauet; das andere, wegen einer Sandbank, auf Pfähle. Eines beſteht aus Baſtionen, und Redans, mit gehauenen Steinen gefüttert; das andere iſt blos eine Art von Plate-Forme, mitten im Meere. In dieſem liegen nur hundert und funfzig Mann Beſatzung; das Fort S. Juliano hingegen hat näher drey hundert Mann, und vierzig Stück Kanonen. Die Gefahr dieſer Durchfahrt hat die Herren Forbin, und Dügué-Trouin, nicht abgehalten, dem Könige Ludwig XIV. die Verſicherung zu geben, ſie wollten nicht allein den Palaſt des Königes von Portugal, ſondern auch die Engliſche Flotte, die ſich daſelbſt vor allem Anfalle geſichert zu ſeyn glaubte, verbrennen. Wahr iſt es, es herrſchte dazumahl wenig Ordnung in dieſen Forts, und die Commendanten hielten ſich mehrentheils in der Hauptſtadt auf, ſo daß man etwas wagen konnte, ehe jemand zur Vertheidigung Anſtalt machte.

Wenn man von dieſen zweyen Forts, bis nach Liſſabon, den Tejo hinauf fährt, ſo iſt der

erſte in die Augen fallende Gegenſtand, das Schloß zu Behlem. Ein groſer Thurm, der bis in den Fluß geht, nöthiget die abfahrenden, oder ankommenden Schiffe ihre Päße zu zeigen, und die Feſtung mit einem Kanonenſchuſſe zu begrüßen. Die unterſten Stockwerke dieſes Thurmes können zu Magazinen gebraucht werden; oben aber ſind Gefängniſſe, wo man Staatsgefangene verwahret, wie in unſerer Baſtille.

Das **Kloſter** zu Behlem, welches Hieronimiten-Mönche bewohnen, iſt von dem Könige Emanuel geſtiftet, und zum **Begräbnißorte** der Könige von Portugal beſtimmet worden. Die **Kirche**, die der Jungfrau Maria, unter dem Titel der Geburt Chriſti, geweihet iſt, hat man **Bethlehem** genennet, woraus hernach Behlem entſtanden, und dieſer Name dem ganzen Flecken, und der Feſtung, beygeleget worden iſt. Die Kirche, und das Kloſter, beyde von Quaderſteinen, ſind Gebäude, wo königliche Pracht, und Gröſe herrſchen. Erſtere, iſt ein weitläuftiges Gebäude, deſſen Fußboden, Seitenwände, und Gewölbe, von ſehr ſchönen, Marmorähnlichen Steinen, im Arabiſchen Geſchmacke, aufgeführet ſind. Man ſieht daſelbſt die Särge verſchiedener Fürſten,

von Elephanten getragen, und mit Sinnbildern und Verzierungen umgeben, die ſich auf die Würde, und Eigenſchaften der darinnen ruhenden königlichen Perſonen beziehen.

Das weitläuftige und ſehr geraumige Kloſter kann bis zwey hundert Mönche faſſen. Ein Theil der Zellen hat die Ausſicht auf den Fluß; die anderen ſehen in Gärten, mit Citronen- Pomeranzen- und anderen raren und koſtbaren Bäumen beſetzet. Das Schlafzimmer ſieht einem königlichen Saale ähnlich. Die reichlichen Einkünfte des Kloſters kommen mit der Vortreflichkeit der Gebäude überein. Gärten, voller Blumen und Obſt. ein Park mit Wildprete beſetzet, fiſchreiche Teiche, zahlreiche Heerden, und große Höfe, umgeben dieſe prächtigen Gebäude.

Ehedem ſah man an eben dieſem Orte ein Gebäude, für alte Officiere, und arme Edelleute, geſtiftet. Es war eine Abbildung unſeres königlichen Invalidenhauſes. Man unterhielt daſelbſt, auf eine ſehr anſtändige Art, alte Kriegsleute, die in ihren ſpätern Jahren kaum das Leben hinzubringen wiſſen, nachdem ſie ihre Jugend, und ihr Vermögen im Dienſte verzehret haben; es iſt aber keine Spur von dieſer Stiftung mehr übrig.

Der

Der Flecken Behlem geht bis an die Stadt Liſſabon, und könnte gewiſſermaaſen als eine ihrer Vorſtädte angeſehen werden. Nach einer kurzen Fahrt kamen wir vollends nach der Hauptſtadt, über welcher der Tejo, noch funfzehn Stunden hinaufwärts, ſchiffbar iſt. Sechs Meilen unterwärts fällt er in das Meer; und in dieſem Zwiſchenraume genießt man der vortreflichſten Ausſicht. Die kleinen Schiffe, die beſtändig auf dem Fluſſe hin und her fahren, die großen Schiffe aller Nationen, die Ankunft und Abfahrt der Braſilianiſchen Flotte, die große Oefnung des Fluſſes oberhalb der Rehde, eine weite und ſchöne Landſchaft voller Städte und Flecken, das Schloß zu Behlem, inſonderheit aber der prächtige Anblick von Liſſabon, in einem Amphitheater auf ſieben Hügel gebauet, alle dieſe Gegenſtände veranlaßen, bis mitten in die Hauptſtadt ſelbſt, die reizendeſte Ausſicht. Schon der Anblick der Stadt, in der Entfernung, iſt dem Auge ſo angenehm, daß ſie gewinnen würden, wenn man ſich auch nur begnügen wollte, ſie vom weiten zu betrachten, ohne hinein zu kommen. Ich zweifele, ob eine ſchönere Gegend in der Welt iſt; Conſtantinopel, auf der Seeſeite, vielleicht ausgenommen.

Nach unſerer Ankunft in Liſſabon, war meine erſte Sorgfalt, mich einzumiethen; nicht in ein Wirthshaus, denn dieſe ſind abſcheulich, ſondern in ein Zimmer, das ich, dem Landesgebrauche nach, ſelbſt mit Meublen verſehen mußte. Dieß war in dem Quartiere von St. Paul, einem der vornehmſten in der Stadt, wo die Fremden zu wohnen pflegen. Man ſieht an den Fenſtern weiße Papiere aufgeſteckt, welches anzeigt, daß das Haus zu vermiethen iſt; und vermittelſt einiger Meublen, die man allezeit zu kaufen findet, iſt man in vier und zwanzig Stunden mit einer Wohnung verſehen, und eingerichtet. Die aufzuwendenden Koſten gewinnet man gar bald wieder durch die Erſparungen derer, die man in dem Wirthshauſe machen müßte; denn, außer daß man daſelbſt theuerer lebt, hat man noch die übelen Begegnungen eines Franzöſiſchen Sudelkoches, eines ſchlechten Kerls, Betrügers, und Bankerutiers zu erdulden, der ſeine Gäſte zu verrathen pflegt, und Anlaß giebt, daß man ihrer Verrichtungen wegen Erkundigungen einziehet. Die Portugieſen ſelbſt halten keine Wirthshäuſer: die Holländer ſind theuer, und unreinlich; und man würde ſich bey den Franzoſen

zoſen noch am beſten befinden, wenn ſie ehr-licher wåren.

So bald man ſeine Zimmer meubliret hat, nimmt man einen von denen kleinen Jungen, aus Galizien zu ſich, die ihr Brod als Schuhputzer, Kůchenjungen, oder Einkåufer, verdienen, und braucht ihn zum Einkaufe auf dem Markte. Ich hatte einen der das Kochen ein wenig verſtund; und war vergnůgt, daß ich ruhig wohnen konnte, ohne dem unleidlichen Zudringen meiner Landesleute ausgeſetzt zu ſeyn, die, ſo bald ein Fremder ankommt, ihn auf allen Schritten verfolgen, ſein Zutrauen zu erlangen ſuchen, und ihn nicht eher verlaſſen, als bis ſie ihn ausgezogen haben; es můßte denn nicht die geringſte Hofnung da ſeyn, ihn betrůgen zu kônnen. Fůr einige reiche, in Liſſabon wohnhafte Franzoſen, wie viel Herumlåufer, Schmårutzer, und Gauner, findet man nicht, mit welchen man mit der gróßten Behutſamkeit umgehen muß. Das Hauptwerk fůr einen Neuangekommenen iſt, daß er ſich gleich anfånglich auf einen guten Fuß ſetzet. Iſt er ein Kaufmann, ſo muß er gute Håuſer beſuchen, und inſonderheit die Beſchaffenheit ſeines Handels nicht gleich entdecken. Reiſet er blos aus Wißbegierde wie ich, muß er eine

eigene Wohnung haben, ſich eine Chaiſe anſchaffen, und ein paar Maulthiere miethen, oder kaufen. Mit dieſem kleinen Fuhrwerke ſtattet er einen Beſuch bey dem Miniſter ab, der ſich ein Vergnügen machet, ihn dem Könige vorzuſtellen. In wenigen Tagen macht er weitere Bekanntſchaften, erwirbt ſich den Zutritt in guten Häuſern, und kann auf die angenehmſte Art leben, wenn er ſich nur in Acht nimmt, die lüderlichen Oerter zu vermeiden; denn daſelbſt gelangt er ohnfehlbar zu gewiſſen Geſchenken, die ihm ſeinen Unverſtand bedauern machen würden. Zum Glücke thun die warmen Bäder bey Leiria, von den Portugieſen as Caldas genennet, in dieſer Krankheit Wunder. Sie iſt auch faſt nur die einzige, die man zu befürchten hat, inſonderheit wenn man ſich im Eſſen zu mäſigen weiß, wenig Wein trinket, und des Abends weder Fleiſch, Feigen, noch Melonen, zu ſich nimmt. Letztere Früchte ſind des Abends ſehr ſchädlich, da ſie hingegen früh, und Mittags, nicht ſchaden.

Die Beſchwerlichkeit einer langen Reiſe nöthigte mich, einige Tage auszuruhen. Dieſe Zeit wendete ich an, mir die Geſchichte des Landes bekannt zu machen, bis ich Gelegenheit bekam, die Einwohner ſelbſt kennen zu lernen.

Die=

Dieſes Königreich, das die Alten **Luſitania** nenneten, liegt Spanien gegen Weſten, und hat hundert Stunden in der Länge, und ohngefähr dreyßig in der Breite. In den älteſten Zeiten, war es in allerhand Völkerſchaften vertheilet, die unter verſchiedenen Namen kleine Republiken vorſtellten, zuweilen aber ein allgemeines Oberhaupt erwählten.

Die **Carthaginenſer** eroberten es. Nach ihnen kam es unter der **Römer** Botmäſigkeit, denen es wegen ſeines Widerſtandes, und ſeiner häufigen Empörungen, viel zu ſchaffen machte. Erſt unter der Regirung des Auguſtus wurde es dieſen Beherrſchern der Welt völlig unterworfen. Die **Alanen** bemächtigten ſich ſeiner, zu der Zeit des Kaiſers Honorius: nach ſelbigen kamen die **Sueven**; und nach dieſen die **Weſtgothen**, wodurch Portugal eine Spaniſche Provinz wurde. Weiterhin gerieth es unter die Botmäſigkeit der **Mauren**. **Alphonſus** VI. König von Caſtilien nahm es ihnen wieder ab, und gab es, unter dem Titel einer **Grafſchaft**, an **Henrich**, Herzogen von **Burgund**, aus dem Capetingiſchen Stamme. Man hält dafür, daß unter ſeiner Regirung Luſitanien ſeinen

Namen

Namen verändert, und den von Portugal bekommen habe, von Porto und Cale, zweyen Städten, die Henrich wieder aufgebauet, und in eine einzige verwandelt hatte. Es iſt zu bemerken, daß, als das ganze Königreich dieſen Namen annahm, die neue Stadt nur die Hälfte des Namens, Porto, behielt, welche Benennung ihr ſeitdem beſtändig geblieben iſt.

Nach Henrichs Tode folgte ſein Sohn, Alphonſus Henriquez, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Dieſe Fürſtinn heurathete den Grafen von Tranſtamara, und ſetzte den Staat in Verwirrung, und Uneinigkeit: ſo bald aber der junge Prinz mündig war, und ſelbſt zu regiren anfieng, wurde die Ruhe wieder hergeſtellet. Nach einem über die Mauren erhaltenen merkwürdigen Siege, wurde er von ſeiner Armee auf dem Schlachtfelde zum Könige ausgerufen; und von dieſem Zeitpuncte an kann man Portugal als ein beſonderes Königreich in Spanien rechnen. Vorher war es nur, wie ich ſchon geſaget habe, eine bey den Königen von Caſtilien zu Lehne gehende Grafſchaft, die aber wenige Zeit hernach, von ihrer Lehnspflicht befreyet wurde. Zum Andenken des Sieges, und derer Fahnen,

die

die Alphonſus fünf Mauriſchen Königen in der Schlacht abgenommen hatte, ſetzte er fünf Schilde in ſein Wappen, welche noch heutiges Tages das Wappen von Portugal ausmachen.

Der Chriſt-Orden wurde zu Anfange des vierzehnten Jahrhundertes vom Dionyſius geſtiftet. Der König, und die mehreſten vornehmen Herren, tragen ihn; doch wird er auch geringern Hofbedienten,. ja Kaufleuten, Factoren, Wundärzten, Malern, wie in Frankreich der St. Michael-Orden, gegeben. Der König theilt dieſe Ehre gern aus, um diejenigen los zu werden, welche Belohnungen, oder eine andere Gnade zu bitten haben. Ueberdieß zieht er von den Beſtallungsbriefen vieles Geld, und iſt ſo gar der Koſten des Ordenkreuzes überhoben, welches gemeiniglich der Pathe beſorgt. Die Ritter tragen das Kreuz am Halſe an einem rothen Bande, und noch ein anderes in Seide geſtickt auf dem Rocke. Dionyſius gab den Rittern die Güther der unterdrückten Tempelherren, um die mit dieſem Orden verknüpften Beſoldungen davon zu bezahlen.

Unter Alphonſus IV. dem Sohne dieſes Monarchen, in eben dieſem Jahrhunderte,

lebte

lebte die berühmte Agnes von Caſtro, deren unglückliches Schickſal, und des Prinzen Don Pedro heftige Liebe zu ihr, dem Dichter Lamotte den Stoff zu einem Trauerſpiele gegeben haben.

Die merkwürdigſte Begebenheit unter der Regirung Johannes I. des Unächten, eines der Nachfolger des Don Pedro, iſt die Entdeckung der Inſel Madera. Alphonſus V. ſein Enkel, ſtiftete den Schwerdorden. Er hatte ſagen gehöret, daß ein von den Mauren in der Stadt Fez verwahrtes Schwerd von einem chriſtlichen Fürſten ſollte erobert werden. Ueberzeuget, daß dieſe Ehre ihm vorbehalten ſey, ernennete er ſieben und zwanzig Ordens-Ritter, welche Anzahl mit den Jahren ſeines Lebens übereinkam. Er hatte ſich zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen anheiſchig gemacht, und ließ eine Münze, unter dem Namen Cruzados ſchlagen, die unter die, in dieſem Feldzuge dienenden, Soldaten ſollte ausgetheilet werden.

Die Regirung Emanuels wurde wegen der reichen Entdeckungen, welche die Portugieſen zu Ende des funfzehnten, und Anfange des folgenden Jahrhundes in Oſtindien machten,

ten, die goldene Zeit genennet. Eben dieſer Fürſt verjagte die Juden aus ſeinen Staaten; aber ſein Sohn, Johannes III. der ihm in der Regirung folgte, machte ſich eines weit gröſſeren Vorwurfs ſchuldig. Er war es, der das blutdürſtige Inquiſitionsgericht, welches durch der Iſabelle, und Ferdinands, Grauſamkeit ſchon in Spanien eingeführt war, auch in ſeinen Ländern errichtete.

Dieſe Regirung wird noch durch einen anderen ſchrecklichen Zeitpunct merkwürdig. Im Jahre 1531 wurf ein entſetzliches Erdbeben die Stadt Liſſabon über den Haufen, und vergrub über dreyßig tauſend Einwohner unter dem Schutte von mehr als zwey tauſend Häuſern. Der König, die Königinn, und der ganze Hof, die ſich aus den Trümmern kaum hatten retten können, ſuchten ihre Zuflucht im freyem Felde, und mußten viele Tage unter ihren Zelten zubringen. Der durch das Zurücktreten des Meeres gähling angeſchwollene Tejo überſchwemmete die Hälfte des Königreichs, und das unter Waſſer geſetzte, unglückliche Liſſabon ſah einer Inſel voller Ruinen ähnlich. Außerordentliche Regengüſſe, ſchreckliche Ueberſchwemmungen, ein Gränzenloſes

loſes Meer; übel riechende Dünſte, dicke Nebel, ungeſunde mit Staube vermengte Winde; ein unterirrdiſches ſo wohl, als in der Luft brauſendes, und dem Donnern der zahlreichſten Artillerie ähnliches Getöſe; Pfeifen, und Geheul in der Luft; Feuerzeichen, die mit einem fürchterlichen Krachen durch die Luft raſſelten; kochende große Flüſſe, die auf einmal in die Höhe walleten, und mit Heftigkeit wieder niederfielen, andere, welche verſchwanden, nach einigen Augenblicken zurückkamen, ſich aufs neue verloren, und wechſelsweiſe wieder ſehen ließen; kleinere Flüſſe, derer eine Hälfte ſich gegen ihren Quell drängete, die andere ihren Lauf fortſetzte, und einen leeren Zwiſchenraum hinterließen, durch welchen man trockenes Fußes gehen konnte; Seen, die einen kläglichen Ton von ſich gaben, etliche andere, die ohne den geringſten geſpürten Wind auf das Land herausſchoßen; ehemalige Waſſerquellen, die man nicht mehr fand, und neuentſtandene, die ſich mit Gewalt ergoßen; Thüren, die ſich ſelbſt öfneten; Glocken, die alleine lauteten; ausgerottete, unermeßliche Wälder; ungeheuere, bis in den Grund erſchütterte Maſſen von Bergen, die auf ganze Dörfer herabfielen, ſie zerſchmetterten, und unter ihren Ruinen begruben; ſteile

Ab=

Abgründe, die voll gefüllet wurden; zerſtörte Städte, an deren Stelle Seen entſtunden; verſchlungene Inſeln, und andere, die man zum erſtenmale aus dem Waſſer hervorragen ſah; troſtloſe Menſchen, die nicht wußten, wem ſie ihr Hin- und Herwanken zuſchreiben ſollten, und vom Schlage gerührt zu ſeyn glaubten; das Vieh ſelbſt beſtürzt; die ganze Natur empöret; dieſes iſt das Schreckenvolle Bild, welches die Einwohner von Portugal, gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhundertes, unter der Regirung Johannes III. in Furcht, und Erſtaunen ſetzte.

Sein Enkel, Don Sebaſtian, bekam nach ſeinem Großvater die Regirung. Eine übel angebrachte Tapferkeit verleitete ihn zu einem Kriege in Africa, wo er von den Mauren getödet wurde, ohne Kinder zu verlaſſen. Hier iſt der Ort, Madame, wo ich Ihnen eine Begebenheit, in Anſehung dieſes jungen Monarchen erzählen muß, die großen Lärmen in Europa gemacht hat. Man gab vor, er wäre nicht geſtorben: als er geſehen hätte, daß die Schlacht verloren gienge, wäre er nach dem Meere geflüchtet, und hätte ſich entſchloſſen, mit etlichen Portugieſiſchen Herren in

der Welt herum zu ſchweifen. Nachdem er dieſer Reiſen überdrüßig geweſen wäre, hätte er ſich zu einem Einſiedler, und von da nach Sicilien begeben, mit dem Vorſatze, ſich dem Papſte zu zeigen, wäre aber unterweges von ſeinen Leuten beſtohlen, und genöthiget worden, bey ſeiner Ankunft zu Venedig, Allmoſen zu bitten. Die Venetianer, auf Anſuchen des Spaniſchen Geſandten, ließen ihn in das Gefängniß ſetzen. Er wurde verhöret; und er beharrete ſtandhaft auf ſeiner Ausſage, er wäre der König von Portugal, Don Sebaſtian. Von vielen ſeiner Unterthanen wurde er dafür erkennet, die Republik aber, ohne ſich in dieſe kützliche Frage einzulaſſen, war zufrieden, daß er entwiſchete. Er gieng nach Florenz, wo er dem Großherzoge von Seiten des Königes von Spanien abgefodert, nach Neapel gebracht, und daſelbſt genau verwahret wurde. Man drohete ihn, man würde ihn Hungers ſterben laſſen, wenn er nicht nachließe, die Perſon des Königes zu ſpielen; er antwortete aber: „macht mit mir, was ihr wollet, ich bin Don Sebaſtian, der König von Portugal: ich bitte Gott, daß er mir beyſtehe, und nicht zugebe, daß mich die Furcht zur Unwahrheit verleite. Ich bin der nämliche Fürſt, der nach Africa gieng,

gieng, wider die Ungläubigen zu ſtreiten, und der das Unglück hatte, eine Schlacht zu verlieren, die ſo viele Veränderung in der Chriſtenheit veranlaßet hat. Es iſt dieſes die Wahrheit, und ich kann nicht lügen„.

Der Graf von Lemos, Unterkönig von Neapel, wollte ihn auch ſprechen. Er ließ ihn in ſeinen Palaſt bringen; und da dieſer Herr unbedeckt war, ſagte der vorgegebene Monarch zu ihm: „ſetzen Sie Ihren Hut auf, Graf Lemos„. Der Spanier fragte ihm: was für ein Recht haben Sie, mir zu befehlen? Ein Recht, antwortete der andere, das mir angebohren iſt. Warum ſtellen Sie Sich, als ob Sie mich nicht kenneten? Ich weiß ja, wer Sie ſind. Erinnern Sie Sich, daß der König von Spanien Sie zweymal an mich abgeſchicket hat„. Alsdenn erzählete er ihm etliche geheime Dinge, die auf dieſen zweyen Reiſen vorgefallen waren, ſo daß der Unterkönig, ſagt man, darüber Zeitlebens verwundert geblieben iſt.

Don Sebaſtian, oder vielmehr, dieſer Herumſchweifer, brachte ein Jahr im Gefängniſſe zu, und beſchäftigte ſich mit nichts, als mit Bethen, Faſten, und dem Gebrauche des

heil. Nachtmahles, unterdeſſen daß die Spanier verſchiedentlich von ihm redeten. Einige ſagten, er ſey eines Gaſtwirths Sohn, andere, ein von den Portugieſen angeſtifteter Mönch. Man vernahm ihn vor Gerichte, und auf ſeine Ausſage wurde er verurtheilet, durch die Gaſſen geführet, und auf die Galeeren gebracht zu werden. Er ſaß auf einen Eſel, und drey Trompeter giengen vor ihm her, mit einem Ausrufer, der beſtändig ſchreyen mußte: „dieſer Menſch iſt aus Calabrien, und iſt ſo unverſchämt geweſen, ſich Don Sebaſtian, König von Portugal zu nennen„. Ich bin es auch, ſagte der Unglückliche; ich bin in den Händen meiner Feinde; ſie mögen mit meinem Körper machen, was ſie wollen; ich befehle meine Seele Gotte, der mich erſchaffen hat, und der die Wahrheit weiß„. Man brachte ihn hernach auf die königliche Galeere, wo er als ein Ruderknecht angezogen, und der Neugierde des Volkes zur Schaue ausgeſtellet wurde.

Die Galeere brachte ihn von Neapel nach Barcelona, wo ihn der Herzog von Medina-Sidonia ſehen wollte. Der Unglückliche erkundigte ſich bey dem Herzoge nach einem Degen, welchen er ihm, wie er ſagte, geſchenkt

habe,

habe, ehe er ſich für Africa eingeſchiffet hatte. Der Herzog antwortete, daß Don Sebaſtian ihm in der That einen Degen geſchenket habe, den er noch beſäße. „Ich bitte Sie, erwiederte der Galeerenſclave, mir ihn zu zeigen; ich will ihn noch erkennen, unerachtet es zwanzig Jahre ſind, daß Sie ihn haben„. Der Herzog ließ ihn unter vielen andern herbringen, und der vorgegebene Monarch erkennete ihn. Er erinnerte die Herzoginn an ein Geheimniß, das unter ihnen vorgegangen war, da er ſie zu Cadix geſehen hatte, und ſetzte hinzu: „ich erinnere mich, Ihnen einen Ring gegeben zu haben; haben Sie ihn noch„? Die Herzoginn antwortete, daß ſie einen von Don Sebaſtian bekommen habe. „Zeigen Sie mir ihn, ſagte er, ich will Ihnen etwas daran weiſen, das Sie nicht wiſſen„. Man brachte ihm eine große Menge Ringe; er las einen darunter aus; und zum Beweiſe, daß er ſich nicht irrete, ſagte er zu Ihr: laſſen Sie den Stein herausnehmen; Sie werden meinen Namen darunter finden„. Der Herzog, und die Herzoginn, wurden in die größte Verwunderung darüber geſetzet, konnten ihre Wehmuth, ſagt man, nicht bergen, und begaben ſich mit thränenden Augen weg. Die Spanier, aus Furcht, daß

dieſer Menſch ihnen etwa entkäme, ſperreten ihn in das Schloß San Lucar ein; und ſeitdem hat man niemals weiter von ihm reden gehöret.

Der Cardinal Henrich, Großonkel des wahren Don Sebaſtian, war, unerachtet ſeines hohen Alters, ſeiner Verweigerung, ſeiner geiſtlichen Würde, und der von einer Menge Competenten gemachten Anſprüche, auf den Portugieſiſchen Thron geſtiegen. Er war nach und nach Erzbiſchof von Braga, von Liſſabon, von Evora, Groß-Inquiſitor, und endlich Cardinal geworden. Seine Regirung hat nicht zwey Jahre gedauert; und da die Stände von ihm verlangten, daß er noch vor ſeinem Tode einen Nachfolger ernennen möchte, wählete er den König von Spanien, Philipp II.

Dieſe Wahl mißfiel den Portugieſen, und ſie nahmen Don Antonio, einen natürlichen Sohn Ludwigs, des Bruders von Henrichen. Philipp, dem der Herzog von Alba ſchon eine Menge Anhänger zuwege gebracht hatte, gewonn die Vornehmſten des Reichs, und trug einen entſcheidenden Sieg über ſeinen Nebenbuhler davon, wodurch Antonio, ihm den Thron zu überlaſſen, gezwungen wurde. Letzterer,

mit Hülfe der Franzoſen und Engländer, that einige Verſuche den Thron wieder zu beſteigen, ſie waren aber vergebens, und er begab ſich nach Paris, wo er im Jahre 1595. ſturb. Sein Herz wurde nach Ave-Maria gebracht, ſein Körper aber bey den Franciſcanern begraben.

Ehe Don Antonio in Frankreich für beſtändig blieb, gieng er mit einer Flotte von ſechzig Schiffen, unter dem Commando von Philipp Strozzi, nach den Azoriſchen Inſeln. Hier war es, wo die berühmte Schlacht, wovon ich ſchon Erwähnung gethan habe, bey der Inſel St. Michael vorfiel. Der Marquis von Santa-Cruz, der die Spanier commandirte, erhielt einen Sieg, der ihm unendlich mehrere Ehre gemacht haben würde, wenn er nicht deſſen Glanz durch eine, für einen General unanſtändige, Grauſamkeit verdunkelt hätte. Er war unmenſchlich genug, daß er den Strozzi ſelbſt, der in der Schlacht verwundet worden war, in das Meer werfen, alle in ſeine Hände gerathene Franzoſen aber durch den Henker hinrichten ließ.

Man hat eine geheime Geſchichte vom Don Antonio von Portugal, welche die

Madame von St. Onge geſchrieben, oder vielmehr nur aufs neue überſehen, und, wie ſie ſagt, unter ihres Großvaters Papieren gefunden hat. Dieſer hieß Vasconcelos, ein Bruder eines Edelmannes gleiches Namens, der dem Don Antonio ſehr ergeben war, an ſeinem Schickſale Antheil genommen hatte, ihm nach Frankreich folgte, und daſelbſt, nahe bey Lagni, endlich ſturb. Sein Bruder Don Gomez Vaſconcelos heurathete in ſeinem ſechzigſten Jahre eine junge Perſon, mit welcher er eine Tochter zeugte, die ſich durch Verfertigung verſchiedener Romane bekannt gemacht hat. Er verheurathete ſie an den Herrn Gillot de Beaucour, von welchem die Madame von St. Onge gebohren iſt, die in Anſehung ihres Verſtandes, und ihrer Schriften, der Madame Gillot, ihrer Mutter, nichts nachgegeben hat. Sie hat Luſt- und Singeſpiele hinterlaſſen, die ihr eine Art von Rufe zuwege gebracht haben.

Um aber wieder auf die Geſchichte des Don Antonio zu kommen, ſo findet man darinnen, daß Ludovicus, Connetable von Portugal, zweyter Sohn Königs Emanuel, in ſeiner Jugend eine Maitreſſe, Namens Violanta, gehabt habe, die er hernach aus gro-

ßer

ßer Liebe heimlich geheurathet hat. Sie gebar ihm einen Sohn, und begab ſich wenige Zeit hernach aus Frömmigkeit in ein Kloſter, wo ſie geſtorben iſt. Ludwig hielt ſeine Heurath geheim, und das Kind wurde mit Sorgfalt, aber als ein unächter Sohn erzogen, aus Furcht, daß wenn ihn der Vater als ſein rechtmäſiges Kind zu erkennen gäbe, ſolches dereinſt in dem Staate Unruhen erwecken könnte; daher er ihn zu mehrerer Vorſicht in den geiſtlichen Stand treten ließ. Ludwig, noch vor ſeinem Tode, machte ſeine heimliche Heurath in ſeinem Teſtamente kund; es ſcheint aber, man habe nicht für dienlich gehalten, ſolches offenbar werden zu laſſen; denn die Portugieſen glaubten noch beſtändig, daß Antonio ein unächtes Kind ſey. Dieſer junge Prinz trat aus dem geiſtlichen Stande, that ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten hervor, und mußte, nachdem er ſeinem Nebenbuhler Philipp, den Sieg ſtreitig gemacht hatte, ihm endlich die Krone überlaſſen.

Die Eroberung von Portugal machte den König von Spanien zum unumſchränkten Herrn beyder Indien, wodurch er unermeßliche Reichthümer erlangte; er wußte ſie aber durch die Kriege, mit Frankreich, England,

land, und den Niederlanden, zu erſchöpfen. Blos der Krieg mit Holland, der erſt durch den Münſteriſchen Frieden geendiget wurde, hat ihm, ſagt man, mehr als funfzehn hundert Millionen Ducaten gekoſtet.

Die Spanier, nur mit ihren Europäiſchen Angelegenheiten beſchäftigt, ſchickten keine Truppen ab, die Portugieſiſchen Eroberungen in Aſia, Africa, und America, zu behaupten. Die Holländer nahmen ihnen einen großen Theil davon weg; und überhaupt wurde die Vereinigung beyder Kronen für Spanien ungemein nachtheilig.

Die Portugieſen hatten wider die Caſtilianer einen ſo ungemäſigten Haß, daß die Prieſter, und Mönche ſelbſt ſich auf der Kanzel nicht bergen konnten, und in den Kirchen das ziemlich unchriſtliche Gebeth öffentlich ablaſen: „Laß dir, Herr, gefallen, dieſe abſcheuliche Nation auszurotten, und befreye uns auf ewig von ihrer gehäßigen Herrſchaft„. Noch mehr äußerte ſich dieſer Haß bey der berühmten Empörung, da unter der Regirung Philipp IV. der Herzog von Braganza, ein Nachkomme des Königes Emanuel, von der Weiber Seite, auf den Thron geſetzet

wurde.

wurde. Sie haben die Umſtände davon in des Abts von Vertot Geſchichte geleſen. Nur zwey oder drey Perſonen kamen bey dieſer Unternehmung um; und in weniger als acht Tagen wurde das ganze Königreich von den Caſtilianern gereiniget. Beym erſten Anblicke ſcheint der glückliche Erfolg dieſer geheim gehaltenen Ausführung ein Wunderwerk zu ſeyn, wenn man die Menge und Verſchiedenheit derer Perſonen betrachtet, denen man ſich anvertrauen mußte; im Grunde aber war es eine natürliche Folge des großen Abſcheues, den ein jeder Portugieſe ſeit langer Zeit wider die Spanier heegete; ein Abſcheu, den die häufigen Kriege dieſer Völker unter einander, ſeit dem Anfange der Monarchie erreget, und die Eiferſucht bey der Entdeckung von Indien, wie nicht weniger die häufigen Streitigkeiten wegen der Handlung, unterhalten, und beſtärket hatten.

Dieſe, mit der tiefſten Verſchwiegenheit drey ganzer Jahre zubereitete Verſchwörung brach in einem Augenblicke aus. Der Staatsminiſter wurde ermordet, die Wache entwaffnet, der ſchläfrige, und allzuglückliche Herzog von Braganza, faſt wider ſeinen Willen, ausgerufen, und unter dem Namen Johannis IV.

IV. auf den Thron ſeiner Väter geſetzet. Alle Provinzen, und Portugieſiſche Beſitzungen, in der alten und neuen Welt, folgten ohne Blutvergießen dem Beyſpiele der Hauptſtadt. Ein Spanier, ein Augenzeuge des Frohlockens, und der Luſtbarkeiten, die bey dieſer Gelegenheit in Liſſabon angeſtellet wurden, rufte ſeufzend aus: „Iſt es möglich, daß ein ſo ſchönes Königreich den Feinden meines Herrn nicht mehr als ein Luſtfeuer koſte„!

Die Art, wie der Herzog von Olivarez dem Könige Philipp IV. den Verluſt von Portugal vortrug, iſt bekannt, und zeiget an, wie man den Königen, auch noch bey Unglücksfällen, ſchmeichelt, und traurige Wahrheiten ihnen zu verheelen ſuchet. „Ich komme, ſagte er zu dem Könige, Ewr. Majeſtät eine glückliche Nachricht zu hinterbringen. Sie haben alle Güter des Herzogs von Braganza erlanget. Er hat für dienlich erachtet, ſich als König ausrufen zu laſſen; und wegen dieſes Verbrechens ſind Sie zu Einziehung ſeiner Güter berechtiget„.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 9. März, 1754.

Der

Der 187 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Bey meiner Ankunft in Liſſabon, im Monate Februar, 1754,* habe ich ein **Volk** gefunden, daß in dem größten Aberglauben ſtak; einen **Staat**, der nach Aſiatiſchen Gebräuchen regiret wurde; der von den Europäern nichts als den Namen, von einer Monarchie nichts, als die Form, und von einer Macht nichts, als den Schatten, hatte. Die Unterthanen des Königes von England beſitzen die Goldminen von Braſilien, und allen Reichthum des Königreichs; die Portugieſen ſind nur Verwalter ihrer eigenen Güter. Seit faſt achtzig Jahren iſt der **Engländer** Hauptgrundſatz, um ſich die Nationen, die zu ihrer Vergrößerung beytragen ſollen, unterwürfig zu machen, daß ſie ſie in einer beſtändigen Verbindlichkeit wegen der Lebensbedürfniſſe erhalten, und Ackerbau, und Handlung, bey ihnen

* Dieſes iſt das Jahr, worinnen unſer Verfaſſer geſchrieben hat. Die Umſtände haben ſich ſeitdem geändert.

nen zu hintertreiben ſuchen. Die Mittel, die ſie dazu anwenden, ſind, daß ſie ihnen die erſten Lebensnothwendigkeiten wohlfeiler liefern, als jene ſie in ihrem eigenen Lande haben können. Portugal gerieth gar bald in dieſen Fallſtrick, und empfieng ſein Getreide aus England: von ſelbiger Zeit an wurde es ſein natürlicher Sclave; denn wir hängen allezeit von denen ab, die uns zu leben geben. Seitdem vergrößerte es die Laſt ſeiner Feſſeln durch Vernachläßigung ſeines Ackerbaues. Seine Länder verloren ihren Werth; ſeine Aernden geſchahen in England, und alles Geld aus dem Staate wurde dahin gezogen.

Zu gleicher Zeit, daß die Engländer Portugal ernähren, machen ſie ſich auch zu ſeinen Handlungs-Factoren. Kein Geſchäfte wird anders, als durch ihre Vermittelung, geſchloſſen; alles haben ſie an ſich gezogen. Die Portugieſen ſind nur müßige Zuſchauer der wichtigen Handlung, die in ihrem Lande getrieben wird. Die Schiffsladungen gehören England; die Reichthümer, die es auf dem Rückwege mitnimt, gehören ihm auch.

Dieſe Unthätigkeit der Portugieſen kommt noch von vorigen Zeiten, aber allezeit von den Engländern, her. In einem, unter Cronwell,

well, errichteten Vertrage wurde ausgemacht, daß England den Portugieſen alles, was zu ihrer Bekleidung erforderlich wäre, liefern ſollte; und von dieſer Zeit an dachte niemand mehr im Lande an Künſte, und Manufacturen. Die ehemaligen Fabriken giengen allmählich ein; die Arbeitſamkeit ließ nach, und hörete gar bald ganz auf. Die Engländer hielten dieſes Reich durch ihre Kleidungslieferungen eben ſo feſt, wie durch das Getreyde: es waren gleichſam zwey Anker, welche dieſe Eiländer in das Königreich geworfen hatten, um es völlig in ihrer Gewalt zu erhalten. Es hat dieſer Staat daher auch nichts mehr zu entſcheiden; alle ſeine Maasregeln werden in dem Cabinete zu London beſtimmt: die Unterhandlungen ſeiner Geſandten an den auswärtigen Höfen werden von den Engliſchen gleichſam vorgeſchrieben; er hat keine Arme mehr, weder zu Waſſer, noch zu Lande. „Verlaſſet euch auf uns, ſagen die Engländer zu den Portugieſen; unſere Schiffsflotten ſollen euch ſchützen. Laſſet euch in keinen Krieg ein; wir wollen ihn für euch, und uns, führen. Was habt ihr Manufacturen nöthig? wir wollen euch unſere Waaren wohlfeiler geben, als ihr ſie ſelbſt zu verfertigen nicht im Stande ſeyd„.

Die

Die Erſchöpfung der Einkünfte von Portugal iſt eine nothwendige Folge dieſer Unthätigkeit. Heutiges Tages macht der ganze Reichthum im Königreiche nicht über funfzehn Millionen Franzöſiſchen Geldes aus; und ein Theil dieſer Summe beſteht noch dazu in Silbermünze von ſo ſchlechtem Gehalte, daß die Fremden ſie nicht außer Landes führen können; auſſerdem blieb im ganzen Lande nicht ein Sou. Das wunderbareſte iſt, und was ſie kaum glauben werden, daß der König ſelbſt, der Beſitzer von ſo reichen Goldminen, itzt eine Summe von viermal hundert tauſend Thalern, zu ſeinem Bedürfniſſe, von einer Ordensgeſellſchaft hat erborgen müſſen. Die Rechnung dieſer allgemeinen Erſchöpfung iſt ganz klar: die Goldbergwerke ertragen jährlich ohngefähr ſechzig Millionen; und der Staat nimmt für ſiebenzig Millionen fremde Waaren; folglich macht er alle Jahre für zehen Millionen Schulden. Seit der Entdeckung der Goldminen ſind mehr als zwey tauſend vier hundert Millionen aus Braſilien gekommen. Dieſes große Capital iſt faſt gänzlich nach England übergegangen; und auf dieſen neuen Reichthum gründet ſich ſeine itzige Größe, die ganz Europa in Verwunderung ſetzet.

Ich

Ich fragte einen Engländer, wo dieſe anſehnlichen Summen hingekommen wären; denn gewiß iſt es, daß ſie in England nicht mehr vorhanden ſind. „Eben deswegen, weil ſie nicht mehr da ſind, antwortete er, iſt unſer Königreich itzt in einem ſo blühenden Stande. Dieſes Geld hat uns die Mittel verſchaft, große Subſidiengelder zu zahlen, Bündniſſe zu erkaufen, zahlreiche Armeen zu unterhalten, eine furchtbare Seemacht zu errichten, kurz, eine der größten Rollen in Europa zu ſpielen„.

Nachdem ich einige Tage ausgeruhet hatte, war meine erſte Sorgfalt, die Stadt Liſſabon zu durchwandern, um einen allgemeinen Begrif von dieſer Hauptſtadt zu bekommen. Ihre **Lage** auf ſieben Bergen, an dem Ufer des Tejo, hat zu der **Vergleichung** zwiſchen Rom und Liſſabon, welche man in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Schriftſtellern ſo oft findet, Gelegenheit gegeben. Zu Anfange dieſes Jahrhundertes, als man ein **Patriarchat** in Portugal errichtete, wurde Liſſabon in zwey Theile, in den öſtlichen, und weſtlichen getheilet. Erſterer begreift den Kirchſprengel des Erzbiſchofs; der andere ſteht unmittelbar unter des Patriarchen Gerichtsbar-

keit. Seit dieſer Theilung iſt man verbunden, ſagt man, bey Strafe der Nichtgeltung, in allen öffentlichen Schriften, und Urkunden, den Theil der Stadt, wo ſie verfertiget werden, zu beniemen. Ordentliche Kaufleute machen dieſen Unterſchied auch in ihren Wechſelbriefen; ja ſie beobachten dieſe Formalität ſo gar in ihren täglichen Briefen.

Die königliche **Kapelle** iſt der Sitz des Patriarchen. Die daſigen Canonici führen Mütze, und Staab, wie die Biſchöffe. Alle Ceremonien geſchehen mit eben ſo vielem Anſtande, als Pracht: der Prelat ſucht in allem das Anſehen, den Glanz, und die Majeſtät des heiligen Vaters nachzuahmen; und er iſt des Papſtes wahrer Affe. Ich würde nicht fertig, wenn ich alles anführen wollte, was der verſtorbene König zu Errichtung dieſer neuen Würde in Liſſabon veranſtaltet hat. Der koſtbare Schmuck, und das zum Gottesdienſte gewidmete Silberwerk, haben die Reichthümer verſchiedener Flotten aus Braſilien weggenommen; und die Erhaltung dieſer Würde koſtet ſchon mehr, als alle Truppen im Königreiche. Nichts als Cardinäle fehlen bey den Ceremonien dieſer Kirche.

Der

Der Patriarch hat einen Theil der aberglåubigen Gebråuche, die vor ſeiner Einſetzung in Portugal eingefůhret waren, abgeſchaft, und faſt alle Proceßionen, auf die vom Fronleichnamsfeſte, eingeſchrånket, welche die pråchtigſte ſeyn ſoll, die in der ganzen chriſtlichen Welt iſt. Die Gaſſen ſind an dieſem Tage mit den reichſten Tapeten behangen; man breitet auf, und pranget mit allem, was nur koſtbares und pråchtiges zu erdenken iſt. Wenn man ein Haus miethet, pflegt man in den Contract zu ſetzen, daß der Eigenthůmer gehalten ſey, ſolches am Fronleichnamsfeſte auf ſeine Koſten alleine zu verzieren. Die Gaſſen ſind mit Damaſte ůberhangen, daß man vor der Sonnenhitze geſichert ſey. Ein pråchtiger Såulengang umgiebt den weitlåuftigen Platz vor dem kóniglichen Palaſte; und nichts wird vergeſſen, was zum Glanze der Feyerlichkeit etwas beytragen kann, womit dieſer dem Gedåchtniſſe des Leichnams Chriſti gewidmete Tag begangen wird.

Die Bildſåule des heil. George, die auf ein großes weißes Pferd geſetzet wird, ófnet frůh um drey Uhr, unter Trompeten= Wald= hórner= und Paukenſchall, den Zug. Alle

königliche Pferde, koſtbar geputzet, folgen dem Heiligen; alle Ordensgeiſtliche finden ſich gemeinſchaftlich dabey ein; alle Ordensritter in ihren Ceremonienkleidern; die hohen und niedern Tribunale; und zuletzt der Hof, mit den vornehmſten, und größten im Königreiche, begleiten dieſe Proceßion. Die Weiber laſſen ſich ohne Schleier, und Hauben, in den Fenſtern ſehen, und verabſäumen in ihrem Putze nichts, um die Augen der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. An dieſem Tage iſt es erlaubt, ſie mit Aufmerkſamkeit zu betrachten, ohne die Eiferſucht der Männer zu erregen, und ihre Rache zu befürchten. Inſonderheit haben die Mönche beſtändig die Naſe in der Höhe, und ſind diejenigen, welche ſich durch ihre Unverſchämtheit am meiſten unterſcheiden. Die Weiber überhäufen ſie mit Blumen, die ſie aus den Fenſtern werfen, woraus man die unter ihnen vorſeyende große Vertraulichkeit ſchlüßen kann. Während der Proceßion darf ſich keine Mannsperſon am Fenſter ſehen laſſen, ſie müßte denn ſorgfältig verkappet ſeyn, um nicht entdecket zu werden. Gemeiniglich iſt es Nachmittags nach drey Uhr, da die Proceßion vorbey, und alle Welt wieder in die Kirche gegangen iſt. Alsdenn muß man ſich hüten, die Weiber in

den Fenſtern zu beſchauen; denn die Männer halten ſich verſteckt, und geben auf ihre geringſten Bewegungen Achtung; und Wehe dem, der ihnen Gelegenheit gäbe, die in dieſem Lande wider eine verdächtige Frau, und einem verwegenen Liebhaber, eingeführte Rache auszuüben. Ferner muß man vermeiden, nach der Proceßion auf den Gaſſen ſpaziren zu gehen; denn die ungezogenen jungen Leute treten mit Spritzen, die mit Oele angefüllet ſind, in die Fenſter, und verderben den Vorbeygehenden die Kleider. Aber dieſe Nebenumſtände haben mich von meinem Hauptgegenſtande abgebracht.

Die Stadt **Liſſabon** iſt wegen ihrer Größe, ihres Alterthums, des großen Umfanges ihres Havens, und der Schönheit ihrer Gebäude, merkwürdig. Man rechnet darinnen ohngefähr dreyßig tauſend Häuſer, vierzig Pfarrkirchen, die Kirchen der Klöſter ungerechnet, ſechs und zwanzig Thore auf der Seite des Tejo, ſiebenzehn auf der Landſeite, zwanzig Mönchs- und achtzehn Nonnenklöſter, worinnen funfzehnhundert Mönche, und zwey tauſend Nonnen eingeſchloſſen leben. Alle dieſe Klöſter ſind groß, ſchön gebauet, reich ausgeſchmücket, und verdienen, geſehen zu werden.

Unter den **Kirchen** ſind die vornehmſten, die Cathedralkirche, die von den Dominicanern, Unſerer lieben Frauen von Loretto, der Barmherzigkeit, St. Paul, und St. Rochus. Die **Cathedralkirche** liegt auf einer Höhe, und iſt ein altes, finſteres, aber prächtiges Gebäude. In einem ſehr koſtbaren Reliquienkaſten, der neben dem hohen Altare ſteht, werden die Gebeine des heil. Vincentius, dem die Kirche gewidmet iſt, aufbehalten. Man erzählet, daß, als dieſer Heilige in der Nähe des Vorgebirges, das ſeinen Namen führet, den Märterertod erlitten habe, und ſein Körper den Raubthieren vorgeworfen worden ſey, die Raben ſich herbeygefunden, und ihn bewachet hätten, ſo lange bis gutherzige Leute gekommen wären, ihn zu begraben. Nach Vertreibung der Mauren aus Liſſabon, hat man den Körper ausgegraben, und mit großer Feyerlichkeit in die Cathedralkirche gebracht. Um das Andenken des ihm von den Raben geleiſteten Dienſtes aufzubehalten, fütterte man ihrer beſtändig zwey in dieſer Hauptkirche. Man ſah ſie darinnen herumfliegen, und ſie kamen niemals heraus; es waren auch beſondere Geldſtöcke angebracht, worinnen Allmoſen zu ihrer Verpflegung geſammelt wurde.

de. Doch dieſe Gewohnheit iſt nachher abgeſchaffet worden.

Die Dominicanerkirche hält man für die ſchönſte in Liſſabon. Man ſieht darinnen zwey Kapellen, die von dem Fußboden bis an das Gewölbe von Golde glänzen. In der einen iſt unſers Heilandes Geburtsregiſter in halb erhabener Arbeit zu ſehen; in der andern, das vom heiligen Dominicus; und in der mittelſten, ein großes Crucifix, mit einem ſilbernen Gitter umgeben. Die Seitenwuude am Crucifixe iſt offen, und eine geweihete Hoſtie beſtändig darinnen ausgeſetzet. Die Kapelle wird durch ſechs große, weiße Wachskerzen, und durch eine Menge ſilberner Lampen allezeit erleuchtet. Ueber der großen Kirchthüre ſieht man die Namen, und Köpfe aller derer, die auf Befehl der Inquiſition verbrennet worden ſind. Das Kloſter kommt mit der Pracht der Kirche überein. Die Mönche wohnen ſehr bequem, und prächtiger, als es Ordensleuten zukommt.

Nicht weit davon ſteht der Palaſt des Groß-Inquiſitors, wo das Inquiſitionsgericht gehalten wird. Die Portugieſen nennen ihn das heilige Haus; und von dieſem fürch-

terlichen Orte kommen die ſchrecklichen Urtheile, wider welche die Unſchuld ſelbſt kaum waget, Vorſtellung zu thun. Dieſes Gericht iſt ſouverain, und alle andere Inquiſitionsgerichte, in Portugal, oder Indien, unerachtet ſie ſelbſt ſouverain ſind, müſſen dieſem von ihrem Verfahren Rechenſchaft geben, ſo oft es verlanget wird.

Die Portugieſen ſind nicht einig, über die Art und Weiſe, wie dieſes berühmte Tribunal bey ihnen errichtet worden iſt. Ich hörete vor einigen Tagen verſchiedene Gelehrte über dieſe Materie reden, da denn ein jeder ihr einen anderen Urſprung beylegte: das Ganze lief auf folgende zwey Meynungen hinaus, die ich Ihrer Beurtheilung überlaſſen will. Die erſte ſchien mir eine von denen Fabeln zu ſeyn, welchen die Leichtgläubigkeit der Menſchen zum Freypaſſe dienet. Hier iſt ſie, ſo wie ſie mir iſt gegeben worden. „Ein junger Menſch von Cordoua, Peter Saavedra, ſchrieb nicht allein eine ſchöne Hand, ſondern beſaß auch die gefährliche Kunſt, alle Arten von Schriften nachzumachen. Er ließ ſich einfallen, ſolche zur Beförderung ſeines Glücks anzuwenden; und weil er einen mittelmäſigen Gewinn zu

klein für ſich hielt, dachte er auf große Dinge, und machte weit ausſehende Anſchläge. Er verfertigte Zettel, Quittungen, Handſchriften, auf die königliche Schatzkammer gerichtet, zog anſehnliche Summen daraus, und verſchafte ſich, nebſt dem St. Jacobsorden, eine Commende von drey tauſend Ducaten. Dieſer erſte glückliche Erfolg verleitete ihn zu gröſſerer Verwegenheit; und der Zufall, daß er einem Ordensgeiſtlichen begegnete, der ein apoſtoliſches Breve für den König von Portugal bey ſich hatte, ſtürzte ihn in ſein Unglück. Er nahm ſich vor, die Schrift, das Formular, und den Styl eines Breve nachzuahmen, und die Würde eines in das Königreich abgeſchickten päpſtlichen Nuncius anzunehmen, der die Inquiſition einführen ſollte. Nachdem er die benöthigten Ausfertigungen gemachet, und alles, durch ſeine Betrügereyen erworbene Geld zuſammen genommen hatte, ſchafte er ſich ein anſtändiges Gefolge von Leuten, und kam nach Portugal als ein vom Römiſchen Hofe abgeſendeter Legat. Seine Maasregeln waren ſo gut genommen, und er wußte die Rolle eines Prelaten ſo natürlich zu ſpielen, daß er als Geſandter des päpſtlichen Stuhles aufgenommen, und ihm auf ſolche Art begegnet wurde. Dieſe

Comedie dauerte ſechs Monate, binnen welcher Zeit er ein Inquiſitionsgericht in Liſſabon errichtete. Nachdem aber der ganze Handel entdecket worden war, bemächtigte man ſich des Betrügers, und er wurde auf die Galeeren gebracht, das errichtete Tribunal aber blieb in ſeiner Verfaſſung,,.

Dieſes iſt die Geſchichte des vorgegebenen **Urſprungs** der Inquiſition in dieſem Königreiche, durch den Saavedra. Was dieſe Fabel mag befördert haben, iſt die von einem luſtigen Kopfe bey Hofe verfertigte Comedie, **der falſche Nuncius.** Sie wurde nach einer Beſchreibung gemacht, welche man aus einer Handſchrift, auf der Bibliothek des Escurials, genommen hatte. Allein, einer unſerer Gelehrten ſagte mir, „daß dieſes Manuſcript um ſo viel mehr als ein untergeſchobenes Werk anzuſehen ſey, da die zu Errichtung dieſes Gerichts ausgefertigten apoſtoliſchen Bullen in den Archiven des Hofes, und der Inquiſition, noch aufbehalten würden,,. Ich will dieſes Gelehrten Meynung, die er mir über dieſe Materie eröfnet hat, ſelbſt anführen, und die Sachen von ihrem Urſprunge herholen.

„Als die **Juden** im Jahre 1482. aus Spanien verjaget wurden, nahm ſie der König von Portu=

Portugal in ſeinem Reiche auf: da ſie aber ihre Religion, wider das ausdrückliche Verbot des Hofes, öffentlich bekenneten, bat der König den Papſt, ihm Inquiſitores zu ſchicken, welche die Schuldigen ausforſchen, und beſtrafen ſollten. Unter der Regirung Johannes III. geſchah es hernach, daß die Bulle wegen Errichtung des heiligen Tribunals, von Rom ankam; und Don Diego de Sylva, ein Franciſcaner, Biſchof von Ceuta, und königlicher Beichtvater, war der erſte, der die anſehnliche Stelle eines Großinquiſitors bekleidete.„

„Die **Kirche der Barmherzigkeit** iſt eine der ſchönſten in dieſer Hauptſtadt. Sie wird von einer **Brüderſchaft** gleiches Namens unterhalten, die aus den vornehmſten Leuten in Liſſabon beſteht. Man nimt aber auch andere Perſonen ehrbaren Standes darinnen auf; und niemand, vom Bürger an, bis zu dem vornehmſten Herrn, bis zu den Prinzen, ja bis zum Könige ſelbſt, weigert ſich hineinzutreten. Alle Jahre wählet die Brüderſchaft unter ſich einen Präſidenten, der der Verſorger, (Proveedor,) genennet wird, deſſen Amt, ſo beſchwerlich es auch iſt, doch ſehr geſuchet wird. Derjenige, der es führet, und

mit Ehren verwalten will, kommt nicht mit hundert tauſend Franken los. Die übrigen dabey befindlichen Perſonen werden auch alle Jahre, am Tage der Heimſuchung Mariä, welchen Tag ſie zu ihrem Feſte gewählet haben, erneuert. Dieſe vornehme, und fromme Brüderſchaft widmet ſich einzig, den Unglücklichen beyzuſtehen; ſie trägt für Wittwen und Waiſen Sorge, verwaltet ihr Vermögen, und läßt arme Mägdgen erziehen, welche viele ehrbare Leute hernach zu ihren Weibern wählen; wie denn dieſes ein Mittel iſt, ſich Gönner zu verſchaffen. Man hält dieſe Mägdgen in der genaueſten Zucht; denn, wenn das geringſte Unanſtändige in ihren Sitten bemerket wird, nimt man ſich ihrer weiter nicht an. Die Brüder rechnen ſich auch zur Schuldigkeit, den Gefangenen zu helfen, für ihre Befreyung zu ſorgen, und wenn ſie zum Tode verurtheilt ſind, ſie auf den Richtplatz zu begleiten, ſie zu tröſten, zu ermahnen chriſtlich zu ſterben, und ſie begraben zu laſſen. Ihr Mitleiden erſtrecket ſich auch über die Toden, die ſie mit aufgedecktem Geſichte, in Franciſcanerkleidung begraben: ſie laſſen, theils für ihre verſtorbenen Mitbrüder, theils für die welche ihrer Sorgfalt anvertrauet waren, und von ihrem Allmo-

ſen

ſen lebten, alle Jahre, mehr als zehn tauſend Meſſen in ihrer Kirche leſen. Dieſe nützliche Stiftung hat ſich auch in die anderen Städte des Königreichs, und in alle der Krone Portugal unterworfene Länder, verbreitet.

Die kleine, und reiche **Kirche** des heil. Antonius von Padua, des Schutzpatrons von Liſſabon, ſeiner Vaterſtadt, ſteht neben der Cathedralkirche, an dem Orte ſelbſt, ſagt man, wo dieſes Heiligen Haus geſtanden hat. Die **Kirche** unſerer lieben **Frau** rühmet ſich, wie tauſend andere, das heilige Schweißtuch zu beſitzen, welches alle Jahre am Charfreytage daſelbſt gezeiget wird. Des Königs, Johannes V. **Gemahlinn** hat eine **Kirche** geſtiftet, worinnen ſie hat wollen begraben ſeyn, und wo man ihr **Begräbniß** ſieht.

Nicht weit davon iſt die Kirche eines **Nonnenkloſters**, worinnen ſich letzthin ein Auftritt ereignete, welcher beweiſet, wie wenig die Philoſophie, die doch ſchon ſo viele Finſterniß in Europa zerſtreuet hat, vermögend geweſen iſt, Portugal zu erleuchten. Ein **Rangſtreit** zwiſchen den beyden Heiligen, Johannes dem Täufer, und Johannes dem Evangeliſten, hat eine Spaltung veranlaſſet, die alle Nonnen-

klöſter

klöſter in Uneinigkeit ſetzet. Es ſteht auch keiner der Nonnen frey, gleichgültig dabey zu bleiben, oder den einen Heiligen eben ſo zu verehren, wie den andern: ſo bald ſie in den Orden getreten, und eingekleidet ſind, müſſen ſie ſich entſchließen, Täuferiſch, oder Evangeliſtiſch, zu ſeyn. Wenn das Feſt des einen, oder des andern Heiligen erſcheint, ſo feyern es diejenigen, die ihm zugethan ſind, mit der größten Pracht; Muſik, Erleuchtung, Feuerwerk, Verzierungen, nichts wird vergeſſen. Inſonderheit iſt man bemühet, einen beredten Prediger zu haben, der in den ſchönſten Ausdrücken den Heiligen zu erheben weiß, und vornehmlich beweiſen kann, wie groß deſſen Vorzug vor dem andern ſey. Die Gegenparthey hütet ſich alsdenn, in derjenigen Kirche zu erſcheinen, wo das Feſt gefeyert wird: man ſieht dieſes als eine Art von Proteſtation an, wider alles, was zu Ehren des Heiligen, den man zum Nachtheile des andern feyert, geſagt wird. Nun aber ereignet ſich etwas ernſthafteres: die Nonnen des Kloſters, davon ich geredet habe, ſtritten ſich um den Vorzug dieſer Heiligen, und wurden hitzig, ſo daß es vom Zanken zu Schlägen kam. Die Heldinnen kämpften ſo lange mit einander, als ſie Kräfte hatten; und weil

der

der Eifer der Evangeliſtiſchen noch nicht befriediget genug ſeyn mochte, unterſtunden ſich dieſe endlich, es dem Patrone der Gegenparthey ſelbſt entgelten zu laſſen. Sie bemächtigten ſich des Bildniſſes Johannes des Täufers, peitſcheten es, traten es mit Füßen, vergruben es im Garten, tanzten auf dem Platze, und beſchloſſen dieſe ſchändliche Comedie mit Singen der ſchimpflichſten Lieder wider den Heiligen.

Wenn man von den Kirchen in Liſſabon zu den Ordenshäuſern kommt, erweckt das Kloſter der Jeſuiten die mehreſte Aufmerkſamkeit. Dieſe Väter ſtehen in der größten Achtung in Portugal. Man ſieht ſie als Apoſtel an; und ſie laſſen ſich ganz beſcheiden gefallen, daß man ihnen dieſen Namen beyleget, und gleichmäſige Ehre erweiſet. Man findet auch Liebhaber der Wiſſenſchaften unter ihnen, obwohl in geringer Anzahl; überhaupt aber darf man ſie nicht für ſo unwiſſend anſehen, als die anderen Mönche im Lande faſt alle: ſie unterſcheiden ſich auch durch eine ordentlichere Lebensart, durch eine erbaulichere Aufführung, und durch reinere Sitten.

Das Kloſter der Franciſcaner iſt ein weitläuftiges Gebäude, worinnen mehr als zwey

hundert

hundert Mönche leben. Neben der Sacriſtey iſt eine Kapelle von Marmor, welche den Erzbiſchöffen von Liſſabon zum Begräbniſſe dienet. Die Carmeliter haben in ihrem Kloſter einen Brunnen, den man als eine Seltenheit zeiget. Der Stein, der oben zur Einfaſſung dienet, iſt von Jaſpis, aus einem Stücke. Die Kloſtergänge ſind mit Fayance ausgeſetzt, in blau gemahlt, worauf allerhand Figuren in Lebensgröße vorgeſtellet ſind. Unter andern ſieht man die Bildniſſe unſers Heilandes, und der Magdalene, wie ſie ihm die Füße ſalbet, und ſolche mit ihren Haaren abtrocknet. Zu gleicher Zeit ruhet der Fuß des Heilandes ganz gelaſſen auf ihrer Bruſt, welche unbedecket iſt: ja ein Theil des Fußes ſcheinet in den Buſen der ſchönen Sünderinn hineinzugehen. Der Mönch, der mich herumführte, zeigte mir dieſe unanſtändige Stellung als etwas, das mit Fleiße gemacht wäre, um die Enthaltſamkeit unſers Erlöſers auszudrücken, der nicht fähig ſey, unrechte Gedanken zu heegen, auch bey dem Anblicke ſolcher Gegenſtände, die dergleichen am erſten erwecken könnten.

Unter denen übrigen Gebäuden, welche Liſſabon verſchönern, fällt der königliche Palaſt,

laſt, wenn man den Tejo hinauf fährt, am erſten in die Augen. Die Haupt Faßade ſteht auf einem ſehr großen Platze, und endiget ſich mit einem Pavillon, von welchem man den ganzen Haven überſieht. Der König kann aus ſeinen Fenſtern alle Schiffe aus- und einfahren ſehen; und nichts iſt ſchöner, als die unglaubliche Menge Schiffe, die auf dieſem Fluße in beſtändiger Bewegung ſind. Der Haven, der mehr als vier Stunden in der Länge hat, von Caſcaes an zu rechnen, bis über Liſſabon hinauf, iſt ſicher, und bequem: die Schiffe legen ſich längſt der Stadt, in einer Tiefe von achtzehn Lachtern Waſſer, vor Anker, und ſind vor allen Stürmen geſichert. Auf der einen Seite, werden ſie von den Hügeln, worauf die Stadt gebauet iſt, auf der andern, von dem Ufer des Tejo, das überall ſehr hoch iſt, beſchützet.

Die Gemächer des Palaſtes ſind groß, und mit koſtbaren Meublen verſehen; das Gebäude an ſich ſelbſt aber iſt nicht regelmäſig, und hat von außen nichts beſonderes Schönes. Es iſt ein Viereck, mit einem Dome, und vier Pavillons, nebſt zweyen Platteformen mit verzierten Geländern, zweyen bedeck-

ten Gängen, und vor allen Fenſtern ſind Altáne. In dem Palaſte ſieht man verſchiedene prächtige Zimmer; unter andern, den Saal der Leibwache, wo ſich die Reichsſtände verſammeln, den Saal des Kriegsraths, und die Zimmer der übrigen Tribunale. Die Kapelle nimt eine der Seiten des Palaſtes ein; und in der Höhe iſt die Bibliothek, mit ſehr guten Büchern, die in Nußbaumenen Schränken aufgeſtellet ſind. Die Bibliothek iſt durch den verſtorbenen König ungemein vermehret worden, welcher in vielen Städten von Europa eine große Menge rarer und koſtbarer Sachen, an Gemälden, Bildſäulen, Büchern und Handſchriften, hat aufkaufen laſſen. Aus der wenigen Sorgfalt aber, die man dazumal dafür trug, ſcheint es, daß es dem Könige mehr um den Ruhm, ſie anzuſchaffen, als ſie zu unterhalten, ſey zu thun geweſen. Im Vorbeygehen muß ich erwähnen, daß man dieſem Monarchen zu viel Neigung für die Geiſtlichen, und für das Frauenzimmer, Schuld gegeben hat. Aber iſt es wohl wahrſcheinlich, wie man es geſchrieben hat, daß er ſein Vergnügen am Meſſeleſen ſollte gehabt haben? In Anſehung ſeiner Maitreſſen erzählt man, daß, als eine von ihnen ſich eine Gnade ausgebeten hätte,

er

er ihr geantwortet habe: „das, was Sie verlangen, ſteht nicht in ihres Liebhabers, ſondern in des Königes Macht, und bey dieſem hat Ihr Liebhaber nicht viel zu ſagen„.

Wenn man in den Palaſt tritt, ſieht man einen viereckigen Thurm, mit Bogengängen, wo allerhand ſeltene Waaren, die von fremden Oertern kommen, ausgeleget werden. Von da geht man in die Zimmer, die ſo voller Meubeln ſind, daß man ſie für Kaufmannsgewölber hielte. So bald es Abend wird, ſetzt man in jedes Zimmer einen großen ſilbernen Leuchter, mit einer Wachskerze; und die Säle, welche mehr als funfzig Fuß lang ſind, werden ebenfalls nicht anders erleuchtet; daher nichts trauriger ſieht, als dieſe düſterne Zimmer. Sie könnten aber mit dem, was die Kerzen koſten, vollkommen helle gemacht werden; denn eine jede wiegt mehr als dreyßig Lichter. Jeden Tag verbrennet man aufs höchſte ein Pfund davon: das übrige nehmen die Kammerbedienten; und alle Morgen kommt ein Kaufmann, der das nicht verbrennte Wachs für baares Geld abholet. Man behauptet, es ſey dieſer Bedienten ſtärkſte und ſicherſte Beſoldung. Auf ſolche Art wäre niemanden zu rathen, dieſem

Mißbrauche zu ſteuern; man würde gar bald Mittel finden, einen ſolchen unbequemen Verbeſſerer auf die Seite zu ſchaffen.

Das Zollhaus, ohne prächtig zu ſeyn, iſt an dem Ufer des Tejo, nicht weit vom Palaſte, bequem gelegen. Es beſteht aus verſchiedenen gewölbten Magazinen, wo alle ein- und ausgehende Waaren hingebracht, und gegen Erlegung einer gewiſſen Abgabe mit dem Bleyſtempel verſehen werden. Es erfordert allezeit viele Umſtände, ehe man abgefertiget wird; ſo vielerley ſind der Formalitäten, und Unterſchriften, um die Waaren frey zu machen. Doch iſt ein Vortheil für die Kaufleute dabey; denn ſie können ihre Waaren da liegen laſſen, und brauchen ſie nicht eher abzuholen, als bis ſie ihrer benöthiget ſind, ohne weiter etwas zu bezahlen; daher auch die meiſten ſie nicht eher als bis ſie verkaufet ſind, und auf erhaltene Nachricht von ihren Correſpondenten, abfordern. Die Verpachtung dieſes Zollhauſes iſt eine der größten Einkünfte des Königes. Alle Vergoldungen, Treſſen, und überhaupt, was von geſponnenem Golde oder Silber iſt, worden als verbotene Waaren daſelbſt weggenommen. Bücher, von was für Art, und in welcher Spra-

che ſie nur immer ſeyn mögen, werden ſogleich nach der Inquiſition gebracht, und daſelbſt unterſuchet: wehe daher denen, die nicht das rechte Gepräge haben.

Außer dem Zollhauſe iſt auch das **Haus der Sclaven**, wo von zwanzig Schwarzen, die aus America gebracht werden, viere, als eine Abgabe, dem Könige gehören. Dieſe armen Leute werden auf den Märkten, wie Ochſen und Pferde verkaufet, und gekaufet. Sie bringen ihren Herrn täglich zwey Realen Gewinn, und müſſen ſich noch ſelbſt erhalten. Die große Verſchiedenheit von Farben, welche man hier in den Geſichtern ſieht, macht, daß, wenn man anzeigen will, ob eine Manns- oder Weibsperſon von ehrbarem Stande ſey, man blos zu ſagen pflegt: „es iſt ein Weißer, oder eine Weiße„. Uebrigens ſind die meiſten Portugieſen braungelb, welches vom Clima herkommt; noch mehr aber, von ihrer Verheurathung mit den Schwarzen, die unter dem gemeinen Volke ſehr gewöhnlich iſt. Der Adel, bey dem dieſe Vermengung nicht ſo leicht ſtatt findet, erhält unter ſich eine beſſere Geſichtsfarbe.

Wieder auf die öffentlichen Gebäude in Liſſabon zu kommen, ſo ſtehen die oben angeführ-

führten, faſt alle, entweder auf einem der groſſen Plätze, oder ſie haben die Ausſicht dahin. Der Platz vor dem Palaſte nimt einen ungemein großen Raum längſt dem Tejo ein, und iſt mit einer niedrigen Mauer, worauf man ſich legen kann, um und um eingefaſſet. Von dieſem, beſtändig volkreichen Orte entdecket man auf der einen Seite die vor Anker liegenden Schiffe, und auf der Nebenſeite den königlichen Palaſt. Nicht weniger große Gebäude zeigen ſich auf der andern Seite gegen über; hinten aber im Grunde, andere hübſche Häuſer. Auf dieſem Platze iſt es, wo die ſchönſten Schauſpiele, die Auto-de-Fe, und das Stiergefechte, gehalten werden: hier genießt der König aus ſeinen Fenſtern, und der ganze Hof, das ſonderbare Vergnügen, Menſchen verbrennen, und Thiere erwürgen, zu ſehen.

Nicht weit davon iſt der Markt, den man den Fluß nennet. Man verkaufet daſelbſt Fiſche, Wildpret, Federvieh, und alle andere Lebensmittel, ausgenommen Schlachtfleiſch. Der Sachen Kundige haben bemerket, daß alle Tage, nur durch das einzige Thor San Antonio, funfzehn hundert mit Mehle und Früchten beladene Laſtthiere, durch das Thor

Thor S. Vinzenzo, über tauſend, durch das del Esperanza, zwölfhundert, und durch das del Santa Croce, über neun hundert hereinkommen.

Die **Fleiſchbänke** ſind in der Nachbarſchaft. Jährlich werden eilf tauſend Stück Ochſen, hundert tauſend Schöpſe, funfzehn bis zwanzig tauſend Ziegen und Böcke geſchlachtet, welcher letzterer Fleiſch, Geruch, und Geſchmack, die Portugieſen beſonders lieben. Die Abgaben von allem dieſem Viehe werden jährlich nicht höher als hundert tauſend Thaler verpachtet. Das Fleiſchwerk, überhaupt genommen, iſt ziemlich gut, aber ſo ſchlecht gehacket, daß ſein Anſehen Ekel erwecket.

Auf der einen Seite des königlichen Platzes ſteht das **Rathhaus**, wo ſich die Stadtobrigkeit, und die Policeybeamten, verſammeln. Alles in Liſſabon benöthigte Getreide wird daſelbſt ausgegeben; und iſt es nicht überflüßig gerathen, ſo trägt man Sorge, daß bey der Austheilung eine Gleichheit beobachtet wird, damit niemand ſich zu beklagen Urſache habe.

Es giebt noch andere **große Plätze** in den verſchiedenen Quartieren dieſer Hauptſtadt.

Einer der gröſten heiſst **Ruſſio**, und iſt wie ein Amphitheater angeleget, worauf etliche ſchöne Paläſte ſtehen. Des Sonnabends wird eine Art von Jahrmarkte daſelbſt gehalten; wo man kleine Buden, wie auf der neuen Brücke zu Paris ſieht, darinnen allerhand Waaren ausgeleget werden.

Von den **ſieben Hügeln**, worauf die Stadt Liſſabon gebauet iſt, ſind die merkwürdigſten, St. George, und St. Catherine. Die übrigen heißen St. Vinzent, St. Andreas, St. Anne, St. Roch, und die heil. Wunden. Der höchſte iſt der Hügel St. George. Auf dieſem iſt die **Citadelle** angeleget, mit einer Mauer umgeben, welches gleichſam eine beſondere Stadt ausmachet. Man findet innerhalb dieſer Ringmauer Gaſſen, Kirchen, Gärten, und einen Waffenplatz. Das Schloß bedeckt die Stadt, hält ſie in der Zucht, und kann ſie bey einem Aufſtande beſchießen. Sonſt hat Liſſabon keine Feſtungswerke. Es wurden ihrer einige angefangen zu der Zeit, als man das Spaniſche Joch abgeſchüttelt hatte, und einen Ueberfall befürchtete; nachdem aber Friede gemacht worden war, ließ man die Arbeit liegen. Man ſieht daher nichts, als beſagte Feſtung; die übrige Stadt iſt blos mit einer

alten Mauer umgeben, worauf ſiebenzig Thürme ſtehen, die ehedem die Mauren errichtet haben. Hinter dem Schloſſe ſteht die Auguſtinerkirche: in ſelbiger bemerket man ein goldenes Kreuze, mit Edelſteinen beſetzet, das an hohen Feſttagen in Proceßion herumgetragen wird.

Liſſabon iſt unbequem, ſowohl wegen der Höhen und Tiefen, der Berge und Thäler, worauf es gelegen iſt, als wegen der unſauberen, und engen Gaſſen, die nicht leicht, als am Fronleichnamsfeſte, gereiniget werden. In ſehr vielen Häuſern giebt es keine Abtritte: die ſchwarzen Sclavinnen müſſen alle Morgen den Unflat wegſchaffen, oder ſieht man, daß ein Gewitter ſich aufzieht, ſo ſchüttet man die Töpfe zum Fenſter heraus. Dieß macht die Straßen unſicher, inſonderheit bey Nachtzeit; denn außer der Unannehmlichkeit, mit einem dergleichen Geſchenke begabet zu werden, läuft man noch Gefahr, durch den Topf, der ofmals mit dem, was darinnen iſt, herunter geworfen wird, erſchlagen zu werden. Vor einigen Tagen wurde ein Engländer, der ſpät aus dem königlichen Palaſte gegangen war, mit ſo einem Würztopfe von einer der Hofdamen der Königinn beehret.

Die Luft in Liſſabon iſt vortreflich gelinde, der Himmel helle, und ohne Wolken, und das Waſſer von ungemeiner Güte, und Geſchmacke. Die Einwohner werden daher auch ſehr alt; und die alten Leute bleiben bey Kräften, die man in andern Ländern nicht findet. Die Küche iſt hier, wegen des vortreflichen Federviehes aus Alemtejo, der ſchmackhaften Rebhüner und Haaſen aus Setubal, der fetten Schinken von Lamego, und des geſchlachteten Fleiſches aus dem Königreiche Algarbien, ziemlich gut beſtellt. Alle dieſe Provinzen ſind dieſer Producte, und Eßwaaren wegen, berühmt.

Um meinen Brief vollends voll zu machen, überſchicke ich Ihnen das Vorzüglichſte einer Unterredung, die ich dieſen Morgen mit einem Portugieſiſchen Arzte gehabt habe. Es hat zwar eigentlich keine Gemeinſchaft mit dem Vorhergehenden; ich möchte es aber aus der Acht laßen, wenn ich aufſchöbe, es Ihnen zu erzählen. Die Rede war von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften, und der Gelehrſamkeit, in dieſem Königreiche; und folgendes iſt das Weſentlichſte, was mir der Arzt davon ſagte.

„Die

„Die Univerſität zu Coimbra hat unſerer Nation unendlich viele Ehre gemacht, und faſt allen Univerſitäten in der Welt Profeſſores in der Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, und Medicin, gegeben. Wahr iſt es, ſeit langer Zeit bringt ſie keine mehr von denen Männern hervor, welche ehedem geſuchet wurden, Europa zu erleuchten. Die neuere Philoſophie hat dem Aberglauben, und der Unwiſſenheit, überall in der Welt tödtliche Stöße beygebracht; und die Profeſſores zu Coimbra befürchteten, ſie möchte ihnen auch ſchädlich werden, daher ſie ſich alle Mühe gaben, ſie entfernet zu halten. Es iſt ohngefähr dreyßig Jahr, daß einer unſerer Edelleute, Namens Mendoza, ein natürlich philoſophiſcher Kopf, nachdem er lange Zeit gereiſet war, und viele Kenntniſſe erlanget hatte, nach Liſſabon zurück kam. Allein, da dieſer Gelehrte ſich einfallen ließ, den Ariſtoteles um ſeinen Credit zu bringen, erkläreten ſich die Jeſuiten wider ihn, und gaben ſich alle Mühe, ihn als einen Menſchen, der ſeinen Verſtand verloren hätte, auszuſchreyen„.

„Das Recht, und die Medicin, ſind die beyden Wiſſenſchaften, welche die Portugieſen, wegen der einträglichen Aemter, die ihnen die

Würde

Würde eines Doctors in dieſen beyden Facultäten zu verſchaffen pflegt, am meiſten treiben; aber unter hunderten dieſer ſo genannten Doctoren finden ſich kaum zehne, welche Kenntniſſe beſitzen. Die anderen ſind unwiſſend, und Stolz dienet ihnen ſtatt Wiſſenſchaft und Verdienſt. Da ſie mehrentheils aus angeſehenen Familien ſind, ſo zieht man ſie den wahren Gelehrten vor, welche arm, und ohne Schutz, im Dunkeln bleiben. Eine ausgemachte Sache iſt es in Portugal, daß die Juden in der Rechtsgelahrheit, und Arzeneywiſſenſchaft, geſchickter ſind, als die Chriſten; da ſie aber zu keinem Richteramte gelangen können, werden ſie faſt alle, Aerzte, oder Advocaten, und in beyden Profeßionen nehmen ſie ſich ſo aus, daß auch die geſchickteſten unter den Chriſten ihnen nicht beykommen. Es haben daher die Juden, in den wichtigſten Vorfällen das meiſte Zutrauen. Sie ſäumen auch nicht, ſich zu bereichern: haben ſie nun ein gewiſſes Vermögen erlanget, ſo gehen ſie aus dem Lande, und laſſen ſich in Holland oder England nieder, um der Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu genießen. Die, welche aus Geldſucht, oder aus Liebe zum Vaterlande, in Portugal bleiben, werden zeitlich oder ſpät Schlachtopfer des Aberglaubens und Fanatiſmus„.

„Es

„Es ſind noch nicht dreyßig Jahre, ſo hätten unſere Portugieſen denjenigen geſteiniget, der verwegen genug geweſen wäre, die Bewegung der Erde zu behaupten. Vor noch weniger Zeit, wenn unſere Erzbiſchöffe Beſuche in ihrem Kirchſprengel anſtelleten, und das Volk ſich verſammelte, ſie zu empfangen, ſang es vor ihnen her ein Lied, deſſen Wiederholungsworte allezeit waren: gelobet ſey die heilige Dreyeinigkeit, die Schweſter der Jungfrau Maria„.

„Man kann meinen Landesleuten eine natürliche Gabe zur Beredſamkeit nicht abſprechen. Allein, wenn wir auch etliche gute Prediger haben, wie viel ſind ihrer, die durch den unanſtändigen und lächerlichen Vortrag, den unſere Unwiſſenheit ihnen vorſchreibt, die Kanzel verunehren? Ein Portugieſe, der dem heil. Franciſcus von Aßiſio eine Lobrede halten ſoll, iſt verbunden zu beweiſen, daß Franciſcus der größte unter allen Heiligen ſey, daß er Chriſto beykomme, ja ſo gar übertreffe. Wenn eben derſelbe Redner den andern Tag, am Feſte Johannis des Täufers, prediget, und von ſeinen Zuhörern, welche vielleicht die geſtrigen ſind, nicht will ausgepfiffen werden, muß er ſchlech-

ter-

terdings beweiſen, daß der Heilige des Feſtes allen anderen vorzuziehen ſeyn„.

„Unſere Sprache, die natürlich viele Würde hat, ſchicket ſich zu hiſtoriſchen Dingen um ſo viel beſſer, da ſie große Begebenheiten, und merkwürdige Thaten, ſehr beredt ausdrücken kann. In Liſſabon iſt eine Academie der Geſchichte durch den verſtorbenen König errichtet worden; allein ihre Mitglieder haben bisher noch nichts herausgegeben, das außer Portugal bekannt geworden ſey. Die erſten, von dem Könige ernennten Academiker, die unſere alte Geſchichte verbeſſern, und eine neue verfertigen ſollten, waren gewiß die Geſchickteſten, die Se. Majeſtät wählen konnte, um den von Ihr der Academie gegebenen Wahlſpruch zu erfüllen: reſtituet omnia, (ſie wird alles wieder herſtellen;) aber, wie war es möglich, dieſen Endzweck zu erreichen? Sie getraueten ſich nicht, den academiſchen Inquiſitoren in das Geſicht zu widerſprechen; und da ſie noch weniger Willens waren, die Wahrheit ihnen aufzuopfern, blieb die Verfertigung einer allgemeinen Reichsgeſchichte liegen, und ſie wird vielleicht niemals das Tageslicht ſehen„.

„Das

„Das in der gelehrten Welt ſo bekannte epiſche Gedicht des Camoens beweiſet die Würde unſerer Sprache, und ihre Fähigkeit zur Dichtkunſt, wenn ſie unter geſchickte Hände kommt. Die Portugieſen ſind natürlicher Weiſe Dichter, und um ihren poetiſchen Geiſt zu beſchäftigen, können ſie nicht ohne Privatacademien bleiben. Man erinnert ſich noch der Namen der von verſchiedenen Perſonen in Liſſabon geſtifteten Academien, der Singulares, Generoſos, Anonymos, Inſtantaneos, Applicados, Eſtudioſos, und hundert anderer, welche alle eingegangen ſind, ohne daß das Publicum den geringſten Nutzen davon gehabt hat. Ihre Mitglieder beſchäftigten ſich blos, einander zu loben, oder in Satyren zu zerreißen„.

„Unerachtet der natürlichen Neigung der Portugieſen zur Dichtkunſt, haben ſie doch faſt gar keine Stücken für die Schaubühne: man führet daher auch nicht leicht andere, als aus dem Spaniſchen überſetzte, auf. Die einzigen dramatiſchen Dichter, die wir haben, und die wir hoch ſchätzen, ſind Mello, Gomez, Mattos, Fragoſa, und Cordeyro. Die Schaubühne hat lange Zeit bey uns, ohne

Auf-

Aufmunterung darnieder gelegen; und nur erſt auf Befehl des itztregirenden Königes iſt eine Oper in Liſſabon errichtet worden. Man verſichert, daß unſer Opernhaus, in der Regelmäſigkeit, und Pracht, keinem der ſchönſten von Europa weiche; allein es fehlet uns an guten Stücken. Es iſt dieſes das Gegentheil, hat man mir geſagt, von euch Herren Franzoſen, die ihr herrliche Stücken und kein Theater habt. Das unſerige wird von jedermann als eines der gröſten, und ſchönſten, in ſeiner Art, gehalten: es wird aber ſo ſelten darauf geſpielet, daß, wenn man die Anzahl der Vorſtellungen mit dem, was es gekoſtet hat, vergleicht, bis hierher keine Oper aufgeführet worden iſt, die nicht auf eine Million gekommen ſey. Einer unſerer Dichter, der Ihre Sprache verſteht, und in der unſerigen ziemlich gut ſchreibt, hatte unternommen, eine Ihrer **Tragödien**, deren Innhalt aus unſerer Geſchichte genommen iſt, ſpielen zu laſſen. Er überſetzte **Ines**, änderte die ganze Einrichtung, und ſtellete die Begebenheiten, der Wahrheit gemäß, ſo vor, wie ſie in unſeren Portugieſiſchen Jahrbüchern aufbehalten ſind. Das traurige Ende der **Agnes**, (Ines) von **Caſtro**, iſt eine der einnehmendeſten Begebenheiten der Portugieſiſchen

ſchen Geſchichte. Da Sie dieſe unglückliche Geliebte werden öfters auf Ihrer Schaubühne haben vorſtellen geſehen, dürfte es Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, ihre Geſchichte zu wiſſen; wäre es auch nur, um anzumerken, wo der Franzöſiſche Verfaſſer in ſeinem Trauerſpiele von der Wahrheit abgegangen iſt„.

„Der Infant von Portugal, **Don Pedro**, verliebte ſich, nach dem Tode ſeiner Gemahlinn Conſtantia, in die **Agnes**, die Tochter eines vornehmen Caſtilianiſchen Herrn. Er heurathete ſie in geheim, und hatte verſchiedene Kinder von ihr. Die Großen in Portugal, neidiſch über das Anſehen der Verwandten der Agnes bey Hofe, ſtelleten dem Könige Alphonſus, dem Vater des Don Pedro, vor, wie zu befürchten ſtünde, daß dieſe neue Gemahlinn trachten möchte, ihren Kindern, zum Nachtheile derer von der Conſtantia, auf den Thron zu helfen. Auf dieſe Nachricht läßt Alphonſus den Infant vor ſich kommen, um von ihm ſelbſt zu hören, ob es wahr ſey, wie man es verſichere, daß er ſich verheurathet habe. Der Infant behauptet ſtandhaft, Agnes ſey nur ſeine Maitreſſe. Der König dringt in ihm, ſie zu verlaſſen, und ſich wieder zu verheura-

then. Don Pedro führt allerhand Entſchuldigungen an. Alphonſus will den ihm gegebenen Rath befolgen, und Agnes umbringen laſſen. Sie wird davon benachrichtiget, und hoffet, die Stimme ihrer Kinder, des Königes Enkel, ſollen ihn bewegen. Sie nimmt ſie mit ſich, wirft ſich zu des Königes Füßen, vergießt Thränen, und bittet um Mitleiden für ſich, und die unglücklichen Früchte ihrer ehelichen Liebe. Der König wird gerühret; aber die Hofleute reden ihm zu, und bringen den ſchwachen Monarchen dahin, daß er das traurige Urthel ſpricht. Sie ſelbſt nehmen die Hinrichtung auf ſich, und erſtechen die in ein Kloſter geflüchtete Agnes, mit Dolchen„.

„Don Pedro erwartete den Tod ſeines Vaters Alphonſus, der wenige Jahre nachher erfolgte, um ſich an den ſchändlichen Mördern ſeiner geliebten Agnes zu rächen. Dem Peter Coello ließ er das Herz, von vorne, aus der Bruſt reißen, und dem Alvar Gonſalvez, von hinten, unter den Schultern. Don Pedro war bey dieſer grauſamen Hinrichtung ſelbſt gegenwärtig; und aus Zorne, zu ſehen, daß die heftigen Martern ihnen nicht den geringſten Seufzer erpreſſeten, nahm er eine Peitſche, und ſchlug

ſchlug den Coello damit in das Geſicht. Coello ſah den König mit ergrimmten Augen an, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe; Don Pedro aber, aus Rache verblendet, ſagte, zu einem der Hofbedienten: holet zu dieſem abgezogenen Kaninchen, Eßig und Knoblauch.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 20. März, 1754.

Der 188 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Bisher, Madame, habe ich von nichts geredet, als von den Gaſſen, Häuſern, Paläſten, Plätzen, Kirchen und Klöſtern in Liſſabon: nun muß ich auch ein Wort von den Geſetzen, Sitten, und Gebräuchen der Einwohner, ſagen.

Nach dem zu ſchlüßen, was ich von den Einwohnern, die wenige Zeit über, da ich ſie kenne, geſehen habe, halte ich ſie für eiferſüchtig, rachgierig, falſch, eitel, ſpöttiſch, und inſonderheit, ohne Urſache von ſich eingenommen; denn ſie haben, wenn man die vornehmen

Leute ausnimmt, höchſt eingeſchränkte Kennt=niſſe, und eine ſehr mäſige Erziehung. Kaum können ſie leſen; und ihre ganze Erfahrung er=ſtreckt ſich auf etliche Reiſen, die ſie nach Bra=ſilien, Africa, und Oſtindien thun, woher ſie noch ſchlechtere Sitten mitbringen, als ſie ſie in ihrem eigenem Lande haben. Doch werden dieſe Fehler aber durch einige gute Eigenſchaf=ten erſetzet. Sie haben nebſt einer großen Leb=haftigkeit, und Einſicht, eine ungemeine Liebe zu ihrem Könige: auch ihren Gebräuchen ſchei=nen ſie ſo ergeben zu ſeyn, daß alles, was fremde iſt, ihnen mißfällt, und ſie ſtöret. Sie ſind treu, verſchwiegen, großmüthige Freun=de, mäſig, gutthätig, eifrig in Ausübung ih=rer Religionsgebräuche, aber mehr abergläu=big, als fromm. Alles iſt bey ihnen überna=türlich, und ein Wunderwerk: wenn man ihnen glaubt, ſo erkläret ſich der Himmel für ſie alle=zeit auf eine ganz beſondere Art. Sie lieben, ſich koſtbar zu kleiden, vornehmlich die Weiber, die theils auf Franzöſiſch, theils wie Amazo=nen, theils auf vielerley andere, koſtbare, und galante Art, angezogen ſind. Die Güte des Clima, und die Annehmlichkeit der Lebensart, machen die Portugieſen faul. Sie arbeiten wenig, und begnügen ſich mit einem mäſigen

Aus=

Auskommen. Dieſem würde ich dem unverſöhnlichen Haß, und die große Verachtung, die ſie wider die Spanier haben, als den letzten Zug ihres Characters hinzuſetzen, wenn dieſe Leidenſchaft durch die doppelte Verbindung, welche beyde Mächte ſeit ohngefähr einem halben Jahrhunderte vereiniget, heutiges Tages nicht in etwas verringert würde.

Es giebt wenige Nationen, welche die Handlung weiter getrieben, und mit mehrerer Ehre behauptet haben, als die Portugieſen. Nachdem ſie unter die Hoheit des Königes von Spanien gekommen waren, fanden ſie an den Holländern mächtige Feinde, welche ſich bemüheten, das Caſtilianiſche Joch zu eben der Zeit abzuſchütteln, als es Portugal zu tragen anfieng. Sie haben geſehen, wie ihnen Braſilien weggenommen worden iſt; wie ſie ihre Eroberungen in Oſtindien verloren haben; und wie ſie nach einer vieljährigen Knechtſchaft wieder zu ihren vorigen Rechten gekommen ſind. Aber der tödtliche Stoß war ihrer Handlung beygebracht; und ob ſie gleich ihren Antheil von America wieder bekommen haben, ſo hat ſich doch ihre Oſtindiſche Handlung niemals wieder recht gehoben. Selbſt die heutiges Ta-

ges in Liſſabon vordauernde Handlung, iſt mittelmäſig, in Vergleichung des ehemaligen unermeßlichen Handels dieſer Hauptſtadt, als alle Reichthümer aus Perſien, Arabien, aus des Mogols Staaten, von den Indianiſchen Küſten, aus China, und Japan, in Goa zuſammenkamen, und auf zahlreichen Flotten, nach Liſſabon gebracht wurden, um hernach unter alle Europäiſche Nationen vertheilet zu werden. Die Handlung, ſo wie ſie gegenwärtig iſt, geſchieht, wie ich ſchon geſagt habe, faſt ganz und gar durch Fremde: man ſieht bey ihnen Franzöſiſche, Catholiſche, und Proteſtantiſche Kaufleute, und verſchiedene Engliſche, und Holländiſche Häuſer. Die Catholicken ſtehen unter dem Schutze von Frankreich; die Calviniſten, unter dem von Holland, und Engelland.

Die Gewalt des Souverains iſt in Portugal unumſchränkt. Der König bedient ſich der Inquiſition als des ſicherſten Mittels zu Erreichung ſeiner politiſchen Abſichten. Dieſes Tribunal thut nichts ohne Genehmhaltung des Monarchen. Seine ganze Macht ſchränkt ſich ein, auf Unterdrückung der Got-Gotteslaſterung, der Vielweiberey, des Laſters wider die Natur, inſonderheit aber die Juden

zu plagen, um viel Geld von ihnen zu ziehen. Der verſtorbene König, Johannes V. hat der ehemaligen großen Gewalt der Inquiſition Schranken geſetzet; und dieſe Veränderung iſt nicht eine der geringſten glorwürdigen Thaten ſeiner Regirung. Das Andenken dieſes Fürſten iſt in den Herzen des Volkes noch tief eingegraben; und das was man von ſeiner Regirung erzählt, wird Ihnen einigermaaſen einen Begrif geben, wie es noch itzt an dem Hofe zu Liſſabon eingerichtet iſt.

Dieſer Monarch hatte ſeine Gewalt einem Miniſter anvertrauet, der unter dem Titel eines Staats-Secretairs alle Tage öffentlich Audienz gab. Die Vornehmen waren in denen zwey Zimmern, die vor ſeinem Cabinete lagen; und hier konnten ſie ſo lange mit ihm reden, als es ihre Angelegenheiten erforderten. Man öfnete hernach die Thüre, die nach dem Palaſte gieng, in welchem alle Zugänge voller Leute waren. Einige hielten den Miniſter bey ſeinem Mantel zurück, andere beym Aermel, andere bey ſeinem langen Portugieſiſchen Degen. Allen antwortete er auf eine verbindliche Weiſe. Perſonen vom Stande, die er auf ſeinem Wege antraf, kam er

mit Höflichkeit zuvor; und auf allen Seiten angehalten, und gezupfet, begab er ſich endlich zu dem Könige. Dieſer ſauere Gang dauerte zuweilen eine ganze Stunde; und der Miniſter kam nicht zu Athem, als bis er in das Zimmer der Hofcavaliere trat. An dieſem Orte erwartete ihn der Adel, wenn mit ihm zu reden hatte, ſtehend; denn in den königlichen Zimmern ſind weder Stühle, Seßel, noch andere Arten von Sitzen. Niemand kann ſich daſelbſt ſetzen, nicht einmal der Staatsſecretair, der in Gegenwart ſeines Herrn kniend ſchrieb.

Wenn des Miniſters Verrichtungen geendiget waren, gieng er unter eben dieſer Begleitung wieder nach Hauſe, und ſagte einem jeden, was der König ſeinerwegen entſchieden hatte. Zu einigen redete er laut, mit anderen in geheim; und weil es unmöglich war, daß er alle Welt befriedigen konnte, geſchah es zuweilen, daß hitzige und auffahriſche Leute, inſonderheit aber die mißvergnügten Weiber, ihn mit ſchimpflichen Reden überhäuften. Es gab ihrer ſo gar, die ſo wüthend waren, daß ſie ihm umzubringen droheten. Er antwortete ihnen alsdenn mit lächelnder Mine: „laßt euch ſolches nicht einfallen, der König

ließ

ließ euch hängen; und überdieß büßtet ihr einen Mann ein, der nichts ſuchet, als euch zu dienen, in ſo ferne es in ſeiner Gewalt ſteht„. Eben dieſe Leute, von Reue durchdrungen, wurfen ſich alsdenn zu ſeinen Füßen: er umarmte ſie, wie ſeine Kinder, und erhielt vom Könige einen Theil ihrer Bitten.

Der **Monarch** ſelbſt gab die Woche dreymal **Audienz**; Sonnabends dem Adel, der alsdenn mit Sr. Majeſtät ſtehend zu reden die Ehre hatte, und die andern Tage wurde jedermann ohne Unterſchied vorgelaſſen. Jeder Privatperſon war erlaubt, ſich dem Throne zu nahen, ihre Bittſchrift dem Souveraine ſelbſt einzuhändigen, und ihn mit ihren Angelegenheiten zu unterhalten. Die Audienz fieng ſich allemal mit den Mannsperſonen an, und die Weibsperſonen kamen zuletzt. Der Fürſt ſaß unter einem Thronhimmel, hatte einen Tiſch neben ſich, worauf ein Korb voller Goldſtücken ſtund, und Se. Majeſtät beſchenkte diejenigen, die es bedürftig waren. Der Thürſteher ließ allemal von den haußen ſtehenden zehn und zehn in das Zimmer; und wollte der König ſeine Befehle gleich vollbracht haben, rufte er einen von den Großen des Königreichs,

dem er den Auftrag gab. Gemeiniglich that er ſolches, wenn es eine Beſtrafung derer Männer betraf, über welche die Weiber ſich beklagten; oder wenn die Frage war, ungehorſame Kinder zu züchtigen, oder um einer Entführung zuvor zu kommen. Dieſe Audienzen machten die böſen Männer, die undankbaren Kinder, die verwegenen Liebhaber, die verliebten Mägdgen, und alle, derer Aufführung ſtrafbar war, zittern. Die Miniſter ſelbſt hatten Furcht: denn der König wußte alles, was in ſeinem Reiche vorgieng, weil ein jeder die Freyheit hatte, es ihm zu hinterbringen; und auf ſolche Art erhielt er jedermann in den Schranken.

Die dem Monarchen überreichte Bittſchriften wurden in einen ſammtenen, oder corduanen Sack gethan, und nicht eher herausgenommen, als bis es Sr. Majeſtät gefiel, die Unterſuchung davon anzuſtellen. Betraf es eine geheime Angelegenheit, ſo ſteckte der König das Schreiben in ſeine Taſche, und las es alleine, und ließ ſeinen Willen der Perſon, der es angieng, hernach zu wiſſen thun.

Wenn die Portugieſiſchen Damen zur Audienz giengen, hatten ſie gewiſſe Arten

von Mänteln, oder Domino um, welche ſo gemacht waren, daß man ſie nicht erkennen konnte. Waren ſie aber zu des Königes Füßen, und ſo zu ſagen, zwiſchen ſeinen Knieen, ſo deckten ſie ſich auf, und ließen ihre Schönheit ſehen, wobey der galante Monarch nicht unempfindlich zu ſeyn ſchien; doch behielt er ſeine majeſtätiſche Ernſthaftigkeit, begleitete ſie aber mit einer gnädigen Mine, die der bittenden Dame Muth einflößte. Die Fremden kamen vielmals aus bloſer Begierde, ihn in der Nähe zu ſehen, zu dieſen Audienzen, wo man alsdenn fußfällig mit ihm redete; und obgleich die meiſten ihm nichts wichtiges, oder beſonderes, zu ſagen hatten, wurden ſie dennoch gnädig aufgenommen.

Man ſagt, ich ſtehe aber nicht für die Wahrheit der Sache, daß wenn ein Portugieſiſcher Herr eine Gewaltthätigkeit ausgeübet hatte, dergleichen bey dem Adel, vor der Regirung dieſes Fürſten, ſehr gebräuchlich waren, Se. Majeſtät ihn in ihr Zimmer rufen ließen, und befohlen, daß ihm Prügel gegeben wurden. Dieſe unter den Mauren übliche Strafe diente dem Schuldigen zur Warnung, daß wenn er ſich wieder vergienge, er in eine Feſtung auf den Küſten von Mozambique, oder Guinea,

nach

nach Oſtindien, oder Braſilien, ſollte verwieſen werden. Dieſe Herren mußten alsdenn daſelbſt als gemeine Soldaten dienen; und dieß war das einzige Mittel, welches der König anzuwenden für nöthig fand, um die Kühnheit ſeines Adels zu unterdrücken. Einige von ihnen nahmen die Waaren der Kaufleute mit Gewalt, und bezahlten ſie mit Stockſchlägen, oder gar mit dem Dolche; andere raubten den Kaufleuten ihre Töchter, und Weiber, ohne auf Ehrbarkeit, oder daß ſie verehliget waren, zu ſehen. Heutiges Tages, da dieſe Mißbräuche abgeſchaffet ſind, da ein Gläubiger ſeine Schulden einfordern kann, ohne Ermordung, oder übele Begegnung, zu befürchten, ſind die Töchter in mehrerer Sicherheit, und die Männer ruhiger.

Dieſer Fürſt, der auf ſolche Art ſich bey den Großen in Reſpect zu ſetzen wußte, wurde zu gleicher Zeit von ſeinem Volke geliebet, und angebetet. Er ſagte, wenn er von den erſteren redete: „mein Großvater fürchtete ſie; mein Vater liebte ſie; ich aber liebe, und fürchte ſie nicht„. Vor ſeiner Gelanguug auf den Thron, war die Policey in Liſſabon ſo ſchlecht beſtellet, daß man des Nachts auf den Gaſ-

ſen

ſen ſeines Lebens nicht ſicher war: itzt geht man mit mehrerer Sicherheit. Höchſtens iſt man der Unbequemlichkeit ausgeſetzet, ſeinen Hut einzubüßen, den der Spitzbube des andern Tages ungeſcheut auf öffentlichem Markte verkaufet, ohne ſich die Mühe zu geben, verborgen zu bleiben.

Nachdem ich erfahren hatte, daß man Anſtalten machte, dem Volke die Beluſtigung einer Auto=de=Fé zu geben, begab ich mich auch dahin, um einer Feyerlichkeit beyzuwohnen, welche die Portugieſen mit ſo vielem Vergnügen ſehen. An dieſem Tage ſteht den Weibern, ſo wie am Fronleichnamsfeſte, frey, ſich in ihrem ſchönſten Putze an den Fenſtern ſehen zu laſſen. Ich hatte die Erlaubniß erhalten, in den Palaſt des heil. Tribunals hineinzu gehen, wo ich vieles geſehen habe, daß die irrigen Meinungen der Fremden, in Anſehung der gegenwärtigen Verfaſſung dieſes höchſten Gerichtes, verbeſſern kann.

Sobald der König angekommen war, gieng der Zug nach der Kirche des heil. Dominicus, wo der Proceß der Verbrecher abgeleſen wurde. Ich bewunderte die Gütigkeit dieſes Fürſten, der ſelbſt den Schuldigen zuredete, und

ſie

ſie zur Reue ermahnete. Unter dieſen Unglück=lichen befand ſich ein Prieſter aus Braſilien, der die Jüdiſche Lehre angenommen, und, den Reichsgeſetzen zuwider, ſich hatte beſchneiden laſ=ſen. Der König drang in ihn, ſich zu bekeh=ren, und, durch ſeine Rückkehr zu dem Chri=ſtenthume, der Strafe des Feuers zu entgehen. Er bediente ſich der rührendeſten Ausdrücke, die Hartnäckigkeit dieſes abgefallenen Prieſters zu erweichen; er verſicherte ihn ſeines Schu=tzes, er verſprach ihm ein jährliches Gnaden=geld, wenn er in ſich gehen, ſeine erſte Reli=gion wieder annehmen, und in den Schoos der Kirche zurücktreten wollte. Alle Anweſende wur=den über die Gütigkeit des Monarchen für dieſen Elenden gerühret, der ſich aber lieber wollte verbrennen laſſen, als ſeinem Verbrechen entſa=gen. Unerachtet er über ſechzig Jahre alt war, zeigte er weder Furcht noch Schwäche, und ſagte kein Wort zu den Vorſtellungen der Mönche, die ihm zuſchrien, ſich zu bekehren. Ehe er verbrennt wurde, riß man ihm die Haut von denen Fingern, mit welchen er die Hoſtie berühret hatte. Er erlitt dieſe Marter, und das Feuer, ohne etwas weiter zu ſagen, als daß es ſchändlich ſey, auf dieſe Art mit ei=nem Menſchen zu verfahren, der das Daſeyn

eines

eines einigen Gottes behauptete. Es ſchien anfänglich, als wollte er die Flammen mit ſeinem Schnupftuche abweiſen; als aber das Schnupftuch in Brand gerieth, verlor dieſer Unglückſelige gar bald alle Kenntniß, und wurde in Aſche verwandelt. Die Juden rühmten dieſe Standhaftigkeit zu ihrem Vortheile; und die Catholiſchen Prieſter ſchienen dabey ganz demüthig.

Der König ſprach noch anderen Verbrechern, in eben ſo leutſeligen und gelinden Ausdrücken, zu: ſie erkenneten ihre Fehler, baten bey Sr. Majeſtät um Gnade, und erhielten ſie. Die Juden bekennen ſich gemeiniglich nicht eher ſchuldig, als wenn ſie in der Kirche des heil. Dominicus, bey Leſung des Proceſſes, ſehen, daß ihre Weiber und Kinder unter der Zahl derjenigen ſind, welche bekennt haben, daß ſie nach jüdiſcher Art leben. Da ſie den verbotenen Ceremonien mit ihnen zugleich beygewohnt haben, zweifeln ſie nicht, man habe hinlängliche Beweiſe, ſie zu überführen; und alsdenn bitten ſie bey dem heil. Tribunale öffentlich um Gnade.

An dieſem Tage ſind die Gaſſen mit Soldaten beſetzet, theils wegen der öffentlichen Sicherheit,

cherheit, theils allen Unordnungen vorzubeugen, welche die in der Stadt verſteckten Juden veranlaſſen könnten. Inſonderheit haben ſich die Fremden in Acht zu nehmen, um kein Wort laufen zu laſſen, das dem Aberglauben der Portugieſen ärgerlich ſeyn könnte. Sie müſſen wohl zuſehen, wie weit ſie ſich auf die Leute, mit denen ſie zu thun haben, verlaſſen können; denn das Volk in Liſſabon, wenn es die großen Anſtalten machen ſieht, iſt für den Ruhm der Inquiſition eben ſo ſehr eingenommen, als es in alten Zeiten die Bachantinnen für die Ehre ihres Gottes waren. Ein Engländer, oder Holländer, der ſich unterſtünde, durch das Gedränge zu gehen, würde von dem Pöbel mit Schimpfreden überhäufet werden. „Seht dieſen Ketzer, würde man ſagen, dieſen Ungläubigen! er verdiente ebenfalls, daß man ihm die unglückliche Kutte umhienge„. Der Pöbel verwünſcht hernach tauſendmal die Elenden, die man verbrennen will; und ſieht er, daß einer von den Zuſchauern Mitleiden zu haben ſcheint, ſagt er zu ihm: „vermuthlich iſt es euer Bruder, euer Freund, den ihr beklagt, und den man itzt auf den Richtplatz führet„. Wenn er endlich ſieht, daß die Verbrecher ihren Geiſt aufgeben, ſchreyt er in größtem Eifer

ſer mit gefalteten Händen, und gen Himmel gerichteten Augen: „Gott! welche große Gnade! gelobet ſey ewig die Gütigkeit des heil. Tribunals„! Um ſich nicht den Beſchimpfungen dieſes lüderlichen Geſindels auszuſetzen, thut man wohl, ſich alleine in ein Fenſter zu ſtellen, und das gedruckte Blatt in der Hand zu haben, worauf die Namen, die Verbrechen, das Urthel, und die Todesſtrafe derer ſtehen, die man hinrichten will. Wenn man ſich mit dieſem Durchleſen beſchäftiget, hat man nichts zu befürchten, durch unnöthige, oder verfängliche Fragen, ſich Ungelegenheit zuzuziehen.

Unerachtet die **Ausübung** der **Jüdiſchen Religion** eines derer Verbrechen iſt, welche die Inquiſition mit der größten Schärfe beſtrafet, denn die Landesgeſetze verbieten ſie ſchlechterdings, ſo giebt es dennoch viele Juden in Portugal: ſie halten ſich aber verſteckt, und geben ſich nur durch verabredete Zeichen einander zu erkennen, ſo wie bey uns die Freymäuerer.

Wenn man ſagt, die **Inquiſition** bemächtige ſich der **Güter** derjenigen, die das Unglück haben, in ihre Hände zu gerathen, ſo bedarf ſolches einige Erläuterung; und man

muß es folgendergeſtalt verſtehen. Die Verbrechen, worüber dieſes Tribunal erkennet, ſind zu gleicher Zeit eine Uebertretung der Grundgeſetze des Staates; und die ſich ſchuldig gemachten Perſonen haben die Einziehung ihrer Güter verwirket, ſo wie in Frankreich, wenn man zu einer Todesſtrafe verurtheilet wird. Die eingezogenen Güter gehören dem Könige; die Inquiſition aber bezahlet von dieſem Gelde den Unterhalt der vielmals zahlreichen Gefangenen, für welche ſie die größte Sorge trägt. Das übrige kommt in des Königes Caſſe; Se. Majeſtät müßten denn ihre Miniſter, Lieblinge, oder Hofleute, damit begnadigen wollen.

Die Luſtbarkeiten bey einer Auto-de-Fé, die Proceßionen am Fronleichnamsfeſte, und die Maſcaraden in der Faſten, dienen hier ſtatt des Carnavals: man kennt in Liſſabon kein anders. Die Weiber haben in der Charwoche die Erlaubniß, die Nacht in langen ſchwarzen Mänteln herumzulaufen, da denn ihre Liebhaber, eben ſo gekleidet, ſich in dem Gedränge zu ihnen geſellen, und den Männern die größte Unruhe verurſachen. Vergebens laßen dieſe ihre Weiber durch ſchwarze Sclavinnen begleiten,

gleiten, welche auf ſie Achtung geben ſollen: die Treue dieſer Leute hält nicht die Probe wider die Beſtechungen aus; ſie ſind die erſten, die ſich ihren Gebieterinnen anbieten, ihnen zu ihren Liebeshändeln behülflich zu ſeyn, und die Zuſammenkünfte in den Häuſern ihrer Liebhaber zu erleichtern.

Der **Umgang** mit dem **Frauenzimmer** iſt in Portugal eben ſo gezwungen, als ſchwer. Man glaubt, eine Mannsperſon könne bey keinem Frauenzimmer alleine ſeyn, ohne ihr Anmuthungen zu thun. Um den Zutritt in ihren Geſellſchaften zu erlangen, muß man ſich ſtellen, als ſey man aller Galanterie Feind, und eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen ſie beobachten; man muß ſich wegen dieſes kützlichen Punctes ſchon in guten Ruf geſetzet haben: ſcheint man nun, ſie weder zu lieben, noch zu ſuchen, ſo kann man mit ihnen näher bekannt werden. Es iſt wahr, man bezahlt die Neugierde ſie zu ſehen, wegen des dabey in Acht zu nehmen den lächerlichen Ceremoniels, theuer. Erlanget man auch die Erlaubniß, in ihr Zimmer zu treten, ſo findet man ſie auf der Erde auf einer Decke ſitzend, und die Mannsperſonen, die mit ihnen reden wol-

len, bleiben funfzehn Schritte weit entfernet. Die Mönche alleine ſind berechtiget, ſich ihnen zur Seite auf Stühle zu ſetzen, unterdeſſen daß ein anderer ehrlicher Mann, weltlichen Standes, von weiten ſtehen muß. Oftmals ſchleicht ſich ein Mönch, unter dem Vorwande eines Beichtvaters, in dem Hauſe ſeiner Confitentinn ein, und verſchließt ſich, mit Genehmhaltung des Mannes, mit ihr, um, ſeinem Vorgeben nach, eher bey der Hand zu ſeyn, im Falle es nöthig wäre, ihr die geiſtlichen Hülfsmittel zu reichen.

Wie ſoll man nun dieſes allzu große **Zutrauen** zu den **Mönchen**, mit dem, was von ihrer **Unkeuſchheit** geſaget wird, vergleichen. So bald ſie zum Vortheile ihres Kloſters ihre tägliche Koſt hingeben, ſo iſt ihnen, ſagt man, erlaubt, aus dem Kloſter wegzubleiben, ihren Liebeshändeln nachzugehen, ja ohne weitere Umſtände die Nacht in lüderlichen Häuſern zuzubringen. Man erzählet, daß Don Pedro, der Vorgänger des verſtorbenen Königs, als er einsmals in ein dergleichen berüchtigtes Haus gegangen war, einen Ordensgeiſtlichen der überall als ein Heiliger angeſehen wurde, unter einem Haufen nackender ſchwarzer Mägdgen

gen angetroffen hatte. Der Monarch, erzürnt, einen Mann von ſeinem Rufe und Stande, in ſolcher Geſellſchaft zu ſehen, ließ ihm Naſe und Ohren abſchneiden, und ſchickte ihn in ſein Kloſter zurück. Des andern Tages begab ſich der Fürſt ſelbſt in das Kloſter, wo alle Mönche, in Reihen geſtellet, Se. Majeſtät, der Gewohnwohnheit nach, empfiengen. Der König, der den vermeynten Heiligen nicht ſah, erkundigte ſich nach ihm bey dem Superior, redete von ſeinen Verdienſten und Tugenden, und bezeugte großes Verlangen, ihn zu ſehen. Der Superior ſuchte allerhand Urſachen hervor, die Abweſenheit ſeines Mönchs zu entſchuldigen. Der König aber beſtund darauf; und man mußte gehorchen. Der Mönch erſchien ganz verſtümmelt, und der Fürſt, heimlich erfreuet, ihn ſo beſchämt zu ſehen, gab ihm in Gegenwart der ganzen geiſtlichen Geſellſchaft, welche kniend zuhörete, einen harten Verweis.

Nebſt der Feyerlichkeit eines Auto-de-Fé, von welcher die Portugieſen ſo große Liebhaber ſind, iſt ihr vornehmſtes Vergnügen das Stiergefechte. Es ſind wenige Städte im Königreiche, die nicht einen beſondern Platz zu dieſem Schauſpiele hätten; und alle Leute, bis

auf die Bauern in den Dörfern, ergötzen ſich damit.

Wenn der Hof einen Tag, zu Begehung dieſes Feſtes in Liſſabon, angeſetzet hat, wird er unter Trompeten- und Paucken-Schall kund gemacht; und, von dieſem Augenblicke an, herrſchet ein allgemeines Frohlocken durch die ganze Stadt. Auf allen Seiten höret man muſicaliſche Concerte; und dieſe Tage ſind der Fröhlichkeit ſo uneingeſchränkt gewidmet, daß man ſich allen möglichen Thorheiten überläßt: man treibt ſie ſo weit, daß man einander ſogar die gröbſten Schimpfreden ſaget, welche bey aller anderer Gelegenheit mit dem Dolche geahndet werden würden.

Den Abend vor dieſem erwünſchten Tage geht alle Welt auf den königlichen Platz ſpatziren, um die Anſtalten zum Stiergefechte mit anzuſehen. Die vorderſte Seite des Palaſtes iſt mit einem Amphitheater eingefaſſet, worauf Balcone erbauet ſind, welche auf die Fenſter ſtoßen, durch die man aus den Zimmern heraustritt. Der Balcon des Königes, unter einem prächtigen Thronhimmel, nimmt die Mitten ein; und diejenigen welche

Se.

Se. Majeſtät ernennet, bey Ihnen zu ſeyn, haben ihre Plätze an dieſen Fenſtern. Die übrigen Plätze des Amphitheaters werden ſehr theuer vermiethet; das daraus gelöſete Geld aber wird zu Beſtreitung der Unkoſten des Feſtes angewendet. Die galanten Herren in Liſſabon thun an ſelbigem Tage ihr Aeußerſtes, mit ihren Maitreſſen zu prangen, und ſie mit Erfriſchungen daſelbſt zu bewirthen: derjenige, welcher zu Hauſe weder Brod noch Geld hat, verſetzt alles, um ſich ſeiner Geliebten bey dieſer Gelegenheit gefällig zu zeigen.

Außer dieſen erſten Plätzen, ſieht man unendlich viele Leute in den herumgelegenen Häuſern, und auf den in den benachbarten Gaſſen erbaueten Gerüſten. Die verſchiedenen Reihen Logen, womit der ganze Platz umgeben iſt, ſind mit koſtbaren ſeidenen Stoffen ausgeſchlagen, und werden von allem was groß und vornehm in Portugal iſt, eingenommen. Zur rechten der königlichen Loge ſind die Räthe der verſchiedenen Collegien: man erkennet ihre Plätze, an ihren Wappen, die auf ſeidene Decken in Golde geſticket ſind. Zur linken ſieht man den Stadtrath, und alle Magiſtratsperſonen, jedes nach ſeinem Range und Würde.

Dem Könige gegen über ſtehen die Geſandten. Die übrigen Logen werden an Privatperſonen außerordentlich theuer vermiethet. Der Anblick ſo vieler verſammelter Menſchen, inſonderheit aber der Damen, in ihrem ſchönſten Schmucke, iſt ungemein auffallend. Da die Damen Blumen, und goldene Verzierungen ſehr lieben, und alle in Haaren aufgeſetzet ſind, kann man ſich nichts galanters, und prächtigers, vorſtellen. Sie erſcheinen ohne Mantel, mit Juwelen überhäufet, und vergeſſen nichts, was den Glanz ihrer Schönheit, und Anzugs, erhöhen kann.

Sobald der König ſich in ſeiner Loge zeiget, nimmt das Feſt ſeinen Anfang, und die Trabanten begeben ſich auf den Platz, das Volk zu vertreiben, und auf die Gerüſte zu verweiſen. Sie ſtellen ſich hernach in einer Reihe unter die Loge des Königes; und man ſieht zwey Compagnien junge Leute, in rothen Taft gekleidet, erſcheinen, welche Gefäße mit Waſſer tragen, womit ſie den Kampfplatz beſprengen. Nach ihnen kommen die Gerichtsbedienten, mit ihren Alguaſils, um aller Unordnung vorzubeugen. Dieſe ſtellen ſich enge an einander geſchloſſen; denn da ſie weder Gerüſte,

rüſte, noch Geländere, neben ſich haben, dürfen ſie, wenn ein Stier auf ſie zukommt, nicht weichen: ihre ganze Zuflucht beſteht in der Spitze ihrer Hallebarden, die ſie dem wütenden Thiere entgegen halten; und töden ſie es, ſo überläßt man es ihnen, als einen Vortheil.

Die **Torreadores**, das heißt, die Ritter die mit den Stieren fechten ſollen, kommen zuletzt, unter Kriegsmuſik, und haben ihre Livree-Bedienten bey ſich, die ihnen die Lanzen tragen. Dieſe Bediente verlaſſen ihren Herrn niemals; ſie ſtehen ihm zur Seite, und ſind ſein vornehmſter Schutz. Der Anfang geſchieht durch Begrüßung des Königes, und der ganzen Verſammelung: man fragt um die Erlaubniß zu fechten; und wenn ſie verwilliget iſt, macht jeder Ritter den Damen von ſeiner Bekanntſchaft einen galanten Reverenz. Man muß von Adel ſeyn, um das Recht zu haben, zu Pferde zu fechten: ſelten wird dieſe Ehre einem Bürgerlichen zugeſtanden.

Zuweilen wird der Anfang des Feſtes mit einer **Maſkerade** von Rieſenförmigen Figuren gemacht, die man mitten auf dem Platze unanſtändig tanzen läßt. Dieſen folgen Könige der Schwarzen, derer zahlreiches Gefolge

an Manns= und Weibsperſonen, ebenfalls un=züchtige und lächerliche Sprünge macht. Hier=auf ſetzt man Figuren von Kindern auf, die, wenn man ſie umſtößt, ſich ſelbſt wieder auf=richten. Auf ſelbige läßt man einen wilden Stier los, der noch wütender wird, wenn er ſieht, daß die, welche er zu Boden geworfen hat, wieder aufſtehen.

Nach dieſem Auftritte folgen hingeſtellte, und wie auf einem Blumenbeete vertheilte Py=ramiden, auf welche das Thier mit eben ſol=cher Wuth los geht. Sie ſtecken voller Vö=gel, Haaſen, Katzen, Kaninchen, die nicht wiſſen, wo ſie hinlaufen ſollen. Der Stier brüllt vor Bosheit, daß er nichts als Dinge findet, die, ob ſie gleich ſeines Zornes nicht werth ſind, ihm doch entlaufen, wenn er ſie verfolget. Er läuft, thut Sprünge, und ſprühet eine dicke Dunſt aus ſeiner Naſe. Die Fußknechte, durch ihr Geſchrey und Pfei=fen, reitzen ihn, und machen ihn noch toller: ſie ſchießen auch Pfeile auf ihn, mit Papier=ſtreifen beſteckt, und den Weinſtäben der Ba=chanten ähnlich. Einige dieſer Pfeile ſind mit Pulver gefüllet, die wenn ſie in dem Leibe des Thieres ſtecken, wie Schwärmer zerſpringen:

nichts

nichts ſchmerzet, und reitzet das Thier ſo ſehr, als dieſes. Die Ritter nehmen dieſen Augenblick in Acht, auf den Stier los zu reiten; doch verfolgen ſie ihn nicht alle auf einmal, ſondern der erſte, den der Stier annimmt, fängt den Kampf an. Die anderen begeben ſich auf die Seite, ohne von dem Platze zu weichen, und warten, bis das Thier auf ſie zukommt. Sie dürfen ſich keiner andern Waffen bedienen, als der Lanzen, und können den Degen oder Säbel nicht eher nehmen, als bis ſie verwundet, oder vom Pferde herunter geworfen werden, oder Mantel, oder Hut verloren haben: alsdenn ſind ſie Ehrenhalber verbunden, dieſen Schimpf zu rächen, und können den Degen brauchen.

Die größte Kunſt bey dieſem Gefechte iſt, daß man den Stier mit der Lanze ſo geſchickt zu treffen weiß, daß die eiſerne Spitze in dem Leibe ſtecken bleibt, und der Reiter den Stab in der Hand behält. Dieſer reitet hernach auf das geſchwindeſte vorüber; der Stier aber pflegt ſich niemals umzudrehen, und auf ihn los zu gehen. Wenn man ſich des Degens bedienet, ſtößt man ihn zwiſchen die Hörner hinein: dieſer Stoß wirft das Thier gleich zu

Boden.

Boden: die ganze Verſammlung macht alsdenn Freudengeſchreye, und der Ueberwinder trägt den Preis davon. Alle dieſe Dinge aber geſchehen nicht leicht, ohne daß nicht jemand getödet oder verwundet würde; und der geringſte Schaden, welcher vorgehen kann, iſt die Einbuße eines Pferdes.

So bald der Stier getödet iſt, ſchaft man ihn weg. Er wird durch Mauleſel außen vor den Platz gebracht, und dem Volke Preis gegeben, der ihn unter ſich theilet. Um einen andern aus dem benachbarten Stalle zu laſſen, hält man eine Leiter hinter der Thüre bereit, damit derjenige, welcher die Thüre aufmacht, ſogleich auf das Dach ſteigen, und ſich retten kann; denn das Thier hat die Witterung, ſucht hinter der Thüre, und würde ihn umbringen, wenn er ihn habhaft werden könnte. Dieſer Menſch macht ſich hernach zu Pferde im größten Galop davon; denn da ihm nicht erlaubet iſt, ſich wider das Thier zu wehren, kommt ſeine Rettung auf die Geſchwindigkeit ſeines Pferdes an.

Der zweyte losgelaſſene Stier macht ſich gar bald auf, einen andern Gegner unter dem Haufen der Ritter zu ſuchen. Dieſe pflegen

anfäng=

anfänglich nur zu ſpielen, und zeigen ihm den Zipfel ihres Mantels. Sie wiſſen mit Geſchicklichkeit, und faſt ohne von der Stelle zu kommen, den Stößen des wütenden Thieres auszuweichen. Der Stier, wenn er ſtößt, macht die Augen zu: der Ritter thut einen halben Schritt mit gebogenem Leibe auf die Seite, und beyde wiederholen ſieben oder achtmal die nåmliche Wendung. Auf ein mit den Trompeten gegebenes Zeichen thut der Ritter ſeine Lanze weg, und nimmt den Degen; alsdenn geht er dem Thiere von vorne zu Leibe, und erlegt es. Nun wird zum drittenmale in die Trompeten geſtoßen. Vier angeſchirrte Maulthiere kommen herbey, und tragen den Stier von dem Kampfplatze. Auf dieſe Art werden in einem Tage bis dreyßig ſolcher Thiere erleget; davon viele nur etliche Minuten kämpfen.

Zuweilen ſpringt der Stier auf das Amphitheater; allein die, welche in den erſten Reihen ſitzen, haben ihre bloſe Degen in der Hand, und nöthigen ihn zurück zu weichen; ja, er wird oft getödet, ehe er wieder auf den Platz kommt. Wenn ein Toreador zu heftig verfolget wird, ſpringt er über das Geländer vermittelſt eines hervorragenden Bretes, worauf er den Fuß

ſetzet.

ſetzet. Man läßt auch auf den Stier ſtarke Hunde los, die ihn bey dem Halſe, und den Ohren anpacken, da denn etliche von dem Amphitheater mit ihren Degen kommen, und ihm das Herz durchbohren. Sie laufen keine Gefahr dabey, und haben ſeine Stöße nicht zu befürchten, denn ſie halten ihm ihren Mantel vor, wider welchen er ſeine ganze Wuth auslaßt. Ueberdieß ſind dieſer Leute eine große Menge gegenwärtig, die einander geſchwind zu Hülfe kommen, und das Thier abzubringen ſuchen, wenn ſie ſehen, das es wider eine einzige Perſon zu ſehr erbittert iſt. Bey denen, die zu Pferde fechten, iſt mehr zu befürchten, weil ihre Pferde vielmal zu hitzig ſind, und ſich nicht lenken laſſen. Es wird ihnen auch nicht ſo leicht, dem Stiere auszuweichen, und ſie wären aller Augenblicke in Gefahr, vom Pferde herunter geworfen zu werden, wenn ihnen die, welche zu Fuße fechten, nicht zu Hülfe kämen.

Man ficht noch auf eine andere Art, vermittelſt einer ſtarken, ſchweren Lanze, die mit dem Kolben feſt auf die Erde geſtemmet, die Spitze aber gegen die Thüre gerichtet iſt, wo der Stier herauskommt. Der Fechter

bleibt

bleibt auf der Seite, oder hinter der Lanze ſte⸗hen, und ſetzt ſich oftmals großer Gefahr aus; denn wenn das Thier der Lanze ausweicht, und ſich nicht ſpießt, iſt der Fechter in Lebens⸗gefahr. Dieſe Leute aber ſind ſo geſchickt, daß es ſelten fehlt, daß das Thier ſich das Eiſen nicht in den Hals, oder in den Rücken ſtößt.

Die Stiergefechte, die etwas ähnliches mit unſeren alten Turniren haben, machen ohnfehlbar eines der ſchönſten Schauſpiele von der Welt aus; es ſey nun, daß man bloß ih⸗ren Anblick, oder die abwechſelnde Empfindung von Furcht und Freude betrachtet, welche die Unerſchrockenheit, der Muth, die Geſchicklich⸗keit, und Geſchwindigkeit der Kämpfer einflö⸗ßen. Die Spanier haben eine ſolche Nei⸗gung zu dieſen grauſamen Feſten, daß nicht leicht eine Frau ſeyn wird, die nicht ihren gan⸗zen Hausrath verkaufte, um einen Platz auf den Balconen, oder Gerüſten bezahlen zu kön⸗nen. Man muß ſich ſo gar wundern, daß Damen vom erſten Range ihre Augen, die für viel ſanftere Grauſamkeiten gemacht ſind, an dieſen blutigen Auftritten weiden können.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Gefechte noch ein Ueberreſt der Barbarey der Sara⸗

cenen,

cenen, oder Mauren, oder vielleicht gar der Römer ſind, und den Beyfall eines an wichtigere Geſchäfte gewohnten Zuſchauers, oder eines mitleidigen und zärtlichen Gemüthes, nicht verdienen. Die **Päpſte** haben es niemals dahin bringen können, dieſes barbariſche Vergnügen den Portugieſen, und Spaniern, gänzlich zu unterſagen: ſie ſind daher auf das Mittel gefallen, einigen Kirchen dieſen Tag **Indulgenzen** für diejenigen zu ertheilen, die ſich der Gefahr ausſetzen, bey dieſem blutigen Feſte getödet zu werden. „Bey allem dem, ſagte ein Engländer zu mir, muß man dieſe Art von Schauſpielen nicht mit allzugroßer Strenge beurtheilen, weil eine zu weit getriebene Philoſophie uns kleinmüthig machen würde. Ein gewiſſer Grad von Wildheit iſt für die menſchliche Natur nothwendig; und iſt es auch erforderlich, ſie in behörige Schranken zu bringen, ſo muß man ſie doch nicht gänzlich verbannen, damit die Standhaftigkeit, die den Character eines tapfern Mannes ausmacht, nicht verloren gehe. Die Stiergefechte haben genau den Grad, den ich verlange; und ſie ſind an ſich nicht ſo grauſam, daß man ihren Gebrauch unterſagen müße. Sie machen uns die Thaten der alten Ritter erinnerlich; ſie mun=

muntern das Gemüthe der Zuſchauer zu großen, und ſchönen Handlungen auf; ſie können alle die gute Wirkungen, der ehemaligen Wettſtreite in den Schranken, hervorbringen, ohne die Grauſamkeit, und das Blutvergießen zu befürchten, womit die Scene beflecket wurde. Dieſes Schauſpiel gewöhnt uns, keine Gefahr zu ſcheuen; es lehret uns, daß der beſte Weg, ſie ohne Furcht zu überſteigen, ſey, ihr entgegen zu gehen, und ſie mit Standhaftigkeit kommen zu ſehen. Ferner lernet man dabey, demjenigen geſchwinde beyzuſpringen, der ſich in Gefahr befindet, und ſich ſelbſt großmüthig zu wagen, um einen andern zu retten. Mit einem Worte, wenn auch dieſes Feſt dem Geſetze der Natur, und der Menſchlichkeit, nicht vollkommen gemäs iſt, ſo muß man doch zugeben, daß es von den Fechtern Eigenſchaften erfordert, die uns Ehre machen,,.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 4. April, 1754.

Der 189 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Ich war mit den Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt nicht ſo ſehr beſchäftiget, daß ich nicht zuweilen auch in die Provinzen gekommen wäre; und mein Herumſtreifen erſtreckte ſich vielmals bis an die äußerſten Gränzen des Königreichs. Bald machte ich meine Reiſen zu Lande, bald zur See; und auf dieſe Art habe ich die vornehmſten Städte von Portugal beſuchet.

Die **nördlichſte Provinz**, worinnen Braga, und Porto, liegen, wird von zweyen Flüſſen, den Minho, und Douro, eingeſchloſſen. Der Boden iſt ſo fruchtbar, die Luft ſo geſund, daß die Einwohner einer vorzüglichen Geſundheit genießen, und alles in Ueberfluſſe haben. Die Weiber bekommen im funfzigſten Jahre noch Kinder; und nicht ſelten ſieht man fünf und zwanzig Kinder in einer Familie. Das Land iſt daher auch ſehr **bevölkert**, und in einem Umfange von ſechzehn Stunden, ins Gevierte, zählt man funfzehn hundert Kir-

chen, ſechs Häven, hundert und dreyßig Klöſter, zweyhundert ſteinerne Brücken, und mehr als fünf tauſend Brunnen, die beſtändig Waſſer geben. Was zu dieſer Fruchtbarkeit viel beyträgt, iſt die anſehnliche Menge Flüſſe, welche dieſe Provinz bewäſſern. Da ſie an Galicien gränzt, haben die Portugieſen Sorge getragen, ſie mit feſten Städren zu verwahren, um vor den Einfällen der Nachbarn geſichert zu ſeyn.

Eine dieſer Städte, Monzao genennet, führt eine Mauer in ihrem Wappen, worauf eine Frau ſitzet, die zwey Brode auf den Seiten har. Man erzählt, daß als dieſer Ort von den Spaniern belagert wurde, der Hunger ſo ſehr überhand genommen hatte, daß die Beſatzung capituliren wollte: allein, eine Frau ließ von dem wenigen Mehle, das in der Stadt noch übrig war, etliche Brode backen, und wurf ſie oben von der Mauer der feindlichen Armee zu. Die Feinde glaubten, der Ueberfluß in der Stadt ſey noch ſehr groß, und hoben aus dieſer Urſache die Belagerung auf.

Die alte, und berühmte Stadt Porto, oder O-Porto, welche, wie ich ſchon geſaget habe, dem ganzen Königreiche den Namen giebt,

 iſt,

iſt, nach Liſſabon, die beſte Stadt in Portugal. Ihre Lage, an dem Hange eines Berges, wo unten der Douro vorbeyfließt, macht, daß man beſtändig auf und nieder ſteigen muß. Uebrigens iſt die Stadt ſchön, und ziemlich reinlich, wider die Gewohnheit der übrigen Städte im Lande, die Hauptſtadt ſelbſt nicht ausgenommen, wo die Gaſſen beſtändig voller Unflat ſind, und noch überdieß von Hunden beunruhiget werden, welche die ganze Nacht daſelbſt zubringen, und nicht aufhören zu bellen. In Liſſabon alleine zählt man über achtzig tauſend dieſer Thiere, auch wird dieſe Stadt anders nicht erleuchtet als von etlichen Lampen, die vor Marienbildern brennen. Die Häuſer ſind unreinlich und unbequem, und ſtecken voller Mücken, Wanzen, und anderer im Unflate erzeugter Inſecten, welche den Aufenthalt in den Städten unerträglich machen. Ferner macht die leichte Bauart der Dächer und Mauern, daß die Einwohner weder vor den Nordwinden, noch vor der Härte des Winters geſichert ſind.

Zu Porto iſt ein Gerichtshof, der, nach dem von Liſſabon, der erſte im Königreiche iſt. Er beſteht aus einem Präſidenten, aus einem Kanzler, aus einer gewiſſen Anzahl

Räthe,

Räthe, und aus anderen gerichtlichen Perſonen. Dieſes Tribunal macht, gewiſſermaaſen, einen Theil von dem in der Hauptſtadt aus, welches Deſembargo do Pazo heißt, unter dem es auch ſteht. Seine Urthelsſprüche werden zuweilen wieder durchgeſehen, und es ſpricht nicht allezeit in letzter Inſtanz.

Die Cathedralkirche hat ein Capitul von zwanzig Domherren, und ihr Kirchſprengel begreift beynahe vier hundert Kirchen. Von dieſem biſchöflichen Sitze wurde Don Thomas d'Almayda zuerſt berufen, den berühmten Patriarchaliſchen Stuhl zu beſteigen, und die Vorzugsweiſe ſo genennte Prälatur zu empfangen, derenwegen der König ſich ſo viele Mühe gegeben, zu Rom ſo viele Vorſtellung thun laſſen, ſo große Summen aufgewendet, ſie mit ſolchem Eifer geſuchet, und nach ſo vielen Schwierigkeiten erlanget hat. Er errichtete für ihn einen beſonderen Kirchſprengel, und ein eigenes Erzbißthum, mit anſehnlichen Einkünften, welche zum Theile dem Erzbiſchoffe von Liſſabon genommen wurden. Hier ſah man, was, der Kirchenordnung zuwider, vielleicht noch niemals geſehen worden iſt, zwey von einander unabhängige Kirchengebiete

biete in einer Stadt. Vermuthlich wollte der ungeduldige Monarch den Tod des alten Erzbiſchofs nicht erwarten, und konnte ihn nicht abſetzen, daß er ſich entſchloß, ſein Gebiete zu theilen, um die ſo ſehnlich gewünſchte Errichtung deſto eher zu Stande zu bringen. Man hatte ſich geſchmeichelt, die Ausfertigung der Bullen ohnentgeldlich zu bekommen, in Betrachtung, daß der König von Portugal dazumal vielen Eifer zum Vortheile der Chriſtenheit bezeigte, und wider die Türken Krieg führete; der Hof zu Rom minderte aber nur den Preis, und begnügte ſich für dieſesmal mit fünf und ſiebenzig tauſend Livres. Dieſe Bullen wurden in Liſſabon mit großen Freudenbezeugungen, und Feyerlichkeiten aufgenommen, welche etliche Tage dauerten.

Sie wiſſen, Madame, daß der Name Patriarch ehedem nur denen Biſchöffen gegeben wurde, welche die großen, von der Römiſchen Kirche unabhängigen Bißthümer beſaßen, wie die zu Conſtantinopel, Alexandria, Antiochia, und Jeruſalem. Dieſe Prälaten hatten den erſten Rang in der Chriſtlichen Kirche; und wenn man Stuffenweiſe vom Biſchoffe bis zum Patriarchen hinaufſteigt, ſo ſtund der Biſchof

nur dem Gebiete ſeiner Stadt vor, der Metropolitan hatte über die Provinz zu befehlen, der Primas über die Metropolitane, und der Patriarch über die Primaten. Einige glauben, die Apoſtel hätten dieſen Unterſchied eingeführet; andere ſagen, er wäre zur Zeit der Nicäniſchen Kirchenverſammlung noch nicht bekannt geweſen. Dem ſey wie ihm wolle, das Anſehen der Patriarchen iſt nach und nach gewachſen; alle große Angelegenheiten wurden vor ſie gebracht, und ihre Entſcheidung mit eben ſolchem Reſpecte vollzogen, als die von Souverainen.

Es ſcheint, dem Könige Johannes V. ſey die Wichtigkeit, und Größe ihrer Gerichtsbarkeit ſehr angelegen geweſen, weil er ſich alle Mühe gegeben hat, dem Volke die größte Ehrfurcht für dieſe vorzüglich erhabene Würde einzuflößen. Er ließ einen prächtigen Aufzug für den Prälaten verfertigen, und wollte, daß er allemal, gleichſam im Triumphe, erſchiene. Das Patriarchencreuz wurde durch einen Edelmann, der ein vortrefliches Pferd ritt, vor ihm hergetragen. Der Patriarch, der ihm folgte, ſaß in einem mit zwanzig Lievreebedienten umgebenen Tragſeſſel. Hernach kamen vier Wa-

gen von außerordentlicher Größe, und Koſtbarkeit, mit ſechs Maulthieren beſpannet, und von reich bekleideten Stalleuten geführet. Der erſte Wagen, als der Staatswagen, war leer; in den drey anderen ſaßen die Hofbedienten des Patriarchen. Die Domherren, die aus dem vornehmſten Adel gewählet waren, und reiche Pfründen hatten, folgten in Trageſeſſeln, jeder von ſechs Bedienten begleitet. Bey den Proceßionen am Fronleichnamsfeſte, trug ein geiſtlicher Bedienter einen grünen Hut vor ihnen her, und ein anderer hielt den Schweif ihres Rockes. Der König, und die Infanten, kamen nach ihnen, hernach die hohen Reichsbeamten, und endlich ſechs hundert Ritter vom Chriſtorden, in ihren Ceremonienkleidern. Wenn der Patriarch das hohe Amt hielt, fand ſich der König allezeit bey der Meſſe ein, und achtzehn Domherren begleiteten ihn zum Altare. Von ſeinem Anzuge, der mit der Cardinäle ihrem übereinkommt, habe ich Ihnen ſchon geſaget. Dieſer Prälat hat bey Hofe alle Vorzüge, und er nimmt den Rang über die Groſſen, über die Erzbiſchöffe, und ſelbſt über den Primas. Letzterer war im Beſitze, in Liſſabon das Erzbiſchöfliche Kreuz vor ſich her tragen zu laſſen; der neue Patriarch aber machte ihm

ihm dieſes Vorrecht, ſo wie verſchiedene andere, ſtreitig. Dieß gab zu einem großen Proceſſe Anlaß, welcher vermuthlich zum Vortheile des Patriarchen, als des Hauptes der Religion, und des Günſtlinges bey Hofe, ausgefallen iſt.

Dieſe Stelle könnte dereinſt dem päpſtlichen Stuhle nachtheilig werden, und eine Spaltung veranlaſſen, welche die Engländer gewiß mit aller Macht zu unterſtützen ſuchen würden. In der That dürfte die Portugieſiſche Nation ſich um ſo viel eher berechtiget halten, dem Papſte, und den Cardinälen, zu entſagen, da der Patriarch, und die Domherren ſchon itzt, wenn ſie das Amt halten, ſo gekleidet ſind, und man ihnen alſo auch die Würde, und Gewalt von jenen gar bald eingeſtehen würde. Es wäre alsdenn zu befürchten, daß das Oberhaupt der Religion in Portugal ſich mit Genehmhaltung des Königes, und der Nation, anmaaſen möchte, alle Begnadigungen, Befreyungen, Erlaubniſſe, und Losſprechungen, welche von Rom kommen, und dem Papſte ein unermeßliches Geld eintragen, ſelbſt zu verwilligen; da denn freylich auf ſolche Art das viele Geld im Königreiche verbleiben würde.

In Porto, an dem linken Ufer des Fluſſes, läuft ein koſtbarer Damm hin, wo man die Schiffe anbindet, und jeder Einwohner das Vergnügen hat, ſein Schiff vor ſeinem Hauſe zu ſehen. Es giebt in der Stadt auch Academien, zum Unterrichte für junge Leute in allerhand Kenntniſſen; ingleichen ein Zeughaus, woraus die Kriegsſchiffe, die man alle Jahre daſelbſt erbauet, bewafnet werden. Das Portugieſiſche Seeweſen war unter der letzten Regirung in den elendeſten Umſtänden. Fünf, oder ſechs baufällige Schiffe, und eben ſo viel Fregatten, ohne Officiere, ohne Matroſen, ohne Soldaten, ſtelleten die Seemacht dieſes Königreiches vor. In wenigen Jahren ſetzte der berühmte Miniſter, Sebaſtian Joſeph Carvalho, deſſen ſtandhafter, unwandelbarer, und entſchloſſener Character einen Einfluß auf die ganze Regirung hat, das Seeweſen auf einen eben ſo guten Fuß, wie die anderen Angelegenheiten des Reichs. Er ließ Fremde kommen, Franzoſen, Schweden, Holländer, Dänen, welche den Portugieſen die Schiffahrt lehren mußten; denn letztere, die ſeit dreyen Jahrhunderten, Reiſen zur See gethan hatten, derer Erfolg den Ruf der Phönicier, und

Cartha-

Carthaginenſer überſtieg, kenneten die Schiffs-kunſt kaum mehr.

Heutiges Tages beſteht ihre **Seemacht** aus zehn Schiffen von der Linie, und zwanzig Fregatten; Kauffahrtey-Schiffe aber haben ſie faſt gar nicht. Der **Handel zur See**, bey allen Bemühungen des Herrn von Carvalho, iſt noch in den Händen der Engländer. Es iſt wahr, er wird durch gewiſſe Compagnien auf königlichen Schiffen geführet; allein die Portugieſen geben nur den Namen dazu her; und man muß glauben, dieſe Nation habe lieber mit Fremden zu thun, wie Sie aus folgenden ſelbſt ſchlüßen werden.

Der König hatte einer **Geſellſchaft** Ausſchlußweiſe die Freyheit ertheilet, mit Weinen von Porto, welche für die beſten in Portugal gehalten werden, zu handeln. Die Geſellſchaft, die ſie nur um die niedrigſten Preiſe kaufen wollte, weigerte ſich, ſie in der gehörigen Jahreszeit einzuhandeln, und nahm ſie auch blos auf Credit. Auf dieſe Art wurden die Eigenthümer an dem Vertriebe ihrer Weine gehindert, welche die Engländer ſonſt gekaufet, und baar bezahlet hatten, und ſie konnten die Unkoſten zu Bearbeitung ihrer Weinberge nicht mehr be-

ſtreiten. Dieſes gehäßige Monopolium wurden die Einwohner von Porto endlich überdrüßig, und erregten einen Aufruhr, der durch die Weiber und Kinder ſeinen Anfang nahm. Man hörte auf allen Seiten ſchreyen; „es lebe der König, und das Volk, und die Compagnie gehe unter„! Man lautete die Sturmglocke; und in dem Augenblicke begaben ſich die Männer Haufenweiſe zu dem Director der Compagnie, der etliche Flintenſchüſſe auf ſie thun ließ. Das dadurch noch mehr erbitterte Volk brach die Thüren des Magazines auf, und unerachtet eine Wache von Sbirren herzu eilete, verbrennte es alle Meublen, und zerriß die Handlungsbücher. Der Statthalter verſammelte die Truppen der Beſatzung, allein durch einen Hagel von Steinen wurden ſie genöthiget, eben wie die anderen, zu rufen: „es gehe die Compagnie unter„! Dieſes Nachgeben aber ſtillete den Aufruhr nicht: um ihm ein Ende zu machen, ſtelleten die Franciſcaner eine Proceßion mit dem heil. Sacramente an; und alles beruhigte ſich. In Erwartung deſſen, was der Hof entſcheiden wird, verkauft jedermann ſeinen Wein, an wen er will, und wer das meiſte dafür bezahlt; eine Freyheit, deren das

Volk

Volk nicht anders, als unbilligerweiſe, und mit Gefahr, beraubet werden könnte.

Die Abſicht des Miniſters, in Errichtung dieſer Geſellſchaften, war, den Handel, und folglich die Macht der Engelländer, geringer zu machen, den eigenen Fleiß der Nation aufzumuntern, und ſie aus der Art von Sclaverey, worinnen ſie die Engländer halten, zu ziehen. Dieſes iſt ſein Hauptzweck geweſen, ſeitdem er am Ruder iſt: allein eben dieſe Nation ſcheint weder Eifer, noch Thätigkeit genug zu beſitzen, um dieſe löblichen und patriotiſchen Geſinnungen zu unterſtützen. Die Portugieſen laſſen ſich lieber durch ihr eigenes Elend unterdrücken, als ſich aus ihrer Schläfrigkeit reißen: in dem ſchönſten Lande von der Welt, begnügen ſie ſich lieber mit einem kaum zureichenden Auskommen, als daß ſie dieſes geſunde, und glückliche Clima, wider Hunger, und Krankheiten, zu nutzen ſuchten. Man redet gegenwärtig, eine blos aus Portugieſen beſtehende Compagnie, für Para, und Maranhan, zu errichten *, worinnen der Miniſter ſelbſt den Vorſitz haben will; um aber einer dergleichen Errichtung

*) Sie iſt auch zu Stande gekommen, und 1756 von dem Könige privilegiret worden.

richtung Dauer zu verſchaffen, müßte man die Nationalfaulheit ändern. Es gehörte eine hundertjährige Regirung des Herrn von Carvalho dazu, dieſes Königreich in den mächtigen Stand zu ſetzen, davon es durch die Schläfrigkeit ſeiner Einwohner bisher iſt abgehalten worden.

Unter verſchiedenen ſchönen **Gebäuden** in der Stadt **Porto** nimmt ſich die Kirche, und das Kloſter der regulären Auguſtiner-Chorherren vorzüglich aus. Man ſieht auch eine große Menge anderer Mönchs- und Nonnenklöſter, unter anderen eine Abtey für Benedictinerinnen, von mehr als hundert und dreyßig Nonnen. Hier, wie in ganz Portugal, ſind dieſer **geiſtlichen Stiftungen** eine ſolche **Menge**, daß die itzige Regirung Vorhabens iſt, ſie auf die Hälfte einzuziehen, aus zweyen eines zu machen, ſie an ſtrengere Regeln zu binden, und nicht zu geſtatten, daß Manns- oder Weibsperſonen, vor dem fünf und zwanzigſten Jahre, das Noviciat antreten. Die **wenige Ordnung**, welche in dieſen Häuſern herrſchet, wird der Politik zum Vorwande dienen, ſie eingehen zu laſſen. Man verſichert, es gebe Klöſter, worinnen die Galanterie ſo weit getrieben wird, daß die Engländer

länder die daſigen Nonnen, Kloſterhuren, zu nennen pflegen. Es iſt viel von dem Kloſter Olivelas, bey Liſſabon geredet worden, wo drey hundert ſchöne und galante Nonnen, nicht nur ein Serail für den verſtorbenen König ausmachten, ſondern auch einen, oder mehrere Liebhaber hatten, und man hielt ſie für die vorzüglichſten Maitreſſen des Portugieſiſchen Adels. Man hat mich bereden wollen, daß die berühmten Portugieſiſchen Briefe, (Lettres Portugaiſes,) von denen wir in Frankreich eine Ueberſetzung haben, urſprünglich aus dieſem Kloſter herkommen. Sie ſollen keinesweges erdichtet ſeyn, wie Sie, und ich, geglaubet haben; man verſichert, daß dieſes Werk, welches die heftigſte, und großmüthigſte Liebe athmet, ſelbige nach allen ihren Schattirungen und Umſtänden abmalet, worinnen man ihre Widerwärtigkeiten, ihre Unruhen, ihre Widerkehr, ihre augenblickliche Entſchließungen, ihre zärtliche Furcht, und einen Heldenmuth bey ihrer Aufopferung, geſchildert findet, wirklich von einer verliebten Nonne, und einem untreuen Liebhaber, geſchrieben worden ſey.

O-Porto, weniger durch Kunſt, als von der Natur vertheidiget, iſt von der

See-

Seeſeite ſo unerſteiglich, daß die Portugieſen nicht für nöthig gefunden haben, es ſehr zu befeſtigen. Alte Mauren mit elenden Thürmen beſetzet, nebſt etlichen Baſteyen, machen ſeine ganze Stärke aus.

Die Stadt **Guimaranes**, nach Nord-Oſten von Porto gelegen, iſt lange Zeit die **Reſidenz der alten** Könige von Portugal geweſen, und man hält ſie für die Wiege der Monarchie. Man glaubt, ſie ſey vor mehr als fünf hundert Jahren, vor Chriſti Geburt, erbauet worden; und zu Anfange des funfzehnten Jahrhundertes hat man ſie um mehr als die Hälfte vergrößert. Der Ruf eines Benedictiner-Kloſters zog unendlich viele Pilgrimme dahin, ſo daß die Mönche Häuſer erbauen ließen, um ihnen Wohnungen zu verſchaffen. Nach und nach wurden der Häuſer mehr, und es entſtund ein großer Marktflecken daraus, der hernach zu einer ſo wichtigen Stadt geworden iſt, daß die Könige daſelbſt wohnen konnten. Sie legten darinnen eine Rechnungskammer an, einen Gerichtsſaal, Gefängniſſe, und einen Thurm, das Archiv zu verwahren, welches ſeitdem nach Liſſabon gebracht worden iſt. Dieſe Gebäude ſind noch alle zu ſehen; und ihre Größe, nebſt ande-

anderen, ebenfalls merkwürdigen, Denkmalen, macht aus dem alten, und neuen Guimaranes eine der erſten Städte im Königreiche. Man zählt daſelbſt fünf Kirchen, acht Klöſter, fünf Hoſpitäler, funfzehn öffentliche Plätze, ſieben und funfzig Gaſſen, acht Thore, vier Brücken, und ohngefähr zwey tauſend Familien. Das Kloſter iſt zu einer Stiftskirche, unter dem Titel, der königlichen Stiftskirche Unſerer lieben Frau von Oliveira, gemacht worden, und fünf und zwanzig, oder dreyßig Chorherren verrichten den Gottesdienſt. Wenn man der gemeinen Sage glaubt, ſo ſteht ſie auf dem Platze eines alten Tempels der Ceres, der von dem Apoſtel Jacobus zerſtöret worden iſt. Auf das Poſtement der Göttinn ſoll er das Bild der Maria haben ſetzen laſſen. Dieſes Vorgeben gründet ſich auf eine, an der Mauer ſelbſt, gefundene Aufſchrift. In der folgengenden Zeit iſt dieſer Ort dem heil. Apoſtel geweihet, die Bildſäule der Maria aber beybehalten worden. Um ſie der Wuth der Alanen, Sueven, und anderer Barbarn, welche dieſe Gegend ehedem heimſuchten, zu entziehen, verſteckte ſie ein Biſchof auf einen benachbarten Berg, und nach der Verfolgung wurde ſie wieder auf ihren alten Platz geſtellet. Sie verließ dieſen

zum zweyten male, und wurde in die Kirche gebracht, wo ſie noch itzt ſteht. Die Könige von Portugal haben für dieſe Kirche allezeit ſo viele Liebe geheeget, daß ſie nicht allein die daſigen Prieſter, ſondern auch die Bedienten, ja ſo gar die Miethleute, in der Domherren Häuſern, von aller Art von Abgaben befreyet haben.

Einige Jahre vor meiner Ankunft in Guimaranes hatte ſich eine Begebenheit daſelbſt ereignet, woraus ſie werden ſehen, wie weit die Eiferſucht bey den Portugieſen geht. Ein Gerichtsbeamter hatte wahrgenommen, daß ſeine Frau von einem Fremden war gegrüßet worden: er gieng in ſeine Kammer, nahm einen Nagel, und Hammer, ſchlug den Nagel ſeiner vermeynten untreuen Frau in den Hals, nagelte ſie an die Thüre, und gieng ganz gelaſſen zu ihrem Vater, und erzählte ihm die ſchöne That, die er begangen hatte. Er gab ihm zu gleich den Schlüſſel des Hauſes, daß er, wenn er wollte, oder es noch Zeit wäre, ſeine Tochter los machen könnte. Der erſchrockene Vater lief ihr eiligſt zu Hülfe; und weil ſie nicht viel Blut verloren hatte, ließ er ſie verbinden. Sie wurde an ihrer Wunde geheilet, und betheuerte, ihr ganzes Verbrechen beſtünde

dar

darinnen, daß ſie einem Menſchen, der ſie gegrüſſet, und den ſie zum erſten male in ihrem Leben geſehen hätte, gedanket habe. Der Vater erzählte es dem Manne, und dieſer, der wegen ſeines unbilligen, und grauſamen Verfahrens ſchon in ſich gegangen war, bekennete ſelbſt, daß ſeine Frau ihm niemals Anlaß zu einem Verdachte, ihrer Treue wegen, gegeben habe. Er weinete vor Betrübniſſe, und gieng, und wurf ſich ſeiner Frau zu Füßen. Sie empfieng ihn mit Gutheit, und willigte, ihm zu verzeihen. Seit der Zeit ſind ſie allezeit mit einander zufrieden geweſen, und beyderſeits leben noch.

Die Obrigkeit menget ſich nicht leicht in das, was der Eiferſucht wegen in einer Haushaltung vorgeht. Ein Liebhaber bringt ohne Umſtände ſeine Maitreſſe um, und niemand giebt ſich die Mühe, den Thäter ausfündig zu machen. Eben ſo wenig Bedenken macht man ſich, ſeinen Nebenbuhler zu töden, inſonderheit wenn er ein Fremder iſt: dergleichen Verbrechen bleiben faſt allemal unbeſtraft. Um dieſe Vorfälle zu vermeiden, leben die **Weiber** in einer ſo ſtrengen **Einſamkeit**, daß es zum Sprüchworte geworden iſt, daß ſie in ihrem

Leben nicht mehr als dreymal in die Kirche kommen, nämlich, wenn ſie getaufet, getrauet, und begraben werden. Allenfalls findet ihre Verſchlagenheit Mittel genug, die eiferſüchtigen Männer zu betrügen, und ſich wegen der Sclaverey, darinnen das ſchöne Geſchlecht hier gehalten wird, zu rächen. Ueberhaupt hat das Portugieſiche Frauenzimmer Verſtand, und iſt nicht unwiſſend, aber galant, und coquet.

Als die Sueven in dieſes Land einfielen, wurde die alte Stadt Braga, der Sitz der Monarchie: heut zu Tage iſt ſie der Sitz eines Erzbisthums, dem ſie im Geiſtlichen, und Weltlichen, unterworfen iſt. Der Prälat, um ſeine doppelte Gewalt anzuzeigen, trägt den Biſchofsſtab in der Hand, und den Degen an der Seite. Er hat über vierzig tauſend Ducaten Einkünfte; und macht dem Erzbiſchoffe von Toledo den Titel eines Primaten von Spanien ſtreitig. Seine Gründe ſind, daß, als letztere Stadt die Primatenwürde durch den Einfall der Mauren verlor, ſie an die Kirche von Braga übertragen wurde.

Die Spanier bekamen Toledo wieder; als aber der Erzbiſchof in ſeine alten Rechte treten wollte,

wollte, wurden ihm von dem neuen Primas Schwierigkeiten gemacht. Dieſer Streit iſt verſchiedene male wieder rege gemacht worden, inſonderheit bey der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung; die Päpſte haben ihn aber niemals entſcheiden wollen, und die Spaniſchen Biſchöffe erkennen den Erzbiſchof von Toledo, die Portugieſiſchen aber, den von Braga.

Letzterer Sitz zählet eine Folge von hundert und vierzehn Prälaten, derer einige ſich durch ihre Schriften, und Verdienſte, bekannt gemacht haben. Der, welcher heutiges Tages dieſe Würde bekleidet, iſt einer der natürlichen Söhne des verſtorbenen Königes, den er mit einer Nonne aus dem Kloſter Olivelas gezeuget hat, woher ſo viel andere natürliche Kinder von ihm gekommen ſind.

In einer, zwiſchen den Einwohnern von Braga, und denen von Porto, vorgefallenen **Schlacht**, hatten die **Weiber** erſterer Stadt den größten Antheil an dem Siege. Um das **Andenken** dieſer Begebenheit zu erhalten, ſchrieben die Ueberwinder den Bürgern von Porto als eine Friedensbedingung vor, daß niemand künftighin eine Bedienung in ihrer Stadt, ohne Einwil-

ligung einer Frau von Braga, erhalten ſollte.

Der daſige Kirchſprengel begreift zwölf hundert Kirchen unter ſich, und ohngefähr hundert und funfzig Ordenshäuſer, davon die meiſten ſehr reichliche Stiftungen haben, auch von dem gemeinen Mann in ihrer Faulheit noch durch häufige Allmoſen unterſtützet werden. Man rechnet unter anderen auch neun Benedictiner-Abteyen, darunter die vornehmſte, ja die erſte dieſes Ordens in Portugal, die Abtey des heil. Martin von Tibaens, drey Stunden von dieſer Stadt, iſt. Nach öfters wiederholter Einladung des Abtes, der zugleich General ſeiner Congregation iſt, entſchloß ich mich, zwey Tage in dieſem Kloſter zuzubringen. Ich fand daſelbſt eine ziemlich zahlreiche Bibliothek, wo die Portugieſiſchen berühmteſten Schriftſteller, in allen Arten von Wiſſenſchaften, nach den Materien geordnet ſind. Vorne, zu Anfange jedes Buches findet man Anmerkungen über die Geburt, das Alter, das Leben, und die Verdienſte des Verfaſſers. Ich habe geglaubt, dieſe Noten würden Ihnen um ſo viel angenehmer ſeyn, da die Portugieſiſche Litteratur vielleicht diejenige iſt, die man in dem gelehrten Europa

am wenigſten kennet. Die Journale, dieſe Herolde des Ruhmes, ſind in dieſem Königreiche nicht eingeführet, und können uns nichts davon melden. Die Luſiade des Camoens iſt faſt das einzige Werk, das uns von der Portugieſiſchen Dichtkunſt einigen Begrif macht. Es geht uns mit dieſem Lande, in Anſehung der Gelehrſamkeit, wie jenen erfernten Ländern, welche unſere Reiſende vom weiten zu betrachten ſich begnüget, und vernachläßiget haben. Da ich bey Ihnen eine ſolche Gleichgültigkeit für die Portugieſiſchen Schriftſteller nicht vermuthe, will ich aus den verſchiedenen Claſſen einige anführen, meiſtentheils aber aus dem ſechszehnten, und ſiebenzehnten Jahrhunderte.

Die Gottesgelahrheit zeigt uns einen Antonius von Senna, dem man die Bekanntmachung zweyer noch unbewußter Commentarien des heil. Thomas, über das erſte Buch Moſes, und über die Maccabäer, zu verdanken hat: einen Bartholomäus Quental, welcher das erſte Haus der Prieſter des Oratorii allhier geſtiftet hat; ſeine Predigten ſind voller Kraft und Eifer: einen Antonius des Chagas, der, ehe er ein Capuciner wurde, eine freye Lebensart geführet, und ehe er ſeine

geiſtlichen Werke verfertiget, ein unanſtändiges Gedicht gemachet hatte, hernach aber das durch ſeine Verſe gegebene Aergerniß bereuete, alle Exemplare aufſuchte, um ſie zu verbrennen, und ſich erbot, wenn es diejenigen, die ſie ihm wiederbrächten, verlangen ſollten, ſich zu geißeln: einen **Johannes von St. Thomas**, Dominicaner Ordens, der, als er zum königlichen Beichtvater ernennet wurde, zu ſeinen Ordensbrüdern ſagte: „dieſe Laſt geht über meine Kräfte; es iſt um mich geſchehen; ich ſterbe„. Er hielt Wort, und ſturb einige Tage hernach. Seine Logik wurde zu Rom gedruckt; ſeine Philoſophie, zu Madrid; ſeine Theologie zu Lyon; ſeine Erklärung der chriſtlichen Lehre, zu Valencia; ſeine Uebung chriſtlich zu ſterben, in Saragoßa; ſeine Abhandlung von einer allgemeinen Beichte in Liſſabon: einen Franciſcus **Ferreira**, Dominicaner, der nach ſeiner Rückkunft von Paris, wo er Theologie ſtudiret hatte, des Infanten Don Antonio Präceptor, und hernach des Königes Hofprediger wurde, auch auf die Tridentiniſche Kirchenverſammlung reiſete, wo er alle Donnerſtage vor dieſer vornehmen Geſellſchaft predigen mußte. Einmals, als er auf die Kanzel gehen wollte, ließ er fragen, in welcher Spra-

che man verlange, daß er predigen ſolle; worüber ſich alle Welt verwunderte. Er arbeitete an Verbeſſerung des Römiſchen Breviers, an Verfertigung des Catechiſmus beſagter Kirchenverſammlung, war des heil. Carolus Boromäus, und zuletzt Johannes III, Königs von Portugal, Beichtvater. Seine herausgegebenen Schriften beſtehen in einer Erklärung über den Jeſaias, in einer andern über den Hiob, und in einer Hebräiſchen Bibel. Fradique **Eſpinoſa**, Cirſtencienſer Ordens, hat geſchrieben: einen Schlüſſel zum Paradiſe, und eine Leiter zur Glückſeligkeit, beſtehend in dreyhundert und funfzig kurzen Regeln, welche als Sproſſen dienen, bis auf den Gipfel der Evangeliſchen Vollkommenheit zu ſteigen. Gregorius **Coronel** hat einen Tractat von der Kirche, und einen andern, wider den Machiavel, von dem beſten Zuſtande einer Republik, gemacht; Franciſcus **Almeyda**, eine Schrift, wider den Pater Quesnel, und eine Abhandlung über die Kirchengebräuche. Die übrigen Gottesgelehrten, und aſcetiſchen Schriftſteller, welche Portugal verehret, ſind Johann von **Silveira**, George **Cardoſo**, Balthaſar **Quedes**, Johann **Vincenz**, und Antonio **des Reys**, ein Oratorier, der das Leben

der Maria in dem Leibe ihrer Mutter, und das Leben Chriſti in dem Leibe der Maria, aus dem Italieniſchen in das Portugieſiſche überſetzet hat. Heutiges Tages fängt ein beſſerer Geſchmack an, ſich in der Gelehrſamkeit, und eine geſündere Critik in der Theologie, zu verbreiten. Dieſe ehrwürdige Wiſſenſchaft, die lange Zeit in nichtigen Spitzfindigkeiten der Schule beſtanden hat, ſcheint endlich aus ihrer Dunkelheit hervorzukommen.

Die **Rechtsgelahrheit** nennet einen gewiſſen Ferdinand **Paez**, der ein leſenswürdiges Buch verfaſſet hat, worinnen unterſuchet wird, „ob eine große Anzahl Kinder einen Vater, oder Vormund, von Annehmung öffentlicher Aemter befreyen kann„. Die zwey **Gouvea**, davon einer das Recht in etlichen Städten von Frankreich gelehret hat, in Turin geſtorben, vom Cujacius hochgeſchätzet, und vom Calvinus des Unglaubens beſchuldiget worden iſt, der andere, der das Recht auf der Univerſität zu Coimbra gelehret, und ein Buch geſchrieben hat, worinnen er die Billigkeit beweiſet, „daß Johannes von Braganza auf den Portugieſiſchen Thron gerufen worden ſey„; ferner eine Rede, über „die Treuloſigkeit der

Deut-

Deutſchen in Gefangenhaltung des Infanten Don Eduard„. Antonius Homem war Profeſſor auf eben dieſer Univerſität, wo ſeine Schriften in Manuſcripte noch aufbehalten werden. Er wurde des Judenthums beſchuldiget, überwieſen, und zum Tode verurtheilet. Sein Haus zu Coimbra, ſeiner Vaterſtadt, wo er auch ein Canonicat beſaß, wurde niedergeriſſen, und man errichtete an deſſen ſtatt ein Monument, welches noch zu ſehen iſt, und den Namen des unglücklichen Profeſſors führet. Coſta, Barboſa, Velaſco, Lopez, Macedo, Correa, Soares, Payra, Gil, Aboim, Leam, Filipe, ſind ebenfalls berühmte Namen in der Portugieſiſchen Rechtsgelahrheit. Die, welche ſich heutiges Tages auf der Univerſität zu Coimbra ausnehmen, ſind die Herren Scara, Azevedo, und Ferreira, die ſowohl in dem Römiſchen Rechte, als in den Landesgeſetzen, viele Kenntniß haben.

Die Arzeneywiſſenſchaft zählt unter ihre Aerzte, Franciſcus Sanchez, der einen kurzen Auszug der Anatomie, eine Abhandlung über die Dauer des menſchlichen Lebens, und Vorleſungen über die Medicin, geſchrieben hat. Philipp Montalvo, über das Geſicht, über die

die Krankheiten des Kopfes, und von der Geſundheit. Fernandes **Mandez**, hat Vorleſungen über die Medicin, unter den Titel, die Kunſt des Apollo, hinterlaſſen, und das ſehr bekannte Engliſche Waſſer erfunden. Fonſeca **Henriquez** hat einen Tractat verfertiget über den Gebrauch des Queckſilbers, einen andern über das Seitenſtechen, einen dritten über den Zuſtand eines Kindes vor ſeiner Geburt, und über die Art, es zu erziehen; und noch einen, über die Heilung der veneriſchen Krankheiten. Ferdinand **Cardoſo**, hat zu Madrid ein Buch herausgegeben, über die Niederkunft der Weiber im dreyzehnten oder vierzehnten Monate; er verließ Portugal, um ſich zu Venedig zum Judenthume zu bekennen. Caſtro **Sarmento**, Mitglied der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, iſt der Verfaſſer einer Abhandlung über das Einpfropfen der Blattern, eines Tractats über die Foßilien, einer Geſchichte des Mineralreichs, und eines Aufſatzes über die chirurgiſchen Operationen. Xaver **Leytam**, der ſieben Jahre Jeſuite war, hernach heurathete, und acht Kinder hatte, trieb die Arzeneykunſt zu Liſſabon mit gutem Erfolge; nach dem Verluſte ſeiner Frau, wurde er wieder Prieſter, und ſtund ſeinem Amte ſehr erbaulich vor.

vor. Seine Schriften ſind, eine Abhandlung über die den Alten unbekannten Fieber, über die Krankheiten der Fürſten, eine Rede über die Wirklichkeit des Pelicans, und eine andere, über die Gärten der Semiramis. Man führet noch einen Henriquez an, einen Vieyra, Carvalho, Ramirez, Fragoſo, u. a. Ueberhaupt aber haben die Portugieſiſchen Aerzte nicht den Ruf der allergelehrteſten von Europa. Die Anatomie, und die Chirurgie, zwey Wiſſenſchaften, die ihre Vollkommenheit eine der andern ſchuldig ſind, werden hier wenig getrieben. Doch giebt es zwey anatomiſche Profeßionen, eine zu Liſſabon, und die andere zu Coimbra. Die Botanik wird ſo vernachläßiget, daß auch die Apotheker nur eine geringe Kenntniß von den Kräutern, und ihren Eigenſchaften haben. Man weiß nur einen einzigen, den man mit Ehren nennen kann; dieß iſt der Bartholomäus da Fonſeca, der eine Kräuterſammelung beſitzet, die ſich in allen anderen Ländern ausnehmen würde.

Die neuere Philoſophie kommt urſprünglich von den Portugieſen her, wenn es wahr iſt, daß Carteſius ſein Lehrgebäude, von der Seele der Thiere, aus des Gomez Pe-

reira

reira Werke genommen hat. Cordeiro, ein berühmter Jeſuit in Liſſabon, war, wegen ſeiner Abneigung für die Peripatetiſche Lehre, in welche er neue Ausſichten zu mengen anfieng, auch einer von den Vorläufern dieſes großen Philoſophen. Der Fortgang in der guten Phyſik iſt langſamer geſchehen. Der Arzt Leitao, und Alexander Guſman, ein Liebling des vorigen Königs, ſind die erſten, die ſie in Portugal eingeführet haben. Carteſius, Newton, und Leibnitz, haben heutiges Tages einige Anhänger daſelbſt, inſonderheit unter den Theatinern, und Vätern des Oratorii. Man rühmet die philoſophiſchen Ergötzungen des Pater Almeida, und das Cabinet der Phyſik der regulären Chorherren des heil. Auguſtinus. Ich darf den Herrn Verney nicht vergeſſen, der eine vortrefliche Logik, in lateiniſcher Sprache, zum Gebrauche ſeiner Landesleute herausgegeben hat. Er hatte ſchon eine Abhandlung über die Wiſſenſchaften, und eine Einleitung in die Philoſophie, bekannt gemacht, welche ohnfehlbar in den Schulen ſeines Landes werden eingeführet werden, ſo wie ſie ſchon in den meiſten Schulen von Italien aufgenommen worden ſind. Der Herr Ludwig Anton Verney, Archidiaconus zu Evora,

der

der ſich in Rom niedergelaſſen hat, wo er ſich durch ſeine Kenntniſſe hervorthut, iſt ein Portugieſiſcher Philoſoph, deſſen Verdienſte ſeinem Vaterlande zur Ehre gereichen, unerachtet er abweſend iſt.

Die Schiffskunſt, und die Geographie, haben den berühmten Magellanes aufzuweiſen, von dem noch ein Tagebuch ſeiner Schiffahrt vorhanden iſt; imgleichen Gomez von St. Eſtevan, der ſeine Reiſen durch Europa beſchrieben hat. Franciſcus Dos-Santos, der die Kunſt Schiffe zu bauen, mit Kupfern herausgegeben hat, wo der Durchſchnitt, und alle Theile eines Schiffes, zu ſehen ſind. Ferreira Reymann, der Verfaſſer eines ſehr beliebten Reiſebuchs von Indien. Franciſcus Alvarez, dem man eine hiſtoriſche Beſchreibung von Aethiopien zu verdanken hat. Johannes Baptiſta Labanha, der eine Beſchreibung der zwey und zwanzig Spaniſchen Provinzen, und ein Werk über die Schiffahrt, hinterlaſſen hat. Carvalho da Coſta, der eine Portugieſiſche Geographie, und einen Auszug der Geographie, ferner einen aſtronomiſchen Wegweiſer, und eine Lehrart der Aſtronomie geſchrieben hat. Caſpar

Bar-

Barreiros, ein Franciſcaner, von welchem man eine Abhandlung über das Land Ophir, woher Salomon ſeine Schätze bekam, aufbehalten hat. Laurentius von Guzmann, welcher zeigt, auf was für verſchiedene Arten man ein Schiff, welches leck iſt, ohne Beyhülfe der Schiffsleute, vom Waſſer befreyen kann. Mendez Pinto, welcher nach und nach Laquay, Matroſe, Kaufmann, und Mißionnair war, heurathete, und ſturb in Spanien, und hinterließ eine ſehr fabelhafte Geſchichte ſeiner Begebenheiten, die in verſchiedene Sprachen überſetzt worden iſt.

Die Hiſtorie rühmet Bernhard von Brito, einen Bernhardiner-Mönch, welcher rein, anſtändig und genau, die Geſchichte ſeines Landes, und Ordens, beſchrieben hat. Johannes dos-Santos, ein Dominicaner-Mißionnair, von dem man eine ziemlich gute Geſchichte von Aethiopien hat. Andreas von Reſendé, der unter mehr als funfzig verſchiedenen Werken, einige über die Alterthümer ſeiner Nation hinterlaſſen hat. Jacobus von Couto, der die Hiſtorie von Indien fortgeſetzet hat, welche Johannes von Barros, der Portugieſiſche Livius, angefangen hatte.

Damian

Damian von Goes, der unter einer großen Menge Schriften auch eine Abhandlung über die Geſandtſchaft zu dem Prieſter Johannes, und eine Beſchreibung von der Belagerung der Stadt Löwen, verfertiget hat. Lopez de Caſtanheda, Verfaſſer einer Beſchreibung der Entdeckung, und Eroberung von Indien, wo er ſelbſt geweſen war; er iſt hernach als Pedell, bey der Univerſität von Coimbra, geſtorben. Freire **Maſcarenhas**, der alle Länder durchreiſet hatte, alle Europäiſche Sprachen redete, und von allen Academien in Portugal war, hat die Begebenheiten ſeiner Zeit, den Ryswickiſchen Frieden, die Thronfolge von Spanien, die Schlacht von Oudenarde, den Tod Ludwig XIV, die Geburt, Vermählung, und den Tod der Fürſten, und vornehmen Perſonen, Unternehmungen, Belagerungen, Schlachten, Friedensſchlüſſe, Thronsabſetzungen, Ermordungen, Erdbeben, u. d. m. beſchrieben. Alles was er geſchrieben hat, hat er geſehen, und alles was er geſehen hat, hat er erzählet. Er iſt der erſte, der, im Jahre 1715, die **Zeitungen** in Portugal einführte; aber unter der itzigen Regirung ſchreibt mau keine mehr. Ein anderer **Mascarenhas**, Biſchof, und Sohn des Marquis von Montalva, hat mehr

als vierzig Handſchriften über allerhand Materien, inſonderheit hiſtoriſche und Kirchen-Sachen, hinterlaſſen. Die genealogiſche Geſchichte des königlichen Hauſes, von dem Pater Cajetan von Souſa, Theatiner, wird ſich ſo lange, als die Größe und das Anſehen des durchlauchten Hauſes, erhalten, das ſeinen Gegenſtand machet.

Die beſondere Geſchichte von Portugal hat mehr als ein gutes Werk aufzuweiſen: dieſes Lob aber verdienet inſonderheit das Leben des Infanten Don Ludwig, von dem Grafen von Vimioſo, deſſen leichter, edeler, und feiner Styl, allgemeinen Beyfall gefunden hat. Die Portugieſen fangen an, ein Mißfallen an ſchwülſtigen Erzählungen, Spitzfindigkeiten, Wortſpielen, und gezwungenen Vergleichungen, zu äußern, welche ehedem für Witz gehalten wurden, und Unwiſſende blendeten. Sie haben auch kein ſo großes Zutrauen mehr zu den alten abergläubigen Meynungen, und glauben nicht ſo leicht an übernatürliche Ereignungen.

Die Grammatik bietet einen Hieronymus Cardoſo dar, der eine berühmte Schule in Liſſabon gehabt hat. Nachdem er blind geworden war, trat ſeine Tochter an ſeine Stelle,

und fuhr fort, Unterricht zu geben. Dieſer Grammaticus hat verſchiedene Werke herausgegeben, unter andern, eine Widerlegung des Deſpauterre, und ein Lateiniſches und Portugieſiſches Wörterbuch, das erſte, das in dieſem Lande erſchienen iſt. Man ſagt auch von einem Pater Alvarez, einem Jeſuiten, der über die Grammatik geſchrieben hat; aber die Fehler ſeiner Lehrart haben den Antonius Felix von Mendez aufgemuntert, eben dieſe Materie auszuarbeiten, der ſich darinnen bis zu dem erſten Range erhoben hat. Ferreira da Coſta that ſich in Lateiniſchen Ausarbeitungen hervor; ſo wie ſich Joſeph Caetano auch einen ziemlichen Ruhm dadurch erworben hat. Die hieſige Congregation des Oratorii wird als ſehr geſchickt in dieſer Wiſſenſchaft angeſehen, und ihre herausgegebene Schriften ſind hochgeſchätzet.

Die geiſtliche, und weltliche Beredſamkeit, in Portugal, iſt noch auf ſchwachen Füſſen; und, unerachtet der Anleitung des Ciprianus Soares, eines gelehrten Jeſuiten, der über die Redekunſt geſchrieben hat, herrſchet der Geſchmack an verblümten Gleichniſſen, Gegenſätzen, und orientaliſcher Schwulſt,

noch auf der Kanzel, und vor Gerichte. Unterdeſſen giebt es in der Hauptſtadt etliche gute Schriftſteller, die ſich nach den Franzöſiſchen Muſtern gebildet haben, und die großen Triebfedern der Empfindung, und Ueberredung kennen. Der Pater Caetan de Bem, Pegado de Silva, der Pater San-Antonio, und der Jeſuit Vieira, haben unſere guten Prediger nachgeahmet. Letzterer hat eine Sammelung Faſtenpredigten herausgegeben, die man mit des Bourdaloue ſeinen vergleichen kann. Hiernächſt war er derjenige in Portugal, der ſeine Sprache am beſten wußte. Er kām wegen ſeiner Freymüthigkeit im Predigen zweymal in die Inquiſition. Man rühmet die Leichen- und Lobreden des Gama, und die Predigten des Pater Quental, von dem ich bereits Erwähnung gethan habe.

Die epiſche Dichtkunſt pranget mit der Luſiade von Camoens; mit der Uliſſee des Pereira de Caſtro; mit des Antonio de Souſa Erbauung von Liſſabon; mit des Michael Sylveira Gedichte vom Machabäus; mit dem vom Alphonſus, durch Vaſconcellos; mit dem wiedereroberten Portugal von Don Menezes; und mit der Henriade, von ſeinem Sohne,

dem Grafen Ericeira. Noch andere Dichter, wie Baccelar, Monte = Mayor, Ribeiro, Emanuel, und Roderich Lobo, haben ſich in paſtoraliſchen Sachen hervorgethan. Ich muß den Sa da Miranda nicht vergeſſen, deſſen Hirtengedichte ihm den Namen des Portugieſiſchen Virgils, ſo wie Roderichen Lobo des Theocrits, zu wege gebracht haben. Miranda iſt der erſte, der ſeinen Landesleuten die Satyre gezeiget hat: er brachte ſie, unter der Einkleidung der Comedie, nach Hofe. Don Ferdinand de Soto=Mayor, der eine Enkelinn dieſes Dichters geheurathet hatte, ſchätzte ſeine Handſchriften ſo hoch, daß er ſie als eine anſehnliche Summe von der Mitgabe ſeiner Frau anſah. Von Joſeph Freyra hat man ein Hundert Epigrammen; von Flavio Jacobo zwey Bände moraliſche Diſticha; von Diego d'Andrade ein Gedicht von den Siegen über die Indianer; von Heinrich von Gomez ein Heldengedicht über Simſon; von Antonio des Reys, die Fabel von Polyphemus, und einen großen Theil der Ovidianiſchen Verwandelungen, in kurzweiligen Verſen. Der Schuhflicker Bandora war der Noſtradamus, und zugleich der Meiſter Adam, der Portugieſen. Dichter, und auch Prophet zu ſeyn, war zu

 viel,

viel, um von der Inquiſition unbemerket zu bleiben. Er war daher einer von denen, die im Jahre 1641 in einer Auto = de = Fe verurtheilet wurden; er kam aber, mit einigen Monaten Gefängniß, los. Man behauptet, er habe in ſeinen Verſen die Veränderung, wodurch das Haus-Braganza auf den Thron gekommen iſt, vorhergeſaget. Portugal pranget ferner mit den Gedichten des Pater Cajetanus de Lima, Euſtatius d'Almeida, der Herren Pereira da Coſta, Felix Mendez, Villar = Major, Texeira, u. a.

Die Portugieſiſche Schaubühne zählet unter ihre dramatiſchen Schriftſteller einen Dias Baltheſar, von der Inſel Madera, welcher alte Schauſpiele verfertiget hat, von denen, die Auto genennet werden, und mehrentheils von geiſtlichen Materien handeln, ſo wie in Frankreich die ehemaligen Myſteria waren: einen Henrich von Gomez, Verfaſſer von zwey und zwanzig Comedien, die man nur nach ihren wunderlichen Titeln kennt, als: betrügen, um zu regiren; Argwohn verdunkelt die Sonne nicht: das, was zu Mitternacht vorgeht; die zurückgehaltene Sonne, u. d. Gil Vicente, den man als den Plautus von Portugal anſieht, hat dem Lopez de

Vega,

Vega, und dem Quevedo, zum Muſter gedienet. Eraſmus erlernete das Portugieſiſche blos deswegen, daß er ſeine Comedien leſen konnte. Die Stücken des Antonio Joſeph, der des Judenthums wegen verbrennt worden iſt, ſind in vier Bände zuſammen getragen, und werden in Liſſabon alle Tage aufgeführet. Als er ſich zum drittenmale des Ueberganges zu der Jüdiſchen Religion ſchuldig gemacht hatte, wollte er lieber ſterben, als widerrufen. Man ſagt für gewiß, daß, als er auf den Richtplatz geführet wurde, er zu den Inquiſitoren geſaget habe: „ich bekenne eine Religion, die, wie ihr ſelbſt wiſſet, Gotte angenehm geweſen iſt; ich glaube, daß ſie Gott noch jetzt liebet, ihr aber meynet, ſie ſey ihm nicht mehr gefällig; und weil ihr ſo denket, verdammet ihr diejenigen zum Feuer, welche glauben, daß Gott das, was er einmal geliebet hat, beſtändig liebe. Ihr werft den Mahometanern vor, ſie hätten ihre Religion durch das Schwerd eingeführet, und ihr habet Recht: allein, ihr müßet die eurige nicht durch Feuer behaupten wollen, ſonſt verlieret ihr den Vorzug, den ihr vor den Mahometanern habt. Ihr ſucht euere Religion als göttlich zu beweiſen, wenn ihr ſaget, ſie ſey bey den Verfol-

gungen der Heyden, und bey dem vergoſſenen Blute der Märtrer dennoch gewachſen; itzt aber ſtellet ihr ſelbſt Diocletiane vor; und machet, daß unſere Religion an die Stelle der euerigen tritt. Ihr verlanget, wir ſollen Chriſten ſeyn, und ihr wollet keine ſeyn. Seyd doch wenigſtens Menſchen, und geht mit uns ſo um, als wie ihr thun würdet, wenn ihr gar keine Religion, und keine Offenbarung hättet. Hat euch der Himmel ſo begünſtiget, daß er euch die Wahrheit gezeiget hat, ſo ſeyd ihr freylich ſeine geliebten Kinder; gebühret es aber Kindern, die das Erbtheil ihres Vaters beſitzen, diejenigen zu haſſen, welche es nicht haben? Die Eigenſchaft der Wahrheit iſt, die Herzen und Gemüther zu beſiegen; heißt es aber nicht, ſein Unvermögen bekennen, wenn man die Wahrheit durch peinliche Strafen aufdringen will? Wenn jemand von den Nachkommen jemals behaupten wollte, die Europäiſchen Völker wären in unſerem itzigen Jahrhunderte geſittet geweſen, ſo wird man euch als einen Beweis anführen, daß ſie Barbarn waren„.

Die **Bücherkenntniß** verehret die Arbeiten eines Cardoſo, des Pater da Cruz, des Barreto, Brito, und Freitas, welche theils

Mate-

Materien geliefert, theils Abhandlungen hinterlaſſen haben, die der gelehrte Diego **Barboſa**, von Liſſabon, genutzet hat, um eine hiſtoriſche, critiſche, und chronologiſche Bibliothek alter Schriftſteller ſeines Landes, in zwey oder drey Folianten, herauszugeben. Vor einiger Zeit druckte man ein gelehrtes **Journal**, in Liſſabon, nach Art derer von Paris, und London; allein die Unbeſcheidenheit des Verfaſſers, und ſeine beſtändige Neigung zur Satyre, zogen ihm eine gerechte Beſtrafung zu, und ſein Privilegium wurde unterdrücket.

Die Portugieſiſche **Litteratur** nennet die Macedo, Moraes, Oſorio, Mello, Meneʒes, u. a. Der berühmte Pater **Macedo**, ein Jeſuit, war zu Coimbra gebohren, und verließ die Geſellſchaft, um in den Orden des heil. Antonius, und hernach in den Franciſcanerorden zu treten. Er begleitete verſchiedene Geſandten nach Frankreich, Italien, und England, und ſturb im achtzigſten Jahre, nachdem er an vielen Oertern von Europa eine unglaubliche Menge Schriften aller Arten hinterlaſſen hatte. In Venedig vertheidigte er Theſes, de omni ſcibili; er redete alle alte, und neue

Sprachen, war ein Dichter, Redner, Geſchichtsſchreiber, Philoſoph, Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften, und ein Gottesgelehrter: kein Schriftſteller in Portugal hat jemals in größerm Rufe geſtanden. Er hat ſechzig Lateiniſche Reden, drey und funfzig Lobreden, und zwey und dreyßig Begräbnißreden öffentlich gehalten. Er hat acht und vierzig Gedichte, hundert und drey und zwanzig Elegien, hundert und funfzig Grabſchriften, zweyhundert und zwölf Zueignungsſchriften, und mehr als zwey tauſend Epigrammen, verfertiget. Unter anderen ſeiner Werken merke ich an, eine poetiſche Beſchreibung des heiligen Oels; Verſe auf die Bildſäule Ludwig XIII, zu Pferde; eine Beſchreibung des Landhauſes des Erzbiſchofs von Aix; eine Tragi-Comedie des Orpheus, welche vor Ludwig XIV, aufgeführet worden iſt; eine Vergleichung zwiſchen Scotus, und dem heil. Thomas; eine academiſche Rede, worinnen unterſuchet wird, „wer bey der Vorſtellung eines Theaterſtückes am meiſten Vergnügen finden würde, ein Tauber der ſie ſähe, oder ein Blinder, der ſie hörete?„

Der Name Macedo iſt für die Portugieſiſche Litteratur glücklich: denn, außer dem benenn-

benennten, ſind noch ein **Eduard**, und ein **Antonius**, derer Schriften einen großen Catalogus ausmachen würden. **Eduard** hat unter anderen Schiften, den Ariſtippus, von Balzac, in das Portugieſiſche überſetzet; und Antonius hat, nebſt verſchiedenen anderen Werken, unter den ſonderbaren Titel, von Eva und Ave, abgehandelt, „den zweyerleyen Zuſtand der Welt, wie er verfallen ſey, unter Eva, und wieder erhoben worden durch Ave„.

Moraes, zu Anfange des ſechszehnten Jahrhundertes in Braganza gebohren, iſt der Verfaſſer des Palmerino, eines Romanes aus der Rittergeſchichte, von welchem Cervantes ein ſehr vortheilhaftes Urtheil fällt, wenn er in dem Don Quichotte, den Pfarrer ſagen läßt, daß dieſer Roman verdiente, eben ſo ſorgfältig aufbehalten zu werden, als die Werke des Homerus von dem Darius, in ſeiner Scatolle, verwahret wurden. Moraes hat auch den Roman, Primaleon, den Sohn des Palmerino, verfertiget. Dieſer Schriftſteller iſt an dem Thore von Evora ermordet worden.

Hieronymus **Oſorio**, der Portugieſiſche Cicero, ſtudirte die Philoſophie zu Paris, machte ſich bekannt, und ſtiftete eine vertraute

Freund-

Freundſchaft mit dem berühmten Ignatius Loyola, nachherigem Stifter der Geſellſchaft der Jeſuiten, und itzigem heiligem Ignatius. Man ſchätzet ſeine Abhandlungen hoch, von dem weltlichen, und chriſtlichen Adel, welche Guillotiere in das Franzöſiſche überſetzet hat; ingleichen die, vom Ruhme, wodurch er den Verluſt eines Werkes des Römiſchen Redners über dieſe Materie hat erſetzen wollen, und den Styl ſeines Muſters völlig nachgeahmet hat. Seine übrigen Schriften ſind, ein Tractat von der Unterweiſung eines Prinzen; eine Erklärung des Hiob; eine Geſchichte des Königes Emanuel; Reden über die Gerechtigkeit; und über die Klugheit; und eine Überſetzung der Klaglieder Jeremiä in griechiſchen Verſen, die er noch auf der Schule gemachet hat.

Verſchiedene Schriftſteller, die den Namen **Mello** führen, haben in der Portugieſiſchen Litteratur einen vorzüglichen Rang. **Emanuel**, vom Orden Chriſti, iſt einer der fruchtbareſten, welche dieſe Nation hervorgebracht hat. Mello, als ein geſchickter Politicus, guter Philoſoph, zierlicher Geſchichtſchreiber, und ſinnreicher Dichter, ſchrieb in allen Arten, und man rechnet näher hundert Werke, die aus ſeiner

ner Feder gekommen ſind. Inſonderheit hält man ſeine Kriegs-Politik hoch; ſeine Geſchichte der Unruhen in Catalonien; ſeine Lebensregeln für verheurathete Perſonen. Man hat auch vier Geſpräche von ihm, unter den Titeln: die redenden Uhren; das geitzige Schreibezeug; der Brunnen-Beſuch; und das Hoſpital der Wiſſenſchaften. Unter ſeinen Handſchriften findet ſich eine Beſchreibung von Braſilien, die den Titel führet: das Paradis der Mulaters, das Fegefeuer der Weißen, und die Hölle der Schwarzen.

Von den beyden **Menezes**, Grafen von **Ericeira**, dem Großvater, und Enkel, hat der erſtere das Leben Johannes I; einen Theil der Geſchichte der Portugieſen; die Geſchichte von Tanger; u. m. geſchrieben: der zweyte, dem ſein Großvater das Lateiniſche, ſeine Mutter das Franzöſiſche, ſein Vater Italieniſch, und ſeine Großmutter das Spaniſche gelernet hatten, hat mehr als hundert Werke geſchrieben, unter welchen man acht und vierzig Vergleichungen berühmter Männer, und zwölfe von berühmten Weibern in Portugal, zählet; eine Abhandlung über den Werth der Münzen in dieſem Königreiche; eine Sammlung poetiſcher

tiſcher Werke; und eine Ausarbeitung über die Zahl zwey und zwanzig, bey Gelegenheit daß zwey und zwanzigerley Sorten Römiſcher Münzen, den 22 October, in Liſſabon waren gefunden, und dem Könige, an ſeinem zwey und zwanzigſten Geburtstage, überreichet worden.

Hätten ſie wohl geglaubet, Madame, daß die Portugieſiſche Litteratur, davon Sie wohl nicht mehr, als den Camoens, und etliche Reiſebeſchreibungen, gekennet haben, ſo fruchtbar an Schriftſtellern wäre? Lange Zeit haben die von den Mauren beherrſchten Portugieſen in der Knechtſchaft, Unwiſſenheit, und Barbarey gelebet. Ihre Tapferkeit hat endlich das Joch abgeſchüttelt; allein, durch die Gewohnheit, blos mit den Waffen umzugehen, nahmen ſie ein kriegeriſches Weſen an, das ſie zu einer ſittſamen Lebensart ungeſchickt machte. Sie brachten den Krieg nach Africa, Aſia, und America; und nach den, auf den weiten Meeren, überwundenen Schwierigkeiten, ſetzten ſie durch ihre Entdeckungen die ganze Welt in Verwunderung. Doch ihre große Reiſen machten, daß ſie die Wiſſenſchaften vernachläßigten; der Degen war in der Hand derjenigen, welche die Pinſel der Calliope hätten

führen

führen können; und Mars allein war ihr Apollo. Endlich ſah man etliche Strahlen des Lichts auf der Univerſität zu Coimbra ſchimmern; und Portugal fieng an, ſeine Geſtalt zu verändern. Carteſius lehrete hernach der Nation denken, und befreyete ſie von denen Feſſeln, worinnen die alten Vorurtheile ſie gefangen hielten. Nunmehr ſind die Wiſſenſchaften bey ihnen ſchon über ihren Aufgang hinaus; und aus meinen in aller Art von Litteratur, angeführten Beyſpielen können Sie Sich eine richtige Vorſtellung von ihrer itzigen Verfaſſung machen. Die gegenwärtige Regirung kündiget auch noch hellere Tage an. Der Fürſt würdiget die Künſte und Wiſſenſchaften ſeines Schutzes, und muntert den Nacheifer durch Belohnungen auf. Die Vornehmſten unter dem jungen Adel errichten unter ſich kleine litterariſche Geſellſchaften, wo alle unſere guten Schriften geleſen werden. Die theatraliſchen Werke des Herrn von Voltaire; ſeine Henriade; der Geiſt der Geſetze; die Kriegskunſt des Königs von Preuſſen; ſind beſtändig in den Händen dieſer wißbegierigen jungen Edelleute, und um ſich ſolche bekannter zu machen, beeifern ſie ſich, ſie zu überſetzen. Sie wiſſen dabey auch, die Uebung in den Waffen

ſen mit der Aufklärung des Verſtandes zu verbinden; und ich kenne Portugieſiſche Herren, welche, bey ihren militäriſchen Beſchäftigungen, den vertrauten Umgang mit den Muſen, niemals unterbrochen haben. Verſchiedene von ihnen reden das Lateiniſche, Franzöſiſche, Italiäniſche, Engliſche, und Spaniſche, zierlich; ſie wiſſen die Hiſtorie, die Mathematik, und die Phyſik. Selbſt die Zärtlichkeit des ſchönen Geſchlechts, und die Zerſtreuungen des Vergnügens, benehmen den Damen am Hofe keinesweges ihren Antheil an dieſem glücklichen Geſchmacke. Ich will nur zum Beyſpiele die Herzoginn **Anna** von **Lothringen**, Staats-Dame bey der Königinn, anführen, welche alle Sprachen weiß, und, bey Vereinigung der Wiſſenſchaften mit den ſchönen Künſten, ſo vortreflich malet, daß man auch den größten Künſtler dießfalls nicht mehr bewundern könnte.

Ich bin, u. ſ. w.

Braga, den 25. April, 1754.

Der

Der 190 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Die Provinz Beira gränzet mit der, davon ich in meinem vorigen Briefe geredet habe. Ihre vornehmſten Städte ſind Lamego, Aveiro, und Coimbra. Aveiro, ſagt man, hat die beſondere Freyheit, daß kein Fremder die Nacht, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, daſelbſt bleiben darf. Man ſieht auch ein Nonnenkloſter, worinnen nur adeliches Frauenzimmer aufgenommen wird, welches von alten Chriſten herſtammet, daß heißt, die weder von Mauriſcher, noch von Jüdiſcher Herkunft ſind. Das Herzogthum Aveiro iſt eines der wichtigſten in Portugal. Nach der Staatsveränderung, wodurch der Herzog von Braganza auf den Thron kam, entzog es dieſer Fürſt ſeinem Eigenthümer, der der Parthey des Königes von Spanien zugethan blieb, und keinen anderen Souverain erkennen wollte.

Coimbra, oder Conimbra, iſt eine ziemlich große Stadt, ſechs oder ſieben Stunden vom Meere, am Ende einer Ebene, auf einer

Höhe gelegen, die ſich bis an den Fluß Mondego erſtrecket. Ihr Anſehen iſt ſchön; und vom weiten macht man ſich noch einen größern Begrif von ihr, als ſie verdienet. Doch wenn man in die Stadt kommt, ſpüret man wohl, daß ſie ehedem die Reſidenz der Monarchen geweſen, und endlich verlaſſen worden iſt. Die wenigen, übrig gebliebenen, alten Gebäude ſind mehr in dem Gothiſchen, als Mauriſchen Geſchmacke. Coimbra iſt der Sitz eines Biſchoffes, eines Inquiſitionsgerichtes, und einer ehedem ſehr berühmten Univerſität, der Mutter der Portugieſiſchen Gelehrten, wo aber blos die Ariſtoteliſche Philoſophie, mit allen theologiſchen Sophiſmen, Schulſpitzfindigkeiten, und Pedantereyen, gelehret wird. Man zählet daſelbſt ſieben Lehrſtühle in der Theologie, zehne in dem Civil-Rechte, ſieben in dem Canoniſchen Rechte, ſieben in der Medicin, einen mathematiſchen, einen in der Muſik, und mehr als vier tauſend Schüler, welche ihr Leben in Zerſtreuung, und Unwiſſenheit, zubringen. Ihre große Beſchäftigung iſt, Zahnſtocher von Buchsbaumholze zu machen. Das, in allen dieſen Schulen übliche Latein, iſt ein Miſchmaſch vom Italieniſchen, und Portugieſiſchen. Die hieſige Inquiſition erhält ſich bey einem

Theile

Theile ihres alten Anſehens, und ihre Beyſitzer ſind noch ſehr mächtig; unerachtet dieſes Gerichte nicht ſowohl zum Feuer verdammet, wie ehedem, ſondern mehr eine Policey-Gerichtsbarkeit ausmachet, die von der Staatsklugheit geleitet, und vom Hofe regiret wird. Ich ſah einen Lackey, der ein Piſtol, und einen Dolch, bey ſich trug, welches eigentlich niemanden, auch in Liſſabon, erlaubet iſt. Man gab mir zur Antwort, ein Bedienter des Groß-Inquiſitors könnte noch etwas viel ärgeres unternehmen, ohne daß man es ihm verwehren dürfe; ich würde aber ſonſt niemanden ſehen, der es ihm nachthun wollte.

Die Stadt Coimbra hat viele Freyheiten von den Königen von Portugal erhalten, derer ſieben daſelbſt gebohren, und verſchiedene begraben worden ſind. Man ſieht eine große Menge Kirchen, Klöſter, und andere prächtige Monumente, als die Cathedralkirche, eine ſchöne Brücke, und eine prächtige Waſſerleitung. Das Haus der Jeſuiten, welches aus ſechszehn Hauptgebäuden (corps-de-logis) beſteht, iſt eines der ſchönſten dieſer Geſellſchaft. Es haben bis dreyhundert Ordensgeiſtliche darinnen Platz, und es nimmt die vornehmſte Gaſſe der Stadt ein.

Man zeigt auch noch ein altes Gebäude, worinnen zu der Zeit, da die Könige Hof in Coimbra hielten, Münze geſchlagen wurde. Die erſte Portugieſiſche Münze iſt in Porto gepräget worden; auf dem Reverſe ſtund das Wappen dieſer Stadt, welches Thürme vorſtellet, worunter ein Fluß hinfließt. Weil dazumal noch keine Künſtler in dem Königreiche waren, die dieſe Arbeit verrichten konnten, rufte man ſie aus fremden Ländern, und verwilligte ihnen große Freyheiten. Heutiges Tages iſt die Münze in Liſſabon angeleget. Sie hat ihren eigenen Gerichtsſtuhl, wo der Schatzmeiſter den Vorſitz, und zu Gehülfen zwey Wagemeiſter hat, nebſt zweyen Schreibern über Einnahme, und Ausgabe. Ueberdieß ſind noch ein Schmelzer, ein Scheider, ein Wardein, und eine Menge Unterbedienten dabey, die alle von dem Schatzmeiſter ernennet werden. Dieſer Gerichtshof ſteht unter der Rentkammer; und dem Veedor, oder Oberaufſeher der Indianiſchen Angelegenheiten gehöret, wenn er gegenwärtig iſt, die Präſidentenſtelle.

Der Urſprung der Münzen in Portugal, und unter welchem Könige ſie zuerſt geſchlagen

gen worden, iſt nicht wohl mit Gewißheit zu beſtimmen. Man weiß nur, daß vor Alters nach Pfunden gerechnet wurde, und daß man ſilberne und kupferne Stücken von ſehr geringem Werthe hatte. Heut zu Tage rechnen die Portugieſen nach **Reis**, die noch keinen Franzöſiſchen Denier gelten, und derer hundert und achtzig ein Franzöſiſches Pfund ausmachen. Die älteſte Münze, die man von dieſem Königreiche hat, iſt ein **Goldſtück**, fünf hundert Reis werth, davon ſechzig Stück eine Mark wiegen würden. Sie iſt aus dem zwölften Jahrhunderte, und ſtellet auf der einen Seite den König, Sanctius I, zu Pferde, und gewafnet vor; auf der andern, ein Kreuz, mit vier Sternen *, um welche dieſe Worte, abgekürzet, ſtehen: in nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti, Amen. (Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, Amen.) Dieſe Münze iſt bis in das vierzehnte Jahrhundert gangbar geweſen; wenigſtens findet man vom Sanctius I, bis auf Alphonſus IV, keine andere.

*) Der Portugieſiſche Geſchichtſchreiber, Faria y Souſa, in ſeiner Epitome, beſchreibt ſie anders.

Letzterer ließ zu Liſſabon, und zu Porto, Silbergeld ſchlagen, wovon einiges mit einem L, und anderes mit einem P, bezeichnet war, um die Münz-Stadt anzuzeigen. Des Fürſten Bildniß iſt auf dieſer Münze nicht zu ſehen; aber unter ſeinem Namen ſteht eine Krone, mit der, auch auf der andern Seite, befindlichen Aufſchrift: Sit nomen Domini benedictum. (Der Name des Herrn ſey gebenedeyet.) Dieſes ſind die älteſten Silbermünzen, die man in Portugal kennet; und wollte man ſie nach dem heutigen Fuße ſchätzen, ſo würden ſie ohngefähr vierzig Reis gelten.

Ich bin nicht Willens von allen Münzſorten, die unter den folgenden Regirungen ſind geſchlagen worden, zu reden; aber ich kann nicht unterlaſſen, zu wiederholen, daß, als Alphonſus V, den Kreuzzug übernommen, und angelobet hatte, mit ſeiner Armee in das gelobte Land zu gehen, er eine beſondere Münze von dem feineſten Golde ſchlagen ließ, welche zwey Grane mehr hatte, als die übrigen Ducaten in der Chriſtenheit, damit ſie auf dem ganzen Wege deſto ungehinderter genommen würde. Man nennete ſie Cruzado, weil ſie zum Gebrauche der Kreuzbrüder beſtimmet war.

Auf

Auf der einen Seite ſtund das Kreuz des heil. Georgius, mit den umſtehenden Buchſtaben: Adjutorium noſtrum in nomine Domini; (unſere Hülfe in dem Namen des Herrn;) auf der andern Seite war der königliche, gekrönte, und auf das Ordenskreuz von Avis gelegte Schild, mit der Umſchrift: Cruſatus Alphonſi quinti, Regis. (ein Cruſade des Königes, Alphonſus V.)

Nach der Zeit hat man auch ſilberne Cruſaden gepräget; und dieſer Name iſt unter dem Portugieſiſchen Gelde noch heutiges Tages einer der gebräuchlichſten. Von letzterer Gattung giebt es keine Cruſaden unter vier hundert und achtzig Reis. Der alten goldenen Münzen ſind dreyerley Sorten, davon der ſtärkſten, zwey und zwanzig und eine halbe, auf die Mark gerechnet werden, und vier tauſend acht hundert Reis gelten; die anderen betragen die Hälfte, und ein Viertel. Man hat neuere gemacht, welche Stuffenweiſe von vier hundert und achzig Reis, bis zu ſechs und ſieben tauſend, gehen. Die geringſten, die man Cruſaden nennet, betragen den zehnten Theil der alten Goldmünze. Uebrigens iſt alles Geld, das von Silber,

 ohne

ohne Zuſatz, gepräget wird, ſo rar in Portugal, daß auch der reichſte Kaufmann kaum für funfzig Piſtolen würde zuſammen bringen können. Sie werden ſich darüber nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Stücken, da ſie gegen Gold zehn pro Cent weniger gelten, als in anderen Ländern, von den Fremden vorzüglich weggenommen werden, und alsdenn im Handel fehlen. Die Regirung ſucht ſolches durch kleine goldene, und durch eine Menge kupferner Münze, zu erſetzen. Man giebt vor, daß wenn man den Werth des Silbers gegen Gold, wie in anderen Reichen, vergleichen wollte, zu befürchten ſtünde, dieſe Veränderung möchte dem Preiſe der Waaren, und der Lebensmittel, nachtheilig ſeyn. Es iſt auch bey Lebensſtraſe verboten, Goldſtaub aus Braſilien kommen zu laſſen, weil die Fremden ihn aufkaufen, und der König um den großen Gewinn kommen würde, den er bey Ausprägung der Münze findet.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß man zu Coimbra ſo unreinlich wohnet, als man es in dem ſchlechteſten Wirthshauſe auf dem Dorfe nicht ſeyn würde. Die Menſchen eſſen daſelbſt wie die Thiere, ohne ſich

der Hände zu bedienen. Man giebt jedwedem ſeinen Theil Gemüſe auf einem Teller, wie eine Pyramide gehaufet; und alle fahren mit dem Maule darnach, und beißen hinein. In unſerm Wirthshauſe hatten wir weder Löffel, noch Gabeln. Auf dem ganzen Tiſche war nur ein einziges Meſſer, das man ſich einander zum Gebrauche zuwarf.

Als ich in die Stadt kam, ſah ich verſchiedene Weiber in der Sonne ſitzen, die ihrer Männer Kopf in ihrem Schooſe hielten, und ihn lauſeten. Die Aernde war ergiebig; und dieſe ſchmuzigen Creaturen, um ihren Männern deſto mehr Liebe zu bezeigen, knackten das ekelhafte Ungezieſer mit den Zähnen, als wenn es das auserleſenſte Gerichte wäre. Die Männer, ihrerſeits, erwieſen den Weibern die nämliche Galanterie. Beyderſeits bezeigen nicht die geringſte Unruhe, den Kopf voller Läuſe zu haben. Die Weiber beladen ſich mit Friſür, und Puder, welches dieſen Thieren zur Nahrung, und zum Aufenthalte, dienet. Bey allem dieſem wenden ſie viele Sorgfalt auf ihren Haarputz, und gehen beſtändig, auch auf der Gaſſe, in bloſem Kopfe. Man gewöhnet ſie von Jugend auf dazu: auch die Männer

ſind dergeſtalt daran gewöhnet, daß ſie, ſogar im Winter, wenn ſie nach Hauſe kommen, ihre Perücke weglegen, keine Mütze aufſetzen, und niemals Beſchwerung deswegen empfinden. Es iſt ſolches vermuthlich mehr eine Wirkung des Clima, als der Gewohnheit; denn eine Franzöſinn hat mir verſichert, daß, da ſie die erſten Jahre ihres Aufenthaltes, in Liſſabon, von Flüſſen ungemein geplagt geweſen wäre, man ihr gerathen hätte, in bloſem Kopfe zu gehen; und dieſes ſey das einzige Mittel geweſen, das ihr geholfen habe.

Um wieder auf die Unreinlichkeit in den Wirthshäuſern zu kommen, ſo iſt der Gebrauch, daß man das Fleiſch, ehe man es in den Topf thut, in Stücken ſchneidet, und es hernach wie eine Art von Gehacktem auf den Tiſch ſetzet. Eine Schöpskeule wird ohne Bratpfanne gebraten; man begießt ſie mit Oele, das in die Kohlen läuft, und dem Fleiſche einen abſcheulichen Geruch, und Geſchmack giebt. Dieß iſt nicht genug; man thut noch große Schnitte in den Braten, wodurch aller Saft herausläuft, und ihn ſo trocken machet, wie Holz. Ein Reiſender trift ſelten Betten in den Wirthshäuſern an: man begnügt ſich, ihm ſo

viel Matrazzen zu geben, als er bezahlen will. Ekelhafte Küchenjungen, die beſtändig in bloſen Füßen gehen, warten einem bey Tiſche, und in den Zimmern, auf.

Die Wirthinn, ſo häßlich ſie auch iſt, wird ſich ſelten vor den Fremden ſehen laſſen, um den Mann nicht eiferſüchtig zu machen; doch, kann es unvermerkt geſchehen, ſo nimmt ſie auch die geringſte Gelegenheit mit. Das Portugieſiſche Frauenzimmer, überhaupt genommen, iſt ziemlich ſtark von Leibe, hat eine lebhafte Farbe, ſchöne Augen, ſchöne Haare, ſchöne Zähne. Ihr Anzug iſt nicht vortheilhaft; ſie ſchnüren ſich die Bruſt zu weit herauf, zu weit vor, und zu enge. Sonſt trugen ſie über ihre Kleider noch einen großen ſchwarzen Mantel, der über den Kopf gieng, ſo daß niemand ihr Geſicht, und ihre Geſtalt ſehen konnte, als wem ſie dieſe Gefälligkeit erweiſen wollten; alsdenn machten ſie den Mantel auf eine, dem Scheine nach, ſehr unſchuldige Art auf, ſo als wenn ſie an nichts dächten, und ſich nur ein wenig friſche Luft verſchafften. Einige Perſonen tragen ihn noch in der Kirche. Die Kleidung der Mannsperſonen iſt der anderen Europäer ihrer gleich, aber

aber übel gemacht: hierzu tragen ſie einen langen Degen, den ſie unter dem Mantel haben, und in welchen letzteren ſie ſich hüllen. Die Hofleute tragen faſt alle Uniforme. Der Bürger, und der Pöbel, ſind von einer Unreinlichkeit, die den Juden verräth. Einige vornehme **Weiber** tragen Hauben nach Franzöſiſcher Art; mehrentheils aber gehen ſie in Haaren. Ihre Schuhe ſind ſehr hoch, und breit; und faſt alle haben große Füße, und gehen übel: ſie gehen aber auch nicht viel. Sie ſitzen beſtändig auf den Ferſen; und niemals gehen ſie ſpatzieren. Sie werden ſo eingeſchloſſen gehalten, daß ein jeder, bis auf den geringſten Kaufmann, eine Kapelle in ſeinem Hauſe hat, wo Meſſe geleſen wird, damit ihnen aller Vorwand, auszugehen, benommen werde. Auch die Aermſten leben eben ſo gezwungen; doch hält dieſes weder die einen noch die anderen ab, ſich ſauber anzuziehen.

Einige Stunden von Coimbra iſt ein wunderthätiger **Brunnen**, der, ob er gleich dem Vorgeben nach, nur einen Fuß tief iſt, alles verſchlingt, was hinein geworfen wird. Die Portugieſen behaupten, daß wenn ein Baum, ein Ochſe, ein Pferd, unverſehens hineinfiele,

es

es ohnfehlbar verſinken müßte, ohne daß man es wieder herausziehen, oder wiſſen könnte, wo es hingekommen ſey. Allein, die Portugieſen ſind in ihren Erzählungen, ſo wie in ihrer Geſchichte, voller Wunderwerke, Prahlereyen, und Abentheuer.

Eine andere, noch merkwürdigere Seltenheit, und die ich in dieſer Provinz zu ſehen begierig war, iſt der berühmte See auf dem Berge **Eſtrella.** Wenn man ebenfalls den Portugieſen glaubt, ſo wird man in dem See von Zeit zu Zeit Trümmerrn von Schiffen gewahr, unerachtet er mehr als zwölf Stunden von dem Meere entfernet liegt; und ſo oft das Meer in Bewegung iſt, läßt ſich ſolche auch in dem See ſpüren. Die Einwohner ſind ſo einfältig, daß ſie glauben, die Teufel hätten ihre Wohnung daſelbſt, und jeder Menſch, der eine Todſünde begangen hätte, und ſich unterſtünde nahe hinzugehen, würde ohnfehlbar hineingezogen. Ehe wir unſer Heil verſuchten, hielten wir inne, und ließen unſere Pferde ausruhen: wir hatten hernach noch eine ganze Stunde zu gehen, und kamen an ein kleines Kreuz, wo meine Wegweiſer ihre Seele Gotte von ganzem Herzen empfohlen. Die Erde gab

unter

unter unſeren Füßen einen hohlen Klang von ſich, als wenn wir über einem Gewölbe wären. Ich hielt mein Ohr genau hin, und es kam mir vor, als ob ich einen Strom mit entſetzlichen Lärmen rauſchen hörete. Wir thaten unſern Führern verſchiedene Fragen, die uns aber um Chriſti, und der heiligen Maria Willen baten, Gott nicht zu verſuchen, und nicht zu nahe an des Teufels Wohnung zu gehen.

In weniger als drey Stunden kamen wir oben auf den Berg, und nachdem wir eine lange Zeit über große, auf dem Gipfel befindliche Wieſen gegangen waren, langten wir endlich an dem Ufer des Sees an. Der See ſchien in der Mitten zu zittern, ja er fieng zuweilen an, ein wenig in die Höhe zu wallen: dieß hielt aber einen jungen Fremden, den wir bey uns hatten, nicht ab, ſich darinnen zu baden. Als er auf einige Weite vom Ufer weggeſchwommen war, fühlte er, daß ihn das Waſſer zog: man kann daher vermuthen, daß zu eben der Zeit, da das Waſſer aus der Erde heraufquillt, um dieſen See zu machen, es durch eine andere Oefnung wieder abgezogen wird. Der Schwimmer hatte keinen von denen Teufeln zu beſtreiten, mit welchen man uns gedrohet hatte; keiner

zeigte

zeigte ſich, ihn in den Abgrund zu ziehen; und da unſere Führer ihn geſund und friſch wieder herauskommen ſahen, liefen ſie, ihn zu umarmen, und wiederhohleten tauſendmal mit Verwunderung: il ſanto! il ſanto! (der Heilige! der Heilige!)

Wir ſtiegen den Berg auf einem anderen Wege wieder herab, und kamen an einen Ort, wo ſich große Haufen Schnee ſammeln, welche der Wind in die Tiefen wehet. Dieſen Schnee bedecket man mit Graſe, und Erde, um ihn vor der Sonne zu bewahren; und von hier wird Liſſabon, zur Sommerszeit, mit Eiſe verſorget. Man bringt es, bey Nachtzeit auf Maulthieren bis an den Tejo, und von da zu Schiffe, nach der Stadt, wo das Pfund zwölf bis funfzehn Sols verkaufet wird. Man hat noch keinen bequemern Ort ausfindig gemacht, dieſe Hauptſtadt mit Eiſe zu verſehen, welches den wenigen Fleiß der Einwohner anzeiget, die keine Eisgruben anzulegen bedacht geweſen ſind, unerachtet ſie in der Gegend von Liſſabon Berge haben, wo im Winter allezeit Schnee genug fällt.

Oben von dem Eſtrella entdecket man den Flecken Cavilham, wo vor dieſem viele Tuch-

Tuch- Serge- und Strumpf-Fabriken waren, welche aber, nach der itzigen politiſchen Verfaſſung des Königreichs, eingegangen ſind. Als ich letzthin über dieſe Materie mit einem vornehmen Portugieſiſchen Herrn ſprach, ſagte er zu mir: „die Fremden kommen in Menge, und überreichen dem Könige ſchriftliche Aufſätze, wie unſer Land könnte fruchtbarer gemacht, und Manufacturen angeleget werden; ſie wiſſen aber nicht, daß dergleichen Unternehmungen weder zum Beſten unſeres Staates, noch zur Ruhe der Einwohner, dienlich ſind. Gott hat uns zu Herren von dem Golde gemacht, das wir ohne Mühe in Braſilien finden; wenn dieſes Metall in Portugal wäre, würden wir eben wie Frankreich, und England, Manufacturen haben; denn unſere Reichthümer ſetzten uns in den Stand, Feſtungen zu bauen, und Truppen zu ihrer Vertheidigung zu unterhalten: da aber alle unſer Gold in America iſt, wären wir, im Falle man eine unſerer Seeſtädte eroberte, nicht im Stande, unſere Schätze zu behaupten. Wir haben nichts zu befürchten, ſo lange die Engländer die Producte ihres Landes, und Fleißes, bey uns abzuſetzen finden. Sie beſchützen uns, und wenden den letzten Blutstropfen an, uns

wider unſere Feinde zu vertheidigen. Von uns ziehen ſie mehreren Nutzen, als von den anderen Nationen zuſammen genommen; und ſie ſind die einzigen, die unſeren Weinen, und Waaren, einen Werth verſchaffen. Daß ſie nicht alle unſer Gold wegnehmen, geſchieht aus Beſorgniß, die anderen Potentaten möchten ſich vereinigen, und Braſilien erobern. Sie wären alsdenn nicht ſtark genug, uns zu vertheidigen; und Spanien würde ohnfehlbar von der Partie ſeyn, um uns unter das Joch zu bringen„.

„Aus eben dieſer Urſache geſchieht es, daß wir die Silber- und Kupfer-Bergwerke in dem nordlichen Theile unſers Königreiches nicht bearbeiten. Wir befürchten die Mißgunſt unſerer Nachbarn, derer Habſucht ſo ſchon durch unſere Reichthümer in Braſilien gereitzet wird. Oefneten wir aber unſere Zinn- und Bley-Bergwerke, ſo ruinirten wir die Handlung der Engländer. Auch Schweden haben wir zu ſchonen, die uns Kupfer bringen; und ſogar von den Holländern, die doch ſonſt unſere Feinde waren, ſind wir froh, verſchiedene Waaren, und unter anderen den Salpeter, zu nehmen, unerachtet der Unflath, in Liſſabon alleine, ſolchen in Menge liefern könnte„.

„Wir ſehen den Nutzen vollkommen ein, den wir aus den erhaltenen Vorſchlägen ziehen könnten; aber ich ſage es noch einmal, die Staatsverfaſſung leidet es nicht. Unſere Macht iſt zu ſchwach, und wir müſſen ſuchen, mit allen Nationen in Friede zu leben, oder es in ſolche Wege richten, daß wenn die einen auf unſern Untergang denken, die anderen, ihres eigenen Vortheiles wegen, ſich genöthiget ſehen, für unſere Erhaltung zu ſorgen„.

„Dieſe glückliche Einrichtung von Klugheit, und Politik, iſt es, worauf unſere Ruhe, unſer Wohlſtand, und der Ueberfluß unſerer Bedürfniſſe beruhen. Die Engländer bringen uns Getreide, eingeſalzenes Fleiſch, Stockfiſch, Zinn, Bley, Steinkohlen, Tücher, Serge, Etamine, Droguets, Friſe, und andere ihrem Lande eigene Zeuge, davon wir eine große Menge nöthig haben. Die Holländer liefern uns feine, und gemeine Leinwande, Segeltücher, Gewürze, Tauwerk, Flachs, Hanf, Schiespulver, Käſe, ſo gar Bier, ob es gleich verboten iſt. Die Italiener verſorgen uns mit Bändern, Nähſeide, Schreib- und Druckpapiere, mit Piemonteſiſchen, und Venetianiſchen Reiße, mit Korne aus Sicilien,

lien, und Sardinien, mit Spiegeln, und Gläſern. Von den **Hamburgern** bekommen wir Bleche, Faßdauben, Meßingwaaren, Stahl, u. d. m. Die **Schweden** führen uns Bau- und Tiſcher-Holz zu, Eiſen, Salz, und Theer. Die **Spanier** verhandeln uns eine Menge Mauleſel, rohe Seide, Taffte von Granada, Wolle, Indigo, Safran. Von den **Franzoſen** nehmen wir Leinwand, Strümpfe, Fecher, Handſchuhe, Mützen, Näh- und Stecknadeln, u. a. m. Der **Eingang** aller Arten von Waaren iſt erlaubt, ausgenommen ſeidener, goldener, und ſilberner Stoffe. Beſonders ſind fremde Weine, und Brandweine verboten, wegen des großen Ueberfluſſes an Weinen, die wir ſelbſt erbauen, und weil unſere Brandweine nicht ſo gut ſind, wie andere, wir ſie alſo nicht los werden würden. Was die Tücher anbelangt, ſo nehmen wir keine, als Engliſche, und Holländiſche: dieſer Vorzug kommt von einem alten Vertrage her, vermöge deſſen im ganzen Lande verboten iſt, andere einzuführen„.

„Was unſere eigenen Kaufleute betrift, ſo iſt ihr **Handel** ungemein **eingeſchränkt**; denn ſie geben ſich nicht die Mühe, die Waaren

aus der erſten Hand zu bekommen, ſondern begnügen ſich, ſolche in Liſſabon von den Fremden zu nehmen, und in ihren Läden wieder zu verkaufen. Daher erwerben hier die Fremden, und inſonderheit die **Engländer** das größte, und geſchwindeſte Vermögen. Dieſen nun iſt nicht genug, ihre eigenen Landesproducte zu verkaufen, ſondern ſie handeln auch alle andere Europäiſche Waaren ein, und ſetzen ſie gegen Portugieſiſche um„.

„In alten Zeiten hatten die **Franzoſen** den hieſigen Handel faſt alleine; und die Anzahl ihrer Häuſer war ſo ſtark, als der anderen allen zuſammen. Da aber in dem Spaniſchen Succeßionskriege die Franzöſiſchen Waaren nicht anders als mit großer Mühe konnten eingeführet werden, beeiferten ſich die **Engländer** und **Holländer**, ihre Handlung hier zu errichten. Die eben damals entdeckten reichen Braſilianiſchen Goldminen waren ein neuer Bewegungsgrund, ſie aufzumuntern; und ihre Abſicht iſt ihnen gelungen, da ſie ſich nach dem Geſchmacke unſerer Nation gerichtet haben, der überhaupt darinnen beſteht, daß man blos in die Augen fallende, und wohlfeile Waaren haben will, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie

lange

lange dauern. Eine gute Politik erforderte freylich, anſtatt dieſen beyden Völkern beſondere Privilegia einzuräumen, daß wir auch Franzöſiſche Kaufleute an uns zögen, um die Anzahl zu vergrößern. Sie ſind überdieß faſt die einzigen Catholiſchen Fremden; daher die Gleichheit der Religion veranlaſſen würde, daß ſie ſich hier verheuratheten, das Königreich bevölkerten, und künftig ſelbſt Portugieſen würden: da hingegen die anderen, wenn ſie ihr Glück gemacht haben, mit ihren Reichthümern in ihr Vaterland zurückkehren„.

„Der Franzöſiſche Handel iſt hier ſo gefallen, daß faſt keine Wechſelzahlung nach Frankreich mehr ſtatt findet. Ihre hieſigen Kaufleute ſehen ſich genöthiget, wenn ſie das, was ſie aus Paris bekommen, bezahlen wollen, ihren Commiſſionnairen zu ſchreiben, daß ſie den Betrag über Amſterdam ziehen ſollen; und die Holländer bezahlen ſich wieder, da ſie ſelbſt auf Liſſabon ziehen, woher ſie ihre Capitale in baarem Gelde kommen laſſen. Die Franzoſen empfangen von uns an Leder, Früchten, Färberholze, u. d. nicht mehr, als den Werth deſſen, was ſie uns liefern; anſtatt daß dei anderen Nationen einen unermeßlichen Handel

treiben, der immer mehr zunimmt, je ergiebiger unſere Braſilianiſchen Bergwerke werden. Niemals werden wir mit unſeren Weinen, und Früchten, ihre gelieferten Waaren bilanziren können, ſondern wir werden allemal genöthiget ſeyn, den Reſt in erſtaunend vielem gemünztem Golde zu bezahlen. Unerachtet die Ausfuhre davon verboten iſt, ſo ſchaffen es dieſe Nationen doch ohne Gefahr weg, und ſchicken es mit Engliſchen Kriegsſchiffen, dazu die Gelegenheit in Liſſabon ſehr häufig iſt, entweder nach Italien, oder auf Packetboten nach England, welche dieſes koſtbare Metall mit wenigen Koſten hinüber bringen„.

„Verſchiedene Europäiſche Nationen haben hier Conſuls, derer hauptſächlichſte Verrichtung iſt, ihrer Nationen Freyheiten aufrecht zu erhalten. Sie haben das Recht, ſich ſelbſt einen Portugieſiſchen Richter zu wählen; doch muß ſeine Wahl von dem Könige beſtätiget werden. Wenn wir die Fremden belangen wollen, ſo können wir ſie vor kein anders Gericht ziehen, als vor dieſe Magiſtratsperſon, von welcher man glaubt, daß ſie von ihren Vorrechten am beſten unterrichtet ſey. Die Appellationen gehen an das höchſte Reichsgericht, deſembargo do paço genennt, welches hier

ſo

ſo viel iſt, als Ihr Parlement in Frankreich. Die übrigen Vorzüge der Conſuls ſind, daß ſie das, was ſie für ſich, und ihre Familie, kommen laſſen, nicht verzollen dürfen; ſie müſſen aber dieſe Sachen zu Anfange des Jahres, angeben. Sie ſind auch von Steuern, und Einquartierungen frey; und können einen Stock tragen, welches den Portugieſen nicht erlaubet iſt„.

Die Engländer, und Holländer, haben alleine das Recht, Handlungshäuſer in Braſilien anzulegen; ſie ziehen aber wenigen Nutzen davon, weil die Fremden ſich mit den Einwohnern des Landes nicht wohl vertragen können, und zuweilen traurige Begebenheiten aus dieſem natürlichen Haſſe entſtehen. Sie übermachen daher lieber ihre Waaren an Portugieſiſche Commißionnaire, bey welchen ſie ſolche in mehrerer Sicherheit zu haben glauben„.

„Den Engländern iſt erlaubet, Packetboote von Falmouth nach Liſſabon abzuſchicken, um ihre Briefe zu überbringen. Dieſer Vorwand iſt eine gute Gelegenheit, verbotene Waaren einzuführen, oder andere, ohne Gefahr wegzubringen. Dieſe Schiffe ſegeln gut, und ſind vortreflich, auf der See zu gebrau-

chen: da ſie von aller Unterſuchung, ſo wie die Kriegsſchiffe, frey ſind, kommen ſie allezeit reich beladen nach Hauſe„.

Die Provinz **Eſtremadura**, in Portugal, erſtreckt ſich in die Länge, von Norden nach Süden, auf beyden Seiten des Tejo. Tomar, Santaren, Leiria, Alemquer, und Setubal, ſind, nach Liſſabon, die **vornehmſten Städte** darinnen. **Erſtere** wurde von einem Großmeiſter der Tempelherren angeleget; und nach Vertilgung dieſes Ordens, bekamen ſie die Ritter vom **Chriſtorden**, die ihren **Hauptſitz** daraus gemacht haben. Sie haben hier ein prächtiges Haus, das aus zwölf Kloſterwohnungen beſteht, von ſchöner Bauart, mit einer zahlreichen Bibliothek. In dieſem Hauſe wohnet der Ordensmeiſter, welcher unmittelbar unter dem Papſte ſteht, und biſchöfliche Gerichtsbarkeit hat. Seine Einkünfte betragen den vierten Theil aller Comthureyen. Dieſer Orden iſt der einzige, den der König von Portugal trägt; daher er auch am meiſten geſuchet, aber zu gleicher Zeit ſehr erniedriget wird. Die Großen ſind ſo eitel, daß ſie Ritter, mit dieſem Bande, als Bediente hinter ihrer Tafel, und auf den Kutſchen,

ſtehen

ſtehen haben. Um in den Orden aufgenommen zu werden, iſt genug, daß man beweiſet, drey Jahre als Freywilliger in der Stadt Mazagan, in Africa, wo die Portugieſen eine ſtarke Beſatzung haben, und ihre Miſſethäter hinſchicken, gedienet zu haben.

Bey Gelegenheit der Geringſchätzung des Chriſtordens, muß ich auch ein Wort von dem Maltheſerorden ſagen, davon es verſchiedene Comthureyen in dieſem Königreiche giebt. Man trägt das Ordenskreuz, man legt es ab, und nimmt es wieder, nach Willkühr, ohne Proben, und ohne Unterſuchung, ob man zum Orden gehöret: dieſes verringert die Hochachtung, die man anderwärts für dieſes Kreuz hat, ungemein.

Santaren, auf dem Wege von Tomar nach Liſſabon, iſt eine alte, in einer luſtigen Gegend, am Tejo, auf einer Höhe gelegene Stadt. Der daſige Boden iſt an Korne, Weine, Obſte, und Oliven, außerordentlich ergiebig, und ſeine Fruchtbarkeit ſo groß, daß man den Weizen, zwey Monate nach der Ausſaat, einärndet. Der Name Santaren iſt eine Verſtümmelung von Sainte Irene, einer heiligen Jungfrau, und Märtrerinn, deren

Leichnam durch ein Wunderwerk, ſagt man, daſelbſt gefunden worden iſt. In der Gegend dieſer Stadt wachſen die ſchönen Apfeldeſi-nen-Bäume, davon die Portugieſen die erſten Reiſer aus China gebracht, und die ſich ſeit anderthalb hundert Jahren ſo vermehret haben, daß man heutiges Tages ganze Wälder davon in Portugal ſieht. Die Frucht wird in viele Gegenden von Europa verſchickt; und die ſüßen Orangen, die man über vier Monate lang in Paris ißt, kommen faſt alle aus der Provinz Eſtremadura.

Auf dem Wege von Santaren nach Liſſabon ſah ich den Wagen des Patriarchen, vorbeyfahren, ohne Gefolge, ohne Bedeckung, blos von einem Haufen Kinder begleitet. Ich wunderte mich um ſo mehr, da dieſer Prelat ſonſt allezeit mit großen Gepränge, ausfährt; ich erfuhr aber, daß in der Kutſche niemand als ein Mägdchen ſaß, die man ihren Aeltern weggenommen hatte, um ſie in des Patriarchen Palaſt zu bringen, wo ſie ſollte verheurathet werden. Dieſes Mittels bedienet man ſich, wenn eigennützige, oder ungerechte Aeltern ihre erwachſenen Töchter, die Herz und Hand zu verwilligen fähig ſind, wider Willen

zurück-

zurückhalten, und zum Eheloſen Stande zwingen wollen: denn die Geſetze verſtatten, daß ein Mägdchen ſich blos nach ihrer Neigung verheurathen kann, wäre es auch mit Leuten von geringerm Stande: in dieſem Falle aber, wenn die Frau einen höhern Titel hat, behält ſie ihn, und der Mann führt ſeinen Namen alleine. Wenn der Antrag auch auf die geziemendeſte Art geſchehen iſt, pflegen dergleichen Aeltern ihn doch zu verwerfen. Der Liebhaber, nach vielfältig erhaltener abſchläglicher Antwort, beſchweret ſich alsdenn bey dem Biſchoffe, oder Patriarchen, und überreicht ihm das ſchriftliche Ehegelöbniß, das ihm die Jungfer gegeben hat. Der Prelat läßt das Mägdgen holen, und man iſt verbunden ſie verabfolgen zu laſſen; beharret ſie nun auf ihren Willen, ſo giebt er ſie zuſammen. Die Aeltern aber ſind nicht gehalten, ihr etwas mitzugeben: dieſer Artikel gehöret nicht zur geiſtlichen Entſcheidung; und es wird dem Bräutigam überlaſſen, ſich vorzuſehen, ſo gut als er kann: doch können die Aeltern nicht verweigern, das Ehepaar in ihrem Hauſe aufzunehmen, ſondern müſſen verſtatten, daß die Ehe ruhig vollzogen werde. Dergleichen Zwiſtigkeiten endigen ſich mehrentheils durch einen

Ver-

Vergleich, vielmals durch einen Proceß, zuweilen auch durch tragiſche Begebenheiten. Sind es Leute von vornehmen Stande, ſo nimmt ſich der König der Sache an, und vermittelt die Verſöhnung der Partheyen durch ſeine Freygebigkeit. Ueberhaupt aber vermählet ſich der Adel, unerachtet die Geſetze dergleichen Verbindungen begünſtigen, nicht ohne Genehmhaltung des Königes.

Da ich zufälligerweiſe auf dieſe Materie gekommen bin, muß ich noch erzählen, was gebräuchlich iſt, wenn jemand eine Frau rechtmäſig heurathen will. Ich ſage rechtmäſig: denn die meiſten leben lange vorher mit einander, ehe ſie an die Trauung denken. Die Gefahr, deren junge Leute in den lüderlichen Häuſern ausgeſetzet ſind, und das hitzige Clima, das ihnen nicht wohl verſtattet, ohne Weibsperſonen zu bleiben, macht, daß ſie ſich zeitig mit einer Maitreſſe verſorgen. Ein ſolches unterhaltenes Mägdgen, das niemanden als ihren Liebhaber ſieht, erzeugt gemeiniglich eine große Anzahl Kinder, ehe die Abſichten der Familie, der Wille der Aeltern, oder die übrigen Umſtände, dem jungen Menſchen verſtatten, ſich zu verheurathen.

Wenn

Wenn die Zeit kommt, eine dauerhafte Verbindung einzugehen, ſo iſt einer der erſten Puncte, in dem Ehevertrage, daß die Maitreſſe in ein Kloſter gehen, und daſelbſt ein förmliches Gelübde thun muß. Man bringt hernach die Koſten ihres Unterhalts in Richtigkeit; die Kinder aber kommen zum Vater in das Haus; und in Ermangelung rechtmäſiger Söhne, erben ſie, wenn es bürgergerliche, ja ſogar Mülaters ſind, die Güter der Familie. Bey den Adelichen iſt es anders: unächte Mülaters können nicht erben. Selbſt die Weißen können nicht anders, als mit Einwilligung des Hofes etwas verlangen, und dieſe muß noch bey Lebzeiten des Vaters erhalten werden. Es giebt große Häuſer in Portugal, die von dergleichen Baſtarden abſtammen, und worüber die Nachkommen nicht erröthen. Vor dieſem wurden die gefundenen Kinder als adeliche angeſehen, weil man vorausſetzte, ſie könnten wirklich von Edelleuten ſeyn, und in zweifelhaften Fällen, nach der Rechtsregel, das beſſere dem geringeren, vorgezogen werden ſoll.

Unter den Adelichen folgen die älteſten Söhne dem Vater in ſeinen Aemtern,

wenn

wenn ſie erblich ſind. Die jüngeren ſtudiren, um in dem geiſtlichen Stande, oder als obrigkeitliche Perſonen, ihr Glück zu machen; unterdeſſen müſſen ſie ſich mit den Gnadengeldern der Aelteſten behelfen, denen alle Güter zufallen. Dieſe behalten mehrentheils ihre Brüder bey ſich, begegnen ihnen freundſchaftlich, und unterhalten ſie anſtändig. Hier, wie bey uns, gelangen die Jüngſten durch geiſtliche Pfründen, durch andere Stellen, oder durch Commenden, zu Vermögen, und ſind ihren Familien ſehr nützlich.

In Portugal findet der in Frankreich ſo bekannte Unterſchied, zwiſchen dem civil- und militair-Adel, nicht ſtatt. Die Kinder der vornehmſten Herren erwählen nach Belieben entweder obrigkeitliche Aemter, oder Kriegsdienſte. Die Adelichen theilen ſich in verſchiedene Claſſen: die Herzoge ſind mehr als die Marquis; die Marquis mehr als die Grafen; die Grafen mehr als die Barone; die Barone mehr als die bloſen Edelleute. Dieſe Titel ſind nicht allezeit erblich: man erhält ſie von der Gnade des Monarchen, der ſie zuweilen nur auf etliche Lebenszeiten ertheilet, wie man in dem Lande zu reden pflegt, das heißt, auf

ver-

verſchiedene Zeugungen. Nach Verlaufe einer ſolchen Zeit wird der betitelte Herr wieder ein bloſer Edelmann. Die Portugieſiſchen, in Indien wohnenden Adelichen haben im Gebrauche, den größten Theil ihres Vermögens den Töchtern zum Heurathsgute mitzugeben, damit die Söhne, denen keine Hofnung zu den väterlichen Gütern übrig bleibt, ſich deſto eher durch Kriegsdienſte fortzuhelfen ſuchen.

In der Claſſe der gemeinen Bürger, zwingen die Aeltern die jüngſten Söhne, Mönche zu werden, um die älteſten zu bereichern, und dieſe jungen Leute entſchließen ſich um ſo viel lieber dazu, da ſie den Mönchsſtand als ſehr geſchickt anſehen, eine lüderliche Lebensart zu führen. Hiernächſt iſt ein Kind, das ſich dem geiſtlichen Stande widmet, ein Beweis, daß ſeine Familie nicht dem Judenthume ergeben iſt; denn wer ſich deſſen im geringſten verdächtig macht, iſt auf ewig von dem Prieſterthume ausgeſchloſſen. Mit eben ſolchem Zwange verfahren die Aeltern gegen ihre Töchter, und laſſen ſie Nonnen werden, entweder, weil ſie nicht im Stande ſind, ſie auszuſtatten, oder aus Furcht, ſie möchten ſich der Freyheit der Geſetze bedienen, und nach ihrem eigenen Wil-

len

len heurathen. Da die meiſten Klöſter arm ſind, auch nur mäſige Mitgaben verlangen, müßten die Nonnen Hungers ſterben, wenn ihre Aeltern ihnen nicht jährlich ein Gewiſſes gäben, oder ſie ſelbſt durch ihre Arbeit, die ſie verkaufen können, etwas verdienten, oder ihnen die Freygebigkeit guter Freunde, mit denen ſie leben, nicht zu ſtatten käme.

Ich wollte die Provinz Eſtremadura nicht verlaſſen, ohne das berühmte Kloſter zu Maſfra zu beſuchen, welches zu gleicher Zeit ein königlicher Palaſt, und ein Mönchskloſter iſt. In einer höchſt gefährlichen Krankheit des verſtorbenen Königes, that dieſer Fürſt ein Gelübde, ein zweytes Eſcurial zu ſtiften, und zwar an dem Orte, wo das ärmſte Mönchskloſter in ſeinem Königreiche anzutreffen ſeyn würde. Nach genauer Unterſuchung fand es ſich, daß das Kloſter zu Maffra, wo mitten in einer Wüſte etliche Capuciner in einer Hütte wohneten, das elendeſte Haus ihres Ordens war. Es wurde alſo unverzüglich Befehl ertheilet, einen Riß aus Italien kommen zu laſſen, nach welchem man ein prächtiges Gebäude aufführen, und das Andenken des Monarchen verewigen wollte. Die Anordnung des

Gebäu-

Gebäudes iſt ſo, daß die Kirche das Mittel einnimmt. Hinter dem Chore ſieht man Zellen, zur Wohnung für zwey oder drey hundert Franciſcaner, die den Gottesdienſt in dieſem prächtigen Tempel verwalten. Die rechte und linke Seite des Gebäudes geben einen weitläufigen Palaſt ab, für den König, die Königinn, die königliche Familie, und die Hofbedienten. Die Ausſicht auf das Meer, und den Schiffleuten dienet dieſes Gebäude, auf der See zu wiſſen, wo ſie ſind. Die Mönche zu Maffra, welche nicht gern ſehen, beſtändig unter den Augen ihres Herrn zu ſeyn, hätten lieber gewünſchet, ihren Unterhalt durch Herumlaufen in dem Lande, wie ehedem zu ſuchen, als eingeſchloſſen zu leben, und alles im Ueberfluſſe zu haben. Heutiges Tages, da man einſieht, wie unnütze, und beſchwerlich es iſt, ſo viele Müßiggänger zu ernähren, hat die Regirung den Plan gemachet, dieſe Menge Faullenzer nach und nach abſterben zu laſſen, und ihre Einkünfte zu nützlichern Dingen anzuwenden.

Setubal, an dem äußerſten Ende der Provinz Eſtremadura, iſt durch ſeinen bequemen Haven, durch die Ergiebigkeit ſeines Bodens, durch ſeine reichliche Fiſcherey, und durch

die häufigen Salzwerke, nach und nach in die Höhe gekommen. Man verfertiget hier eine große Menge weißes Salz, das die Schiffe in die nordlichen Länder verführen; überhaupt aber hat dieſe Gegend einen Vorzug vor vielen anderen, theils, wegen der Güte ihrer Weine, und Früchte, theils, wegen des Ueberfluſſes an Getreide, und Viehe, theils, wegen der Annehmlichkeit des Clima, und der Fruchtbarkeit des Bodens. Von da her, ſowohl als von Santaren, kommen vornehmlich die ſüßen Orangen, die in alle Länder verſchicket werden, und die, mit denen von Malta, um den Vorzug ſtreiten. Die Erde iſt hier zu aller Jahreszeit mit Blumen bedecket; die Bienen machen vortreflichen Honig; die Oelbäume geben unvergleichliches Oel; die Flüſſe Fiſche in Menge; die Berge verſchiedene Arten koſtbarer Steine; und der Tejo lieferte den Einwohnern ſogar Gold, wenn ihnen erlaubet wäre, ſolches zu ſuchen: kurz, man genießet hier eines immerwährenden Frühlinges.

Die fünfte Provinz des Königreichs iſt Alem-Tejo, wegen ihrer Lage jenſeit des Tejo alſo genennet. Wir kamen durch die Stadt Eſtremos dahin, welche von dem Siege berühmt geworden iſt, den die Portugieſen, unter

unter Anführung des Grafen von Schomberg, über die von Don Juan d'Auſtria commandirten Spanier erhielten. Nach der Schlacht fand man in der Scatolle dieſes Prinzen ein langes Verzeichniß der Truppen, Artillerie, Proviants, und überhaupt der ganzen Zurüſtung der Spaniſchen Armee, welche Portugal erobern ſollte. Es iſt hierbey eine übele Spötterey des Staatsſecretairs am Portugieſiſchen Hofe zu bemerken, welcher dieſes Verzeichniß nach Madrid an den Hof ſchickte, und darunter ſchrieb: „wir bekennen, daß gegenwärtiges Verzeichniß welches nach der Niederlage der Spanier auf dem Schlachtfelde gefunden worden in allem ſeine Richtigkeit habe. Den 8 Junii, 1663„. Dieſe Stadt iſt ein Kriegsplatz, und hat auf der Höhe eine wichtige Feſtung; nimmt ſich übrigens aber durch ihr reinliches Anſehen, und angenehme Lage wohl aus. Man verfertiget hier viele Fayance.

Gegen Mittag, von Eſtremos, liegt die Stadt **Ebora**, die, wie man glaubt, von den Phöniciern erbauet worden iſt; denn ſie war ſchon, mehr als hundert und funfzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, ſehr wichtig. Cäſar gab ihr das Recht einer lateiniſchen

Stadt; und Sertorius ließ ſie mit einer Mauer umgeben. Papſt Paulus III. erhob ſie zu einem erzbiſchöflichen Sitze; und ihr erſter Erzbiſchof ſtiftete eine Univerſität daſelbſt.

Zu **Villa-Viſoza**, in eben der Provinz, hat das Haus Braganza einen prächtigen Palaſt, wohin die Könige faſt alle Jahre eine Reiſe thun. Man ſieht darinnen einen ſchönen Saal, mit ihren Bildniſſen; und zwey Stunden von der Stadt findet man einen vortreflichen Park, von der Größe des Holzes von Boulogne, aber mit mehrerem Wildpret.

Elvas, eine biſchöfliche Stadt, liegt zwey Tagereiſen von Ebora. Ich machte dieſen Weg mit einem Portugieſiſchen Edelmanne, nach hieſiger Landesart. Wenn jemand von Anſehen auf der Reiſe iſt, ſo kehrt er in den Klöſtern ein, wo er wohl aufgenommen wird. Der Reitknecht führt auf der Schabracke ſeines Pferdes das königliche Wappen; und dieſer Vorzug macht, daß man ihm überall mit Hochachtung begegnet. Ohne dieſe **Vorſicht** wollte ich nicht leicht einem Fremden rathen, ſich von der hohen Landſtraße zu entfernen; denn alles iſt der Portugieſiſchen Nation verdächtig.

Die

Die Gegenden um Elvas ſind ſehr fruchtbar; die Stadt aber liegt auf einer Anhöhe, und iſt eine der beſten Feſtungen im Lande. Die Häuſer ſind alle weiß, und ſehr reinlich: auch ſieht man daſelbſt ein großes, und ſchönes Waſſerbehältniß, das ſo viel Waſſer hält, daß die Einwohner auf ein halbes Jahr damit können verſorget werden. Es wird durch eine Waſſerleitung, die vier Bogen hoch iſt, in ſeinem Baue aber nichts beſonders hat, in die Stadt gebracht.

Die Provinz Algarve nimmt den äußerſten mittäglichen Theil des Königreiches ein. Ihr Name, der von dem Arabiſchen kommt, zeigt ihre Lage an. Die vornehmſten Städte darinnen ſind Tavila, Faro, Silves, und Lagos. An ſich ſelbſt haben ſie nichts merkwürdiges; man kann aber von dieſer Provinz, wie von ganz Portugal überhaupt ſagen, daß das Land alles, faſt ohne Bearbeitung, hervorbringt, und die wenige Sorgfalt, die man ſich ſeines Anbaues wegen giebt, hundertfältig erſetzet.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 19. May, 1754.

Der 191 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Nachdem ich die Provinzen durchgereiſet hatte, näherte ich mich der Hauptſtadt, und bekam dieſen berühmten Ort wiederzuſehen, zu welchem **Ulyßes**, nach der Zerſtörung von Troja, ſagt man, den erſten Grund geleget hat. Der Lateiniſche Name **Olyſippo** ſcheint dieſe Meynung zu beſtärken; ich halte ſie aber doch für ſehr fabelhaft. Meine zweyte Ankunft geſchah, wie die erſte, durch die Mündung des Tejo, und ich kam glücklich durch die enge, und gefährliche Fahrt, welche die Felſen, und Sandbänke machen. In dem Fort **S. Julian** habe ich die hundertpfündige **Feldſchlange** nicht geſehen, die, wenn man den Portugieſen glaubt, in der Stadt **Diu** gefunden wurde, als ſie ſolche den Indianern wegnahmen; die Feſtungswerke aber, und die Batterien, ſchienen in gutem Stande zu ſeyn. Vom weiten zeigte man mir den Palaſt **Adjuda**, welches derjenige Theil von **Belem** iſt, den der König bewohnet. Er

Er wird von einer der Jungfrau Maria gewidmeten Kapelle alſo genennet. Die Kirche, von welcher ich ſchon anderwärts geredet habe, iſt ſowohl wegen der erſtaunenden Höhe ihres Schiffes, als wegen der Feinheit der verzierten Säulen, merkwürdig, und iſt ein Meiſterſtück der Baukunſt. Bey dem Thurme, der in das Meer geht, und den die Schiffe nicht überfahren dürfen, weil ſie den Commiſſarien ihre Geſundheitspäſſe zeigen müſſen, hielten wir inne. Je weiter man den Tejo hinauf fährt, je breiter wird dieſer Fluß, und vor Liſſabon macht er einen Haven aus, der drey Stunden im Umfange hat, und beſtändig voller Schiffe iſt.

Es bleibt mir wenig, von dieſer Stadt zu ſagen, übrig, und ich rechne, in einigen Tagen nach Madrid zu reiſen. Habe ich Ihnen ſchon geſaget, daß wir hier ein Capucinerkloſter der Provinz Bretagne haben, ingleichen eine Franzöſiſche Kirche, die auf Koſten des Königes beſorget, und unterhalten wird? Einer von den Mönchen erzählete mir, daß, im Jahre 1641, verſchiedene Patres aus ſeiner Provinz ſich als Mißionnaire für die Küſte von Guinea eingeſchiffet hatten, und die erſten wa-

ren, die dem Statthalter der Inſel St. Thomas die Erhebung des Herzogs von Braganza auf den Portugieſiſchen Thron bekannt machten. In Betrachtung dieſer angenehmen Nachricht erlaubte ihnen der Statthalter, ſich auf der Inſel niederzulaſſen, und er ſowohl, als die Einwohner, verſorgten ſie mit allen dazu erforderlichen Bedürfniſſen. Da dieſe Geiſtliche dadurch waren in den Stand geſetzet worden, den Portugieſen wichtige Dienſte zu leiſten, berichtete man es nach Liſſabon an den Hof; und zur Belohnung erhielten ſie die Erlaubniß vom Könige, in dieſer Hauptſtadt ein Ordenshaus zu haben, um die Abſendung der Miſſionnaire nach den Colonien zu erleichtern. Man räumte ihnen, an dem Ufer des Tejo, einige Gebäude und einen Garten, wo noch itzt die Kirche, und das Kloſter ſtehen, ein. Allein, ſchon ſeit langer Zeit erlaubet man ihnen nicht mehr, Miſſionnaire nach den Portugieſiſchen Colonien zu ſchicken: Italieniſche, in dieſer Hauptſtadt ſich niedergelaſſene Capuciner genießen dieſer Freyheit.

Es war auch hier ein Haus für franzöſiſche Capuciner-Nonnen, das, faſt vor hundert Jahren, die Königinn Maria Francisca

ciſca Eliſabeth von Savoyen geſtiftet hatte. Dieſe Fürſtinn ließ vier Nonnen aus dem Kloſter des Platzes Vendome, zu Paris, kommen, auf welche noch andere von eben dieſer Nation folgten; allein es iſt niemand von ihnen mehr übrig, als eine Alte, die wahrſcheinlicher Weiſe nicht wieder erſetzt werden wird; denn die Franzöſiſchen Familien in Portugal ſind nicht zahlreich genug, um daß man hoffen könnte, Proſeliten zu machen. Unſere hieſige, dem heil. Ludwig gewidmete Kirche iſt ſehr hübſch, und der Geiſtlichkeit nicht unterworfen. Sie hat eine Wohnung für einen Capelan, und einen Platz für viele Betten. Ludwig XV. hat ihr Einkünfte ausgemacht, und unterhält auch einen Wundarzt.

Der Schiffwerft zum Baue der Kriegsſchiffe, ſtößt faſt an den Palaſt; und man arbeitet daſelbſt ohne Unterlaß. Die Kauffahrteyſchiffe läßt man aus fremden Ländern kommen, denn das Holz iſt in Portugal ſehr rar; und ſogar zum Brennen hat man faſt kein anderes, als fichtenes. Die Schiffe, die über fünf Jahre alt ſind, und in dem Liſſaboner Haven verkaufet werden, zahlen zwanzig von hundert an Abgaben, diejenigen aber, die nicht ſo alt ſind, geben nur zehen: wodurch man die Kaufleute

dahin zu bringen ſucht, keine andere als gute Schiffe zu kaufen.

An einem der äuſſerſten Enden der Stadt iſt ein Haus, die Galere genennet. Man verwahret darinnen die armen Unglücklichen, die von der Inquiſition verdammet werden, imgleichen entlaufene Sclaven, welche Strafe verdienet haben, oder Galerenknechte, welche die Portugieſen in denen Kriegen, die ſie beſtändig mit den Mauren führen, genommen haben. Dieſe armen Leute werden zwey und zwey an eine ſchwere Kette, die um ihren Leib geht, befeſtiget, und müſſen den Tag über, entweder auf den königlichen Schiffen arbeiten, oder Holz, Waſſer, u. d. in den Häuſern der vornehmſten Seeofficiere tragen. Des Abends werden ſie wieder in die Galere geführet, wo ſie in groſſen Sälen auf Matten ſchlafen. Man giebt ihnen Kleider, und Mützen, von blauem Tuche, und ein Stück grauen Zeug, das ſie bey Tage als einen Mantel umnehmen, des Nachts aber zur Decke gebrauchen. Sie werden ſchlecht unterhalten, es müßte ihnen denn durch Allmoſen einige Hülfe geſchehen. Alle Tage, ſehr früh, werden ſie auf den Arbeitsplatz gebracht; und des Sonntags giebt

man

man ihnen eine ihrem Zuſtande gemäſe Unterweiſung. Wenn ſie krank ſind, werden ſie von den Aerzten beſuchet; und iſt die Krankheit gefährlich, reicht man ihnen die Sacramente. Wegen der geringſten Fehler züchtiget man ſie mit einem getheerten Stricke, der Haut und Fleiſch wegnimmt, ſehr hart.

Ich ſage Ihnen nichts von den Spatziergängen, noch von den öffentlichen Gärten in Liſſabon: es giebt ihrer weder in der Stadt, noch in der herumliegenden Gegend. Man ſieht nur etliche ziemlich angenehme Landhäuſer liegen, welche die Portugieſen Quintas nennen. Die ſchönſten darunter gehören den Engländern, wohin die Fremden eingeladen, und von ihnen wohl aufgenommen werden. Ich habe das von einem Kaufmanne beſuchet, der ein Liebhaber der Botanik war, und die merkwürdigſten und ſeltenſten Pflanzen daſelbſt beyſammen hatte. In dieſen Quintas iſt es, wo man gute Geſellſchaft antrift, das heißt, reiche Kaufleute, die einzigen, welche im Stande ſind, einen erforderlichen Aufwand zu machen, und das Vergnügen davon zu ſchmecken wiſſen. Ich hätte noch eines Gartens in Liſſabon gedenken können, wo der Eingang dem Frauenzimmer

zimmer verſaget iſt, wohin aber die Manns-perſonen ſpatzieren gehen.

Von der Gelindigkeit des hieſigen Clima habe ich bereits Erwähnung gethan, Die Luft wird in den heißeſten Monaten durch einen Seewind abgekühlet, der ſie zugleich reiniget. Fünf Monate im Jahre regnet es Stromweiſe; und alsdenn werden die niedrig gelegenen Gaſſen, durch das von den Höhen, gleich reißenden Bächen, herunter ſchießende Waſſer, ganz unbrauchbar. Die Kälte iſt zuweilen ſehr anzüglich; und dennoch weiß man von keinen andern Caminen, als in den Küchen: man ſteht in dem Vorurtheile, ſie wären ungeſund: auch ſind ſogar die Kohlpfannen wenig gebräuchlich. Man behilft ſich mit einem Mantel, den alle Welt, auch im Sommer, trägt, um ſich vor der ſcharfen Luft zu verwahren. Während den ſieben Monaten, da es trocken iſt, erheben ſich öfters Sturmwinde, die einen ſo dicken Staub verurſachen, daß die Sonne davon verdunkelt wird. In dieſer Jahreszeit regnet es ſelten; die kühlen Nächte aber machen, daß die Früchte nicht verdorren. Ueberdieß hat man in den Landhäuſern große Waſſerbehältniſſe, aus welchen

durch

durch kleine Canäle das Waſſer hingeleitet wird, wo es nöthig iſt. Selten entſtehen Gewitter; und es gehen ganze Jahre vorbey, daß man von keinem Unglücke höret.

Dieſes Land bringt das beſte **Getreide** in Europa hervor; es iſt aber nicht die Hälfte hinlänglich zu dem, was die Einwohner brauchen. Sie bekommen das übrige von den Azoriſchen Inſeln, aus Frankreich, und von dem Baltiſchen Meere. Unter die verſchiedenen Urſachen dieſes **Mangels** könnte man das viele, zu Weinbergen gemachte Land rechnen; imgleichen die allzu große Anzahl Portugieſen, die nach Braſilien gegangen ſind, wodurch die Ackersleute abgenommen haben. Die **Bevölkerung** ſteht noch nicht mit der Hälfte des Landes in Verhältniß Sie könnte doppelt ſo ſtark ſeyn, ohne das Land zu beläſtigen. Die Anzahl der Menſchen betrug zu der Römer Zeiten über fünf Millionen; und zur Zeit des Königs Emanuel, der glänzendeſten Regirung in Portugal, vier Millionen. Heutiges Tages rechnet man nicht völlig zwey Millionen, und fünf mal hundert tauſend Einwohner.

Die **Lebensmittel**, ausgenommen Brod, und Federvieh, ſind ſehr wohlfeil. Inſonderheit

heit rühmet man die guten Policeyanſtalten, die man in den Fleiſchbänken beobachtet. Die inneren Wände daſelbſt ſind mit kleinen viereckigen Platten von Fayance ausgeſetzet, woran das Fleiſch, ſechs Fuß hoch von der Erde, zum Verkaufe ausgehänget iſt. Die Käufer zeigen das Stück an, das ſie haben wollen; und die Fleiſcher, die auf einem Geſtelle daneben ſtehen, reichen es ihnen auf einem Brete. In der Mitte des Platzes ſitzt ein Commiſſarius mit der Waage, der beſtändig gegenwärtig iſt, um Unordnung zu verhüten, und denen, die ſich beleidiget finden, Recht wiederfahren zu laſſen.

Die Fiſche ſind nicht ſo theuer, als das Fleiſch; und der Vertrieb davon iſt um ſo viel leichter, da die Einwohner, aus Sparſamkeit, die Tage, da ſie Fleiſch eſſen dürften, und inſonderheit des Abends, lieber magere Speiſen, zu ſich nehmen. Sie eſſen gemeiniglich nichts als Bohnen, Stockfiſch, und vornehmlich Sardellen, die im Tejo in ſolcher Menge gefangen werden, daß das Hundert nicht über drey oder vier Sols, ja oftmals das Tauſend nur zehn oder zwölf Sols, gilt. Zuweilen geſchieht es, daß die Fiſcher

ihrer

ihrer eine ſo große Menge fangen, daß ſie einen Theil davon wieder in das Waſſer werfen, aus Furcht, ſie möchten, wenn ſie die Abgaben davon entrichtet haben, welche anſehnlich ſind, die überhäuften Fiſche nicht los werden. Man pflegt ſie, um in die Provinzen zu ſchicken, einzuſalzen, wo ſie den armen Leuten zur großen Hülfe ſind.

Ehedem waren in dieſer weitläuftigen Stadt nicht mehr als drey Brunnen, und alle faſt in einem einzigen Quartiere. Man ließ daher das Waſſer auf Eſeln bringen, und eine ſolche Ladung koſtete drey oder vier Sols. Neuerer Zeit iſt eine prächtige Waſſerleitung von dem verſtorbenen Könige erbauet worden, die das Waſſer in alle Gegenden dieſer Hauptſtadt häufig vertheilet. In den Häuſern bedienet man ſich kleiner, dünner Töpfe, von rother Erde, die in Portugal ſehr gemein iſt, worinnen das Waſſer die Nacht über an die Luft geſetzet, und vollkommen abgekühlet wird. Die Zuckerbeckergaſſe hat das beſondere, daß, unerachtet der Boden mit dem Fluſſe, der allezeit ſalziges Waſſer hat, Waagerecht liegt, auch nur drey hundert Schritte davon entfernet iſt, die Häuſer dennoch Brunnen mit

vortreflichem ſüßen Waſſer haben; daher ihre Bewohner ſich auch keines andern bedienen.

Der **Miethzins** der Häuſer, die überhaupt ziemlich hübſch ſind, iſt in Liſſabon eben nicht theuer, zumal wenn man ſich nicht an gewiſſe Quartiere, inſonderheit an das, wo die Kaufleute wohnen, bindet. Da in den Häuſern große Zimmer, und dieſe allezeit wohl geweißet ſind, in jedem auch an den Wänden eine Einfaſſung von Fayance hingeht, die Decken entweder gemalet, oder außerordentlich weiß ſind, der Fußboden mit ſehr feinen Matten beleget iſt, man ſich hiernächſt nur einigermaaſſen in einer erhabenen Gegend einmiethet, vornehmlich aber Sorge trägt, die Reinlichkeit zu unterhalten, die nur allzuſehr in Portugal vernachläßiget wird, ſo kann man ganz bequem, und angenehm wohnen. Die Tapeten entbähret man leicht, da die **Meublen** gemeiniglich nur in etlichen Stühlen beſtehen, in einem Tiſche, in einem Schranke, in einem Strohſacke, und in zwey Matrazzen, die man, ohne Bettgeſtelle, und Vorhänge, des Abends auf Matten von Rohre legt. Die **Häuſer** der Vornehmen ſind von ſchönen Steinen gebauet, die man nahe bey der Stadt in großer Menge

bricht:

bricht: die anderen ſind nur von Bruchſteinen, von Ziegeln, oder von Holze, das mit Kalche übertünchet iſt. In alten Zeiten bediente man ſich ſelten der Glasfenſter; man hatte blos hölzerne Gitter. Auch noch heutiges Tages iſt man genöthiget, wenn man Zimmer miethet, ſich ſelbſt mit gläſernen Fenſtern zu verſehen, die man, wenn man auszieht, ſo wie ſein Bette, Tiſch, und ſeine anderen Meublen, mitnimmt.

Noch einige Anmerkungen über die verſchiedenen Claſſen der **Einwohner** in dieſer Hauptſtadt, und hernach ſchließe ich. Ueberhaupt iſt der **Hof** traurig, und gezwungen; der König ernſthaft, nicht leicht zu ſprechen; und, außer einigen Feſt- und Galatagen, iſt er beſtändig in ſeiner Familie, oder auf der Jagd. Oefters thut er kleine Reiſen auf ſeine Luſtſchlöſſer, in der Gegend von Liſſabon. Die **Königinn**, die ihm ungemein liebt, begleitet ihn überall, in die Schauſpiele, beym Spatzierengehen, auf der Jagd, welche ihr größtes Vergnügen iſt, und auf allen ſeinen Reiſen; daher ſie auch von der Sonne ziemlich verbrennt iſt. Dieſe Fürſtinn hat viele Kenntniſſe, viel Verſtand, und beweiſet viele Klugheit. Ihre Empfindlichkeit über die geſchehene Zurückſchi-

ckung von dem Franzöſiſchen Hofe, wo ſie erzogen worden war, um den Thron mit Ludwig XV. zu beſitzen, hat ſich noch bis itzt nicht verloren.

Der König bringt, um die Faſtenzeit, ſechs oder acht Wochen zu Salva-Terra zu, wo alle Fremde, die als ehrbare Leute bekannt ſind, auf ſeine Koſten bewirthet werden. Er unterhält daſelbſt für jedermann, ohne Unterſchied, eine Oper, offene Tafel, und Jagdpferde. Er bleibt auch einige Zeit zu Villa-Viſoza, und Mafra; er macht aber daſelbſt keinen großen Aufwand. Die übrigen Luſtſchlöſſer ſind Pancos, Almayrin, Cintra, u. a. m.

An den beyden Feſttagen des heil. Johannes, und Petrus, giebt der Infant Don Pedro, der Bruder des Königes, Ihren Majeſtäten, und der königlichen Familie, zwey prächtige Gaſtgebote auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Quelus, eine kleine Stunde von Liſſabon, wozu alle fremde Geſandten gebeten werden. Der Anfang geſchieht mit einem Stiergefechte, auf welches eine Comedie, und ein Concert folget, wobey die Königinn, die Prinzeßinn von Braſilien, und die Infantinnen,

ſelbſt

ſelbſt zu ſingen ſich nicht entgegen ſeyn laſſen. Das Feſt endiget ſich mit einem prächtigen Abendeſſen, und einem Feuerwerke. Die Vornehmen des Hofes, und die Damen, ſpeiſen niemals mit Ihren Majeſtäten. Das Luſtſchloß zu Quelus iſt nicht regelmäſig gebauet, aber ſehr angenehm; der König hat nirgends ſo koſtbare Meublen, und ſo ſchöne Zimmer.

An hohen Feſten, und an Ceremonientagen, erſcheint Se. Majeſtät in der Kapelle öffentlich, und alle Große müſſen ſich daſelbſt einfinden. Der Fürſt befindet ſich in dem Chore, unter einem Thronhimmel, zur Seite des Patriarchen. Die Herren, welche Hofämter bekleiden, ſind die einzigen, die dahin kommen dürfen; die anderen bleiben in dem Schiffe, wo die Marquis auf Tabourets, und die Grafen auf Bänken ſitzen. Die Königinn zeigt ſich, mit den Prinzeßinnen, ihren Töchtern, und einer Menge Damen ihres Gefolges, in einem großen, offenen Betzimmer. Am grünen Donnerſtage, nach Sonnenuntergange, geht ſie, ſo wie jedermann, zu Fuße, die Kirchen zu beſuchen. Vor ihr her gehen Leute mit großen Bretern, die ſie auf das Pflaſter legen, damit die Königinn von der Unreinlichkeit der Gaſſen nicht beſchweret

ret werde. Auf dieſe Art wird mit der gröſſten Geſchwindigkeit, und Ordnung, ein Weg gemacht, worauf die Königinn, und ihr ganzer Hofſtaat, ohne einigen Aufenthalt trocken gehen kann. Ihre Kutſchen folgen von ferne; und ſie bedient ſich ihrer, wenn ſie zurückkommt. Der König verrichtet dieſe Beſuche ſpäter, und wird, ohne alles Gepränge, nur von etlichen Herren ſeines Hofes begleitet. Die Groſſen gehen in Gala dahin, und laſſen eine groſſe Menge Bedienter hinter ſich her treten.

Wo aber der Hof alle ſeine Pracht zeiget, das iſt an den Geburtstagen des Königes, und der Königinn. Nach angehörter Meſſe begeben ſich Ihre Majeſtäten in Ihre Zimmer, wo der Adel auf das prächtigſte gekleidet, und die Fremden zum Handkuſſe gelaſſen werden. Das Feſt wird allezeit mit einem Concerte beſchloſſen, das Abends in dem Palaſte gegeben wird. Die Groſſen kommen nicht leicht, als an dieſen Tagen, nach Hofe; denn hier iſt nicht die Rede von der öffentlichen Audienz, welche der König alle Sonnabende giebt. Auch die Geſandten erſcheinen nicht bey Hofe, als an dieſen Feſten; es müßten es denn ihre Verrichtungen erfordern; und in ſolchem

chem Falle bitten ſie um eine Privataudienz. Selbſt die Damen, wenn ſie auch bey Hofe vorgeſtellet ſind, müſſen jedesmal, daß ſie der Königinn aufwarten wollen, beſonders gemeldet werden. Dieſe Fürſtinn beſtimmet alsdenn der Camereira-Mor, oder der erſten Hofdame, den Tag, und dieſe führet die Damen in das Zimmer, wo ſich die Königinn, die Prinzeßinn von Braſilien, und die anderen Infantinnen, ſtehend, und in einer Reihe geſtellet, befinden. Die Königinn redet niemals zu erſt, und beantwortet nur was man ſie fragt. Keine Dame ſetzt ſich in ihrer Gegenwart, und man kennet an dieſem Hofe weder die Gewohnheit, noch den Vorzug des Tabourets. Beyde Majeſtäten ſpeiſen nie öffentlich, ſondern blos in Gegenwart etlicher Perſonen vom erſten Range. Die königliche Familie kommt meiſtens alle Tage zuſammen, entweder um Muſik zu machen, oder Pharao zu ſpielen; wobey beſagte Herren ſich zuweilen einfinden. Der übrige Adel, den man dahin gebracht hat, daß er vor dem Miniſter kriechen muß, läßt ſich ſelten bey Hofe ſehen. Er iſt daher auch ohne Anſehen, ohne Geld, ohne Gewalt, ohne Pracht, und bis auf das Aeußerſte verſchuldet; denn er bildet ſich ein, wie wir, daß die Kunſt

Schulden zu machen, und ſie nicht zu bezahlen, für vornehme Leute gehöre.

Aus den drey erſten Claſſen des Adels, aus den Herzogen, Marquis, und Grafen, wählet der König diejenigen Perſonen, mit welchen er die Hofämter, die Kriegsbedienungen, und die Statthalterſchaften in den Colonien, beſetzen will. Dieſe erlangen das Recht der Grandes, und bekommen Beſoldungen aus der königlichen Caſſe, nach Beſchaffenheit ihres Ranges. In Anſehung der übrigen Adelichen heißen diejenigen, welche nicht betitelt ſind, Fidalgos, oder Edelleute, und haben ebenfalls ein Gewiſſes von dem für ſie ausgeſetzten Gehalte, deſſen ganze Summe jährlich 14000 Cruſaden beträgt *. Niemand führet hier, ohne Erlaubniß des Königes, den Titel Don, welcher ein Zeichen mehreres Vorzugs iſt; da hingegen in Spanien der geringſte Bürger ſich mit dieſem Titel ſchmücket. Kein civil- und militair-Amt wird verkaufet; nur die Beſtallungen werden aller drey Jahre erneuert.

Die

* Oſorius, Numez, Faria, Neufville, ſetzen mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit 40000 Cruſaden.

Die weiblichen Perſonen, die zu der Königinn Hofſtaat gehören, beſtehen, außer der Camareira-Mor, aus verſchiedenen Fräulein, Aſſafattas genennet, welche niemals in Gegenwart des Königes erſcheinen. Ihre Dienſte betreffen den aller innerſten, und nächſten Zutritt bey der Königinn, und ſie bleiben ſo lange bey Hofe, bis ſie ſich verheurathen. Uebrigens weiß man hier nichts von Hof-Damen, oder Kammerfräulein. Die Hofbedienten, die am nächſten um den König ſind, beſtehen in dem Oberhofmeiſter, Oberſtallmeiſter, den Kammerjunkern, Camariſtas genennt, derer Dienſt Wochenweiſe geſchieht, und in einer Menge anderer Bedienten, als Haushofmeiſter, Kammerdiener, Pagen, Trabanten, u. d. m. Der Hofſtaat der Königinn, und der Prinzen, iſt Verhältnißweiſe mit eben ſolchen Perſonen beſetzet, wie des Königes. Dieſer Fürſt hat keine eigene Leibwache, wie in Frankreich; er läßt ſich von einem Detaſchement Cavalerie, und Infanterie, die in Liſſabon einquartieret ſind, begleiten: Die Wache der Königinn beſteht aus etlichen Trabanten, die nicht einmal Montour haben.

So arm auch der Adel iſt, ſo eine große Menge Bedienter pflegt er in ſeinen Dienſten zu haben: allein ihr Unterhalt iſt ſo gering, daß er wenige Koſten verurſachet. Es giebt auch eine Art von Edelleuten, die täglich für fünf Sols dienen. Alle dieſe Bediente, adeliche und bürgerliche, tragen einen langen Degen unter dem Mantel: und einige haben einen großen Roſenkranz in der Hand, den ſie unaufhörlich, ſelbſt mitten unter ihren Verrichtungen, oder Ergötzlichkeiten, hermurmeln. Es iſt wahr, daß die meiſten dieſes äußerliche Zeichen von Andacht bey Seite geleget haben, und man ſieht es faſt nicht mehr, als bey etlichen Weibern, und bey den Mönchen; allein, ohne mit dem Roſenkranze, wie vor Alters, zu prangen, erhält man doch immer noch dieſe erbauliche Gewohnheit. Im Winter, Abends um acht Uhr, ermangelt der Bürger, und der gemeine Mann niemals, ſeinen Roſenkranz auf der Thürſchwelle ſeines Hauſes, in vollem Chore herzuſingen. Dieſer Lärmen dauert eine gute Stunde: nachher ſind die Gaſſen mit Nachttöpfen, Spitzbuben, Hunden, und Gerichtsbedienten, angefüllet. Aber, was man hier nicht an allen Ecken der Gaſſen antrift, wie in Paris, ſind die lüderlichen

Dir=

Dirnen, die, mit einem Fuße in der Goße, mit geſchmünktem Geſichte, mit den verwegenſten Blicken und Gebärden, den Vorbeygehenden, in einem unverſchämten Soldatentone, ihre ekelhaften, und abgenutzten Reize anbieten. Die Schaarwache, die ziemlich zahlreich iſt, patrouilliret Truppweiſe, zu funfzehn oder zwanzig, mit langen Degen, welche ſie den Vorbeygehenden entblöſet vorhält, und ſie mit fürchterlicher Stimme anrufet: ſie wird aber von den Spitzbuben ſo wenig geachtet, daß der Miniſter zuweilen genöthiget wird, Patrouillen von der Beſatzung, welche vier oder fünf tauſend Mann beträget, auszuſchicken. Ein Theil der Unordnungen rühret von der Armuth des Volkes her, noch mehr aber, von hundert und funfzig tauſend Schwarzen, oder Meſtizen, welche dieſe Hauptſtadt überſchwemmen.

Von Straßenbereitern weiß man nichts in dem ganzen Königreiche; da aber die Portugieſen wenig reiſen, höret man auch ſelten von Straßenräubereyen. Die Gefängniſſe ſind der Auffenthalt der Barbarey, und Verzweiflung. Adeliche Officiere, Schuldner, Fremde, ſitzen unter den größten Uebelthätern, ohne Unterſchied des Ranges, oder einer beſ-

ſern Verpflegung, als in ſo ferne ſie ſolche dem Stockmeiſter beſonders bezahlen; ja je reicher einer iſt, deſto härter geht man mit ihm um, um mehr Geld von ihm zu ziehen. Ruiniret kommt man heraus, wenn man unſchuldig iſt; ruiniret, und frey geſprochen, wenn man reich, obgleich ſchuldig iſt. Die Armen ſind der öffentlichen Mitleidigkeit überlaſſen, denn der König bezahlet nichts für die Gefangenen; daher kommt es, daß ſo viele Leute, um ſo leichter Urſachen wegen, in Verhaft genommen werden. Man rechnet in den Gefängniſſen von Liſſabon über vier tauſend ſolcher Unglücklicher.

Der Erzbiſchof von Evora, ſo wie in Frankreich der Kanzler, iſt, vermöge ſeines Amtes, das Oberhaupt der Juſtitz in dem ganzen Umfange des Königreiches. Er iſt zugleich der reichſte Geiſtliche, hat die meiſte Gewalt, und lebt am prächtigſten. Das Deſembargo do Pazo iſt, wie ich ſchon geſaget habe, das höchſte Reichsgerichte, und zu Anfange des funfzehnten Jahrhundertes errichtet worden *. In ſelbigem werden alle Geſetze

und

* Es iſt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhundertes, unter Johannes III. errichtet worden.

und Verordnungen gemacht, und die Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeiten entſchieden. Es iſt in zwey Kammern abgetheilet *; in die Supplications-Kammer, welche neun und dreyßig Magiſtratsperſonen hat, und in die Kammer der civil-Juſtitz, worinnen vier und zwanzig befindlich ſind. Die übrigen Räthe heißen **Extravagantes**, welches mit unſern Titular-Räthen übereinkommt. Das Recht, dem Landesherrn Vorſtellungen zu thun, imgleichen der in Frankreich eingeführte Gebrauch, über den Umfang, und die Schranken der höchſten Gewalt zu ſtreiten, iſt bey dieſem Gerichte unbekannt. Auch weiß man hier nichts von den königlichen verſigelten Briefen, (Lettres de cachet;) aber die **mündlichen Befehle**, ohne vorherige Unterſuchung, ſind wenigſtens eben ſo häufig, und vielleicht noch ſchlimmer.

Es ſind in **Liſſabon** noch mehrere **Tribunale**; als, der Kriegsrath, der aus vier Räthen, und einem Secretaire, der gemeiniglich

* Dieſe Eintheilung iſt falſch: der Autor vermenget das Deſembargo do Pazo, mit den Reichs-Appellations-Gerichten, Relazaon genennet. ſ. Schmaußens neueſt. Staat von Portugal. Halle 1759. in 8vo im II Theile, Seite 211.

lich Kriegsminiſter iſt, beſteht; die Finanzkammer, welche dreye der vornehmſten Herren in Portugal zu Oberaufſehern hat; der Gewiſſensrath, wo die Angelegenheiten der Ritterorden, unter anderen, beſorget werden; der Rath der drey Stände, welcher über gewiſſe Einkünfte erkennet, und die Lebensmittel, und Fourrage der Truppen in Ordnung bringt. Der Senat iſt eigentlich, was man in Paris das Stadtregiment heißt, mit dem Unterſchiede, daß man von hier aus alle Stadtämter im ganzen Königreiche beſetzet. Der Präſident iſt allezeit eine Perſon vom erſten Range. In den **Provinzen** ſind Intendanten geſetzet, welche ohngefähr eben die Verrichtungen haben, wie die unſeren. Hier giebt es keinen General-Controlleur der Finanzen: der Herr von Carvalho hat ſich dieſes Departement vorbehalten. Die Biſthümer, die Capitainereyen, die Statthalterſchaften, die Einſetzung der Unterkönige, die Geſandtſchaften, die Bündniſſe, die hohen Vermählungen, gehören vor den **Staatsrath**, der aus vier geiſtlichen, und fünf weltlichen Räthen, und einem Secretaire beſteht, welcher ebenfalls der Herr von **Carvalho** iſt. Dieſer Miniſter läßt dem Könige alle Verordnungen unterſchreiben, die er in jedem

Theile der Regirung giebt, und führet blos den Titel eines Secretairs der Belohnungen, und Begnadigungen. Die, welche bey ihm etwas vorzubringen haben, können ihn alle Tage ſprechen.

Ich habe ſchon von der Inquiſition Erwähnung gethan, die itzt kein geiſtliches Tribunal mehr iſt, ſondern ein königliches. Ihre Verurtheilungen treffen niemand leicht, als ſchlechte Leute, ohne Schaam und Schande, welche in allen Ländern den Staupbeſen bekommen würden. Dieſe Strafe iſt die einzige, welche man gegenwärtig dieſem lüderlichen Geſindel ertheilet. Daher die Portugieſen künftig die Auto-de-Fé wenig unterhaltend finden werden, wenn ſie keine Figurons mehr ſehen; es iſt dieſes der Name, welchen man denen, die verbrennt werden, beyleget. Das meiſte Mitleiden verdienen diejenigen Prieſter, welche zuweilen von der Inquiſition übel geſprochen haben, und zu einer ewigen Gefangenſchaft in die abſcheulichſten Gefängniſſe verurtheilet werden; man kann ſich leicht vorſtellen, daß ihre Feinde ihre eigene Sache mit der größten Strenge zu rächen ſuchen.

Außer dieſen höchſten Gerichtshöfen, ſind noch in den Provinzen, und Städten Corre-

gedo-

gedores, unter denen viele andere Bediente, und einige Magiſtratsperſonen ſtehen, welche eben ſo unbeſcheiden, als begehrlich ſind. Uebrigens wird die Juſtiz ſchlecht verwaltet, und geht außerordentlich langſam von ſtatten, theils wegen der Chicane, und Ausflüchte der Advocaten, wegen der Wuſt von Geſetzen, und der unzählichen Rechtshändel, theils wegen der Schläfrigkeit, Ungeſchicklichkeit, und Erpreſſungen aller dieſer Richter. Die Geſetze verbinden denjenigen, der einen Proceß anfängt, und verlieret, dem Könige den zehnten Theil der ſtreitigen Summe, als eine Strafe zu bezahlen.

In peinlichen Sachen, kommt zu der gewöhnlichen Langſamkeit der Richter noch ihre große Nachſicht. Ihre ſtrengſten Urthel beſtehen faſt allezeit in Verſchickung der Verbrecher nach Indien, oder Africa. Unbeſtrafte Laſter machen verwegener. Es hat mir jemand erzählet, einen Bedienten geſehen zu haben, der ſeinen Camaraden am hellen Mittage ermordete, ganz kaltſinnig mit dem Meſſer in der Hand davon gieng, lachend in das Gefängniß geführet wurde, und nach etlichen Monaten wieder herauskam, um Scharfrichter zu

werden. Es wäre nichts leichter, als dem Könige dieſe Mißbräuche vorzuſtellen; denn er giebt allen ſeinen Unterthanen, dreymal in der Woche, Audienz, wovon auch die ſchwarzen Sclaven, und Sclavinnen nicht ausgeſchloſſen ſind. Die erſten zwey Tage ſind für das Volk; und der dritte für den Adel.

Es giebt kein Catholiſches Land, wo man in die Verdienſte der Heiligen mehr Zutrauen ſetzet, als in Portugal. In dem Spaniſchen Succeſſionskriege waren die, der Parthey des Erzherzoges zugethanen Truppen in Verlegenheit, was für einen Chef ſie aus ihrer Nation wählen ſollten, und ließen ſich einfallen, einen aus dem Paradiſe zu holen. Sie nahmen den heiligen Antonius, den Patron von Liſſabon, welchen ſie ſeit der Zeit beſtändig als ihren General angeſehen haben. Der König Don Pedro fertigte ſein Patent in aller Forme aus, und ließ ſein Bildniß in einer prächtigen Sänfte zu der Armee bringen, wo die Nation ihm alle, ſeiner neuen Würde gehörige Ehre erwies. Nach der allezeit beobachteten Gewohnheit, geht der König alle Jahre, den Abend vor dem Feſte des Heiligen, in ſeine Kirche, die Veſper anzuhören, und bringt dreymal

mal hundert tauſend Rees mit, um ihm ſeine Beſoldung zu bezahlen.

Alle Catholiken, oder die es zu ſeyn ſcheinen wollen, müſſen nach Oſtern dem Pfarrer ihrer Kirche eine Beſcheinigung bringen, wo ſie gebeichtet und communiciret haben. Die Juden, um allen Verdacht des Judenthums zu vermeiden, ſind nicht die letzten, welche dieſe Pflicht in Acht nehmen; es verhindert ſolches aber nicht, daß ſie ihr Leben voller Unruhe und Zwang hinbringen; denn auch diejenigen, welche ſich bekehren, haben viele Unannehmlichkeiten zu erdulden. Sie werden mit dem entehrenden Beynamen neuer Chriſten bezeichnet, welcher ihnen alle Hofnung benimmt, ſich jemals mit den alten zu verheurathen, und ſchließt ſie, und ihre Nachkommen, auf immer von allen geiſtlichen und weltlichen Aemtern aus. Unterdeſſen finden dergleichen Verheurathungen doch zuweilen ſtatt; aber nur etwa bey Gelegenheit einer Liebesgeſchichte, oder wenn ein reicher neuer Chriſt das Glück eines armen Mägdgens macht. Die aus ſolchen Ehen erzeugten Kinder werden halbe neue Chriſten, die Enkel viertel neue Chriſten, und dieſer Nachkommen immer ſo weiter genennet,

bis

bis das Andenken ihres Urſprunges endlich vergeſſen iſt. Alsdenn nennet man ſie, eines Theils neue Chriſten; ſo daß dieſe Art von Entehrung faſt niemals erlöſchet. Es ſind einige Familien, die ſich Puritaner heißen, um anzuzeigen, daß ſie nicht mit Jüdiſchem, oder Mauriſchem Geblüte vermiſchet ſind. Sie haben einen ſolchen Stolz darauf, daß ſie niemals in andere Familien heurathen; und dies iſt die Urſache, warum man öfters die Portugieſen ſieht ihre Verwandtinnen heurathen, unerachtet dergleichen Erlaubniß in Rom viel koſtet.

Man hat mir verſichert, daß die Juden in Liſſabon ſich erboten haben, zwey Millionen Cruſaden zu bezahlen, wenn man ihnen erlauben wollte, den Berg von Armada, der an dem linken Ufer des Tejo liegt, anzubauen; daß ihnen aber dieſe Erlaubniß ſey abgeſchlagen worden. Die Portugieſen werden noch empfinden, wie lächerlich es iſt, ein Volk zu fürchten, und wie grauſam, es zu verfolgen, das ohne Oberhaupt, ohne Regirungsform, in der ganzen Welt zerſtreuet lebt, und nicht im Stande iſt, ſich zu vereinigen; das in keinem Lande zahlreich genug iſt, furchtbar zu werden, und daß ſelbſt keinen Vortheil hätte,

ſich furchtbar zu machen. Da die Juden keine eigene Landesverfaſſung haben, ſind ſie denen Souverainen, die ſie ſchützen, um deſto mehr ergeben; und da ſie, ſo zu ſagen, von keinem Lande ſind, wiſſen ſie von dem heimlichen Vorurtheile nichts, das jeder Menſch, der ſein Vaterland verläßt, für dasjenige Land behält, worinnen er iſt gebohren worden. Man laße ſie doch alſo des Rechts als Bürger genießen, und ſie werden ſicherlich auch ein bürgerliches Gemüthe haben.

So ſehr auch die Portugieſiſchen Chriſten auf die äußerlichen Religionsübungen halten, mit ſo weniger Ehrbarkeit beobachten ſie ſolche, ſelbſt an denen Oertern, die ſie am meiſten verehren ſollten. In den Kirchen werden meiſtentheils alle Liebeshändel angeſponnen, die Zuſammenkünfte darinnen angeſtellet, die Liebesbriefe übergeben, Zeichen mit Händen und Fingern gemacht, wenn man einander nicht ſprechen kann, und dieſes alles auf eine ſo unvermerkte und behutſame Art, daß ein von dieſen Gebräuchen nicht unterrichteter Fremder meynen ſollte, es würde nicht ein einziges Wort geredet. Die Landeseinwohner ſind ſo daran gewöhnet,

daß

daß auch die Ehrbareſten ſich ſelten darů- ber ärgern.

Bey dieſem allem geſchehen die verehrungs- würdigſten Ceremonien unſerer Religion mit einem ernſthaften, und majeſtätiſchen Anſtan- de. Zu den Kranken trägt man das heilige Abendmahl mit vieler Pracht. Der Prieſter geht unter einem Thronhimmel, von sechs Per- ſonen getragen, ſehr langſam, und vor ihm marſchiren Trompeter, hinten nach aber folgen etliche zwanzig ſeiner Mitbrůder. Dieſe haben alle einerley rothe Unterröcke, und jeder eine Wachskerze, mit den zur Ausſpendung des heil. Sacraments benöthigten Sachen, in der Hand. Von der Pracht, mit welcher der Pa- triarch das hohe Amt hält, habe ich be- reits geredet; das Chor, welches aus drey Beneficiarien beſteht, die in Biſchofsmützen beym Altare helfen, und ſich Monſeigneur nen- nen laſſen, wird durch eine Muſik auf Römi- ſche Art begleitet, das heißt, ohne Sympho- nie; aber unter den vielen Stimmen, und in- ſonderheit unter den Altiſten, giebt es ihrer, die vortreflich ſind. Seit der genauen Ver- bindung der Portugieſen mit den Engländern, iſt der heilige Georgius, nach dem heiligen Antonius, der größte Heilige im Lande.

Diejenigen, welche die **Einkünfte** des **Königes** von Portugal auf das höchſte rechnen, gehen nicht über ſechzig Millionen: und noch begreifen ſie unter dieſer Summe die aller drey Jahre vor ſich gehende Einziehung der Güter der Statthalter, und anderer öffentlichen Perſonen, die aus Indien zurückkommen. Erinnern Sie ſich, was ich von den Unterkönigen zu Goa geſaget habe, die bey ihrer Rückkunft einem criminal-Proceſſe nicht leicht entgehen, und ſich noch glücklich ſchätzen, wenn ſie ihr Leben, oder ihre Freyheit, durch Entſagung ihres Vermögens, erkaufen können. Die übrigen Einkünfte kommen hauptſächlich von den Zöllen, von der Acciſe, von den dreyen Ritterorden, davon der König Großmeiſter iſt, und von den Braſilianiſchen Goldgruben. Die **Krone iſt erblich**, und in Ermangelung männlicher Nachkommen fällt ſie auf die Töchter.

Der **König** beſetzet alle hohe geiſtliche Stellen; und die Römiſchcatholiſche **Religion** iſt die einzige im Lande eingeführte. Bey wichtigen Vorfallenheiten war in alten Zeiten der Gebrauch, die **Landesſtände** zu verſammeln; aber, unter der itzigen Regirung, glaube ich nicht, daß jemand ſolches vorſchla-

gen

gen wollte. Dieſes einſichtliche, und mächtige Tribunal, welches Rechnung abzulegen verlanget, würde dem Monarchen ſowohl, als dem Miniſter, mißfallen.

Portugal bietet nichts außerordentliches in Naturerzeugungen dar. Die merkwürdigſte Pflanze iſt die, welche die Fliege trägt; ohne es vorher zu wiſſen, würde man nicht die Blüthe daſelbſt ſuchen, ſo ähnlich ſieht ſie dem Thiere, deſſen Namen ſie führet. Dieſer Blüthen giebt es von verſchiedenen Farben, alle aber ſehen wie natürliche Fliegen aus. Es iſt dieſes, in ſeiner Art, das ſonderbareſte Spiel der Natur, das ich kenne.

Ich bin, u. ſ. w.

Liſſabon, den 23. May, 1754.

Nachtrag

zu den vorhergehenden Briefen.

Da dieſe Briefe noch vor dem Erdbeben, welches Liſſabon verheeret hat, geſchrieben worden ſind, konnten ſie weder von ſelbigem Unglücke, noch von den ſeit der Zeit erfolgten Veränderungen, Erwähnung thun. Wir wollen hier ſolches nachholen, und von dem Unfalle, wodurch alle dieſe Veränderungen entſtanden ſind, den Anfang machen.

Den erſten November, im Jahre 1755, früh um halb zehn Uhr, da der Himmel helle, und ohne Wolken war, und man einen ſchönen Tag vermuthete, läßt ſich auf einmal ein fürchterliches Getöſe hören: man fühlet eine entſetzliche Erſchütterung; viele Häuſer fallen ein, andere wanken, wie ein Schiff auf dem Meere, hin und her. Die Menſchen werden theils verſchüttet, theils fliehen ſie, theils fallen ſie, einer wider den andern, oder werden wider die Mauern geſtoßen. Das Krachen der Dachſtühle, und Holzverbindungen, der Einſturz der Gebäude, und ein unterirrdiſches Getöſe, mengen ſich unter das

das Wehklagen. Kirchen, Paläſte, öffentliche Gebäude, Privathäuſer, ſtellen nur einen Haufen Ruinen vor: alles iſt in Unruhe, Beſtürzung, und Unordnung.

Die Elemente vereinigen ſich, die unglücklichen Einwohner zu vertilgen. Die Winde reißen mit Ungeſtüme; die Waſſer thürmen ſich mit Gewalt; das Feuer dampfet mit Heftigkeit; die Erde zittert, und kündiget eine allgemeine Zerſtörung an. Das wütende Meer bricht aus ſeinen Schranken, verläßt ſeine Ufer, und ſcheint als wollte es die ganze Erde verſchlingen. Der Fluß überſchwemmt alles, und reißt eine unſägliche Menge Menſchen mit fort. Die Schiffe in dem Haven ſtoßen wider einander, und gehen unter.

Die Wuth des Feuers kommt zu dem Toben des Waſſers: die Flammen verzehren die Gebäude; das Feuer greift mehr und mehr um ſich, bemächtiget ſich durch Hülfe eines Gewitters welches alle Erdſtöße begleitet, der Ruinen; und die unglückliche Stadt geräth nun in einen allgemeinen, unüberſehlichen Brand. Das geſchmolzene Bley fließt von allen Seiten herab; die Dächer drücken die Mauern ein, und ſtürzen die Mauern um; alle Leute, Kinder, Kran-

ke, werden in ihren Betten erſticket, oder von den Flammen verzehret; und die ganze Stadt, nachdem ſie die Verheerung aller wider ſie aufgebrachten Elemente erlitten hat, wird ein Schauplatz des Jammers, des Schreckens, der Verwüſtung, und des Todes.

Wie grauſend iſt nicht der Anblick, aus den Oeffnungen, und Trümmern der Gaſſen, ganze Schwärme Unglücklicher herauskommen zu ſehen, welche blaß, und entſtellet wie Geſpenſter, das Schrecken des Todes in den Geſichtern tragen, Haufenweiſe herumlaufen, und ſich auf den großen Plätzen, oder auf dem Felde, zu retten ſuchen; einige ſind halb bekleidet, andere faſt nackend; dieſe ſchleppen das theuerſte Unterpfand ihrer Liebe halb ſterbend, oder augenblicklich verlöſchend, mit ſich; jene, können ſich kaum ſelbſt fortbringen; die meiſten, unter Schrecken, Furcht, und Beſtürzung, ſuchen und rufen mit kläglicher Stimme die, welche ihnen am liebſten ſind; hier bemüht ſich eine Mutter, dort Kinder, weiterhin ein Ehegatte, einander wieder zu finden. Der eine kann vor Schrecken nicht mehr ſtehen, und fehlt ihm eine Stütze, ſich zu erhalten; der andere fällt zur Erde, und wünſchet

nichts,

nichts, als ſein Grab; alle, unter rührendem Geſchreye, und ängſtlichen Seufzern, flehen den Himmel um Hülfe an, getrauen ſich aber kaum, ſolche zu hoffen.

In den erſten Augenblicken dieſes Schreckenvollen Auftrittes meyneten die beſtürzten Einwohner, ihre Sicherheit in den Kirchen zu finden, und flüchteten Haufenweiſe dahin; aber die Kirchen, und großen Gebäude ſind die erſten, die mit entſetzlichem Krachen einſtürzen; und die Unglücklichen, welche aus Andacht, oder Furcht, ihre Zuflucht zu dieſen heiligen Oertern genommen hatten, werden durch den Einſturz zerquetſchet.

Unerachtet die Erſchütterung allgemein war, ließ ſie ſich doch in einigen Quartieren der Stadt mehr ſpüren, als in den anderen. Ihre größte Heftigkeit äußerte ſich von dem Münzhofe, nach dem Gerichtsplatze; von da wendete ſie ſich nach dem Schloſſe, das ſie umwurf, zerſtörte die ganze alte Stadt der Mauren, und mehr als ſiebenzig Hauptgaſſen von Liſſabon. Diejenigen Gaſſen, welche dem Erdbeben widerſtanden hatten, wurden von dem Feuer heimgeſuchet. Dieſes dauerte verſchiedene Tage, entfernte aber vielleicht die Plage der Peſt, welche man wegen der Menge

todter Körper, die die Luft anſteckten, zu befürchten Urſache hatte. Der Mangel an Wohnungen, und die rauhe Witterung, veranlaßten unzählige Krankheiten. Zum Uebermaaſe von Unglücke wurde die Stadt mit Hungersnoth bedrohet; und mitten unter dieſer jammervollen Verwüſtung äußerte noch die Unmenſchlichkeit der Böſewichter ihre ganze Wuth. Eine Menge Matroſen, Soldaten, und Schwarze, denen dieſe Begebenheit die Gefängniſſe öffnete, verbreiteten ſich in alle Quartiere der Stadt, durchſuchten die Ruinen, drangen in die Häuſer, plünderten, ſtohlen, mordeten: und dieſe Unordnung vermehrte Schrecken, und Entſetzen. Alle Tage erhielten die Reichen Briefe ohne Unterſchrift, worinnen man ihnen drohete, ſie zu verbrennen, wenn ſie nicht an die beſtimmten Oerter die Summen hinbrächten, die man verlangte.

Man hat in einigen Beſchreibungen vorgegeben, als ob Mordbrenner dieſe traurigen Umſtände zu nutzen, und ehemalige Beleidigungen zu rächen, geſuchet hätten. Allein es hat ſolches um ſo weniger Wahrſcheinlichkeit, da auch für die größten Uebelthäter gewiſſe Augenblicke von Furcht übrig blieben, wo die

Rache

Rache ſchweigen muß. Hiernächſt iſt genug erwieſen, daß die Feuersbrunſt durch das Einfallen der Häuſer veranlaßet worden iſt; daß die Küchenfeuer, welche zu dieſer Zeit auf den Heerden brenneten, unter die Trümmern gefallen ſind, ſie verzehret, und die benachbarten Gebäude in Brand geſetzet haben.

Das Entfliehen aus Liſſabon war eine unvermeidliche Folge dieſes ſchrecklichen Unglücks. Stellen Sie Sich eine ganze Nation vor, die außer ſich iſt, flüchtig, Verzweifelungsvoll, auf den Feldern herumirrend, ohne zu wiſſen wohin, ohne Abſicht, die ſie leitet. Von Bekümmerniß durchdrungen, von Furcht beängſtiget, mit beklemmten Herzen wegen der verlornen Güter, und Verwandten, blicket ſie ſeufzend noch vom weiten auf dieſe geliebte, unglückliche Stadt, auf dieſen Scheiterhaufen, und Grab ſeiner Einwohner: dieſer Anblick verdoppelt ihre Thränen, ihr Aechzen, ihre Beſtürzung, Verzweifelung, und Flucht. Anſtatt nun das erſchrockene Volk zu beſänftigen, zurück zu halten, und wieder zu ſich zu bringen, vergrößerten die Prieſter und Mönche in ihren Predigten das Uebel; und vermehrten das Schrecken. Andere verbreiteten fal-

ſche

ſche Prophezeyungen, und verkündigten einen gänzlichen Untergang dieſes zweyten Ninive.

Der Hof voller Zittern und Zagen, hatte binnen acht Tagen keine andere Zuflucht, als das freye Feld, und ſeine Kutſchen. Glücklicherweiſe hielt er ſich dazumal zu Belem auf, wo er auch ſeitdem beſtändig geblieben iſt. Gleich anfänglich brachte man in Vorſchlag, unterdeſſen nach Porto zu gehen, und zu Belem eine neue Stadt, mit einem eben ſo ſchönen, und bequemen Haven, als den zu Liſſabon anzulegen. Allein bis jetzt hat man ſich begnüget, weitläuftige Barracken, und große Säle zu errichten, wo die Miniſter arbeiten, und der König Audienz giebt.

Man hat die Gütigkeit dieſes Fürſten mit Vorſchlägen zur Wiederaufbauung lange Zeit ermüdet; es kamen Riſſe dazu, aus allen Gegenden von Europa: allein die anhaltenden Erdſtöße haben dieſes Unternehmen vereitelt, und ſeine Ausführung aufgeſchoben. Binnen einer Zeit von vier Wochen ſpührte man mehr als dreyßig Erſchütterungen, davon einige ſehr heftig waren. Endlich hat man ſich entſchloſſen, den alten Platz zu behalten, und die Kirchen,

chen, Paläſte, und Häuſer, ſo viel es die neu abgeſteckten, und erweiterten Gaſſen verſtatten wollen, wieder herzuſtellen. Was man aus dem bisher veranſtalteten ſchlüßen kann, dürfte die Erbauung von Liſſabon ein Werk von mehr als einem Jahrhunderte werden. Dieſe bedauernswürdige Stadt iſt lange Zeit ein bloſer Steinhaufen geblieben, wo man hin und wieder den Schutt weggeräumet, und Wege und Gänge geöffnet hat. Man gieng auf dem alten Platze der Häuſer, mitten durch die Trümmern, welche, mit Ausnahme einiger hier und da ſtehen gebliebener Gebäude, den ſchreckhaften Anblick einer durch Minen in die Luft geſprengten Feſtung darſtellten. Niemand getrauet ſich faſt, wieder von Steinen zu bauen; die meiſten Häuſer ſind hölzern; und der König ſelbſt, wie ich ſchon geſagt habe, wohnet in einer Barracke. Viele haben das Mittel ergriffen, ſie in Holland erbauen, und ſo zu ſagen, ganz fertig zu Schiffe kommen zu laſſen; da es denn nichts als die Mühe braucht, ſie zuſammen zu ſetzen, und mit übertünchtem Kalk zu befeſtigen.

Man hat um ſo viel mehr Urſache, in Furcht zu ſeyn, da faſt kein Jahr vergeht, daß

daß dieſes Land nicht einige Erderſchütterungen auszuſtehen hat. Die dicken, und öhlichen, in die Höhe ſteigenden Dünſte, aus dem Tejo, und in den umliegenden Gegenden von Liſſabon, zeigen genugſam an, daß das Innere der Erde voller Harz iſt, und daß deſſen beſtändige Gährung dieſe periodiſchen Stöße veranlaßet. Wenn man das letzte, dieſe Stadt betreffende Unglück mit demjenigen vergleichet, welches ſie vor mehr als zwey hundert Jahren erlitten hat, ſo konnten die Portugieſen das, was ihnen begegnet iſt, vorher ſehen; aber der Eigenſinn gewiſſer Völker, die zu ihren Wohnungen einen Boden wählen, der wegen ſeiner Ruinen bereits bekannt iſt, ſcheint unbegreiflich. Linna iſt dreymal zerſtöret, und dreymal auf ſeinen Trümmern wieder erbauet worden. Iſt denn die Begierde nach Reichthum den Menſchen ſchätzbarer, als die Liebe zum Leben? Liſſabon iſt zweymal verwüſtet worden; und die Portugieſen wollen es an eben dem Ufer wieder aufbauen. Aus Liebe zur Vaterſtadt können ſie ſich nicht von einer Gegend losreißen, die bey dem anmuthigſten Clima, und bey den überall hervorwachſenden Blumen, die Einwohner nicht weniger verſchlinget. Wenn man von dem Vergangenen auf das Künftige

ſchlüßen ſoll, ſo iſt zu vermuthen, daß nach gewiſſen Jahren, und in eben dem Verhältniſſe von Jahrhunderten, dieſe große Stadt, die man an den alten Ort wieder hinbauen will, eben die Verwüſtungen auszuſtehen haben wird, die ſie jetzt in den Abgrund geſtürzet.

Stellen Sie Sich, Madame, die allgemeine Verwirrung in einer Stadt vor, welche ihren Einwohnern deu Untergang drohet, und Sie werden ſelbſt ermeſſen, wie viel Gegenwart des Geiſtes, wie viel Standhaftigkeit, und vorzüglicher Verſtand, erforderlich geweſen iſt, ſo großem Elende ſchleunige Hülfe zu verſchaffen. Die vortreflichen Anſtalten, die Se. Portugieſiſche Majeſtät gemacht hat, dienen zu einer ausnehmenden Probe Ihrer Klugheit, Mitleidigkeit, und Zärtlichkeit für Ihre Völker. Die erſtaunende Menge Verwundeter, und Kranker, die bey dem Einſturze der Häuſer noch das Leben gerettet haben, war für die Menſchlichkeit ein trauriger Anblick; und der Monarch richtete auf dieſen rührenden Gegenſtand zu erſt ſeine Aufmerkſamkeit. Dieſer Fürſt ſchränkte ſogar ſeine Tafel ein, um den Unglücklichen Federvieh zu verſchaffen. Alles, was man von Arzenepmit-

teln

teln zuſammen bringen konnte, wurde geſam-
melt; und die vornehmſten Herren waren bey dem Verbinden, und Warten der Kranken, gegenwärtig. Nach dem Beyſpiele des Landesherrn beeiferte ſich ein jeder um die Wette, den Nothleidenden Pflichten des Beyſtandes zu leiſten. Die Königinn ſelbſt, und die Infantinnen, legten Hand an, und näheten leinene Sachen, oder machten für die Verwundeten Scharpie; alle Damen bey Hofe folgten dieſen großen Beyſpielen, und beſchäftigten ſich mit eben dieſer Arbeit. Andere Hülfsleiſtungen von aller Art wurden ſo geſchwind, als häufig, vorgenommen; und man kann nicht oft genug wiederholen, daß es der väterlichen Sorgfalt des Königes, und ſeiner Familie, zuzuſchreiben iſt, daß eine große Menge der Unterthanen das Leben gerettet hat.

Der erſte Trieb der Freygebigkeit des Monarchen äußerte ſich durch Aufthuung ſeiner Schätze, und daß er Allmoſen austheilen ließ, mit einer Großmuth, die ſeinem empfindſamen Herzen würdig war. In den königlichen Küchen bereitete man Speiſen zu für eine große Menge Menſchen, denen es an allem gebrach, und die um Hülfe fleheten. Unter dieſen Unglück-

glücklichen ſah man ſehr angeſehene Perſonen, die ein einziger Augenblick, aus dem Schooſe des Ueberfluſſes, in die erniedrigendeſte Armuth verſetzet hatte; die Ordnung aber wurde ſowohl in Acht genommen, daß die Armen alle ihre Bedürfniſſe ſtillen konnten, und keiner weitern Empfehlung nöthig hatten, als ihren Mangel. Es wurde Befehl gegeben, die in der Nachbarſchaft von Liſſabon gelegenen Kornmagazine nicht auszuleeren, bis der Ueberfluß in der Stadt wieder hergeſtellet wäre; und der Vertrieb aller Dinge der erſten Nothwendigkeit wurde durch Belohnungen aufgemuntert.

Eine der dringendſten Nothwendigkeiten war, einer ſo großen Menge Volkes, das keine Zuflucht mehr hatte, **Wohnungen** zu verſchaffen. Man ließ daher die in den nächſten Zeughäuſern verwahrten Soldatenzelte aufſchlagen. Das Bauholz, und die Breter, wurden von allen Abgaben befreyet; man verbot, den Preis der Miethen in den noch übrig gebliebenen Häuſern zu erhöhen; und man bediente ſich der Materialien von denen, die nicht mehr ſtunden. Es wurde eine große Menge Heu, und Stroh, angefahren, um theils den Mangel der Barracken zu erſetzen, theils den

Armen ſtatt der Betten zu dienen, welche von der Feuchtigkeit der Erde hätten können krank werden.

Dieſer entſetzliche Tag, dieſer Tag des Elendes und Schreckens, iſt der ruhmwürdigſte Zeitpunct der Staatsverwaltung des Herrn von Carvalho, nachherigen Grafen von Oeyras, und itzigen Marquis von Pombal. Er alleine in dieſer allgemeinen Noth, verliert den Muth nicht, und behält alle Gegenwart des Geiſtes. Ohne Wohnung, ohne Bette, ohne Tiſch, bleibt dieſem Miniſter nichts als ſeine Kutſche übrig, worinnen er ſich mit Hintenanſetzung aller Ruhe, Tag und Nacht, und jeden Augenblick, von einem Ende der Stadt zu dem andern begiebt, und alle Quartiere von Liſſabon beſucht. Seine Gegenwart tröſtet die Unglücklichen, vertreibet die Furcht, giebt neue Hoffnung. Auf ſeine Verordnungen dämpft man das Feuer, begräbt die toden Körper, verbrennt ſie im Kalche, und trägt ſie in das Meer. Zwölf Bataillonen müſſen ein Lager aufſchlagen, und man nimmt Patrouillen davon, die Straßenräuber, welche die öffentliche Sicherheit ſtören, zu vertreiben: überall richtet man Galgen auf, wo dieſe Böſewichter ihren verdienten Lohn empfan-

pfangen. Leute werden angeſtellet, die Ruinen zu durchzuſuchen, um die verſchütteten Sachen zu retten, und andere nehmen ſie in Empfang. Damit auch die Arbeiter von einem neugierigen und begehrlichen Pöbel nicht geſtöret werden, ſind acht Regimenter beſtändig beſchäftiget, das Volk abzuhalten. Nahrungsmittel kommen zur See aus den Provinzen, und entfernen von der Hauptſtadt die Hungersnoth. Ueberall macht man die Kramläden und Gewölber auf; und obgleich die Lebensmittel, überhaupt genommen, ein wenig theuerer werden, ſo iſt doch ihr Preis durch die klüglich genommenen Maasregeln, die ihren Werth beſtimmen, nicht unerträglich. An ſtatt der verwüſteten Kirchen, wählet man einige Plätze zum Gottesdienſte. Man errichtet ein Rechtstribunal für dringende Sachen; inſonderheit aber für ſolche, die den Seehandel, und die Abreiſe der Schiffe, betreffen. In weniger als acht Tagen erſcheinen drey hundert Verordnungen, wegen der nöthigen Vorſichten, die man brauchen, wegen der Unglücksfälle, die man vermeiden, und wegen der Schäden, die man verbeſſern ſoll. Kurz, der Marquis von Pombal, durch ſein Beyſpiel, ſeine Standhaftigkeit, und Vorſicht, erhält

das Volk in Liſſabon, das im Begriffe war die Stadt zu verlaſſen; ſeine Bemühungen ſtiften gute Ordnung und Polizey; und Hoffnung, und Ueberfluß wird wiederhergeſtellet. Keine Stiftung eines neuen Reiches kann ſo ruhmvoll ſeyn, als die Erhaltung eines Königreichs, deſſen gählinge, und vielfältige Wunden die geſchwindeſten Hülfsmittel erfoderten. Dieſer große Mann genießt daher auch, in einem hohen Alter, der höchſten Ehre, die eine Privatperſon erwerben, und des größten Anſehens, das ein Souverain ſeinem Unterthane beylegen kann.

Joſeph Sebaſtian Carvalho, im Jahre 1699, zu Coimbra aus einer adelichen Familie gebohren, wurde auf dieſer Univerſität erzogen, und zeichnete ſich durch vorzüglichen Verſtand, und Erlernung guter Wiſſenſchaften, beſonders aus. Anfänglich erwählte er die Partie der Waffen; und alles zeigte an, er ſey gemacht, ſich darinnen hervor zu thun: lang von Geſtalt, wohl gebauet, von außerordentlicher Stärke, nebſt einem edelen Anſehen, und einnehmenden Geſichtszügen, ſtellte er eine ſchöne Figur vor; und bey allen dieſen Vorzügen verließ der junge Kriegsmann den Dienſt,

und

und betrat den Weg der Staatsgeſchäfte. Er hatte ein junges Fräulein aus dem vornehmen Hauſe von Aveiras geheurathet; dieſe Vermählung aber war nicht mit Zufriedenheit der Aeltern ſeiner Gemahlinn geſchehen, und dieſes trug das meiſte bey, daß er ſich in einen andern Stand begab. Man ernennte ihn zum Geſandtſchafts-Secretaire nach Wien. Nachdem er Wittwer geworden, und nachher als Geſandter an eben dieſen Hof geſchickt worden war, heurathete er die Nichte des Feldmarſchalls Daun. Seine erhabene Talente entwickelten ſich in ſeiner neuen Stelle; und ſeine Geſandtſchaftsberichte waren die Bewunderung des geheimen Cabinets von Liſſabon. Man fühlte, von was für Nutzen ein Mann von ſeinem Geiſte bey den Regirungsgeſchäften ſeyn würde, und rufete ihn daher, unerachtet alles Schreyens der Mißgunſt, welche die Gegenwart des Verdienſtes allezeit fürchtet, nach Portugal zurück.

In dem Staatsrathe, wohin man ihn ſetzte, war er das Orakel, und wurde in weniger Zeit das Oberhaupt davon. Sobald er das Ruder der Regirung in ſeinen Händen ſah, ſuchte er ihre Gewalt unumſchränkter zu ma-

machen, und achtete nicht, ſich der Rache aller Großen im Königreiche auszuſetzen. Einzig bemühet, das Anſehen ſeines Herrn zu vergröſſern, brachte er die Gemüther zum Gehorſame, überwand alle Schwierigkeiten, machte die Beherzteſten zitternd, und die Trotzigſten wankend. Sein ausgebreiteter Verſtand umfaßet alle Theile des Staates, greift alle Misbräuche an, entdecket alle Uebel, und kennet die Mittel, ſie zu heilen. Er ſieht alles vorher, vernachläßiget nichts, verbindet mit der Geſchwindigkeit, und Größe ſeiner Anſchläge, die Beurtheilung der kleinſten Umſtände, und beſitzet eben ſo viele Stärke des Geiſtes, Unternehmungen zu erfinden, als beherzten Muth, ſolche auszuführen. Dieſer Miniſter iſt der erſte, der ſich Hoffnung gemachet hat, ſeine Nation von dem Joche der Engländer, in Anſehung der Handlung, zu befreyen, und welcher Aemſigkeit, und Eifer bewieſen hat, einen dauerhaften Grund zu dieſer edelen Unabhängigkeit zu legen.

Es iſt aber nicht genug für ihn, ein groſſer Staatsmann zu ſeyn; er beſitzet auch die Fertigkeit, über allerhand Materien zu ſchreiben. Verſchiedene, in Liſſabon herausgekommene

mene Werke, wider die Jeſuiten, wider die Untrüglichkeit des Papſtes, über den Ackerbau, über die Erziehung, ſind aus ſeiner Feder gefloſſen. Kein Portugieſe hat mehrere Kenntniſſe: keiner mehr Fähigkeit zu großen Dingen; niemand iſt erfahrener in der Staatsklugheit, beredter im Vortrage, angenehmer im Umgange, ſanfter in ſeinem Hausweſen, werthgeſchätzter von ſeinem Könige, geliebter vom Volke, verhaßter bey den Großen, gefürchteter von ſeinen Feinden, höflicher gegen Fremde: keiner mehr Freund von Wiſſenſchaften, welche er aus Neigung beſchützet, und aus Geſchmacke ſich darinnen übet. Er weiß, daß die Wiſſenſchaften die Ehre einer Nation ausmachen, und dieſe Ehre, in welchem Lande es auch ſey, iſt ein wirklicher Vortheil, obgleich der Nutzen davon dem gemeinen Haufen nicht allemal in die Augen fällt.

Ueberzeuget, daß die Erhaltung des Staates in gewiſſer Maaſe von ſeiner Perſon abhängt, hat der Herr Marquis von Pombal, zu mehrerer Sicherheit, eine Leibwache von vierzig Mann zu Pferde, die ihn, mit entblöſetem Degen, überall begleitet; da hingegen der König oftmals ohne Bedeckung iſt, auch

zu ſeiner ordentlichen Wache nur ein Detaſchement von der Beſatzung nimmt.

Ich komme aber wieder auf Liſſabon zurück, wovon ich durch die gemachte Ausſchweifung abgeführet worden bin. Da dieſe Stadt niemals um ein richtiges Verzeichniß der Anzahl ihrer Einwohner beſorget geweſen iſt, hat man nicht mit Gewißheit wiſſen können, wie viel Perſonen eigentlich bey dieſem Unglücksfalle umgekommen ſind. Man hat lange Zeit geglaubt, die Stadt enthielte fünf mal hundert tauſend Seelen; alleine, im Jahre 1748, getrauete ſich ein Engländer zu wetten, man würde nicht drey mal hundert tauſend finden. Jedermann muthmaſete, der Engliſche Hof hätte Theil an dieſer Wette, und die Wißbegierde dieſes Privatmannes wäre nur ein politiſcher Vorwand. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Wette, welche ſehr anſehnlich war, gab Gelegenheit, ein genaues Verzeichniß, von Hauſe zu Hauſe zu machen, und es fanden ſich nicht mehr, als zwey mal hundert und achtzig tauſend Einwohner, die Fremden ſo gar darunter begriffen. Weil aber die Regirung von dieſer Unterſuchung keine Kenntniß nahm, wurde ſie für den politiſchen Staat, als nicht

nicht geſchehen, angeſehen; und der gemeine Irrthum erhielt ſich beſtändig.

Es war alſo nicht möglich zu erfahren, wie viel Menſchen bey dem Erdbeben umgekommen waren, der Hof hätte denn jewedem Privatmanne auferlegen müſſen, ein Verzeichniß der ihm angehörigen Toden einzugeben: allein die Klugheit widerrieth dergleichen Anzeige. Da Portugal ſo ſchon ein ſehr entvölkertes Reich iſt, hätte dieſer neue Abgang von Unterthanen den benachbarten Mächten Gelegenheit geben können, wider ſelbiges etwas vorzunehmen. Es war alſo dem Staatsintereße gemäs, die Anzahl der verlornen Menſchen zu verheimlichen; man iſt aber überzeuget, daß ſie ſich auf näher zwanzig tauſend beläuft.

Die mehreſten waren in den Kirchen umgekommen, wo die eingeſtürzten Gewölbe die, welche ihr Gebet verrichteten, zerſchmettert hatten. Zum Glücke war es noch nicht Zeit in die hohen Meſſen geweſen; ein Umſtand, der viele Menſchen gerettet hat; und man hat bemerket, daß dieſe Strafe hauptſächlich das gemeine Volk, wegen eines andern Umſtandes, betroffen hat. Es iſt eine eingeführte Gewohnheit in Portugal, daß diejenigen, wel-

che nur ein wenig in guten Umſtänden ſind, in ihren Häuſern eigene Kapellen haben, wohin die Nachbarn von einem gewiſſen Range gehen, und die Meſſe hören. Dazu kam noch, daß viele Leute dazumal auf dem Lande waren. Die Witterung des Monats November kommt in Portugal mit unſerm Maymonate überein; und die Reichen genießen die Annehmlichkeit eines zweyten Frühlings außer der Stadt.

Wenn aber die Anzahl der verunglückten Menſchen geringer war, als man bey einem ſolchen Zufalle vermuthen ſollen, ſo war hingegen die Menge der eingeſtürzten Gebäude über Erwarten groß. Von zwanzig tauſend Häuſern, woraus dieſe Hauptſtadt beſtund, iſt kaum der vierte Theil zu bewohnen übrig geblieben; denn, obgleich nicht alle Häuſer eingefallen ſind, ſo iſt doch der Grund derſelben dergeſtalt erſchüttert worden, daß die geringſte Bewegung ſie vollends über den Haufen werfen kann. Furcht, und Schrecken, hatte ſich der Einwohner dergeſtalt bemächtiget, daß ſie ſelbſt das Oberſte der Häuſer einriſſen, um nicht unter den Ruinen begraben zu werden. Man zählte zwey und dreyßig Hauptkirchen, ohne die Cathedralkirche; ſechzig kleine Kirchen,

chen, ohne des Patriarchen ſeine; drey und funfzig Paläſte, ohne den vom Könige; und neun öffentliche Gebäude, worunter einer der ſchönſten Opernſäle in Europa war; dreyßig Mönchs- und ein und zwanzig Nonnenklöſter, die gänzlich eingeſtürzet, oder außerordentlich beſchädiget waren.

Den Schaden von dieſen Gebäuden rechnet man auf zwey hundert Millionen, den von den Privathäuſern auf ſieben hundert, der verbrennten Meublen auf zwölf hundert, der Kirchengefäße, Zierrathen, Bildſäulen, Schildereyen, u. d. auf zwey und dreyßig Millionen. In Anſehung des gemünzten Geldes, unerachtet Portugal überhaupt genommen, ſehr arm war, ſo gab es doch in Liſſabon eine große Menge Braſilianer, derer Reichthum an Golde ſich ſehr hoch belief. Alle dieſe Schätze wurden entweder unter die Erde begraben, oder von den Flammen verſchlungen. Die Caſſe des Zollhauſes, der Schatz des Königes, der Schatz zu den außerordentlichen Ausgaben, hatten gleiches Schickſal; und den Verluſt der Diamanten, ſowohl der Krone als der Portugieſiſchen Damen, ſchätzt man auf achtzig Millionen: die Königinn, und die Prinzeſſinnen,

behiel-

behielten nichts davon, als was ſie an ſich trugen. Die Gaſſen der Goldarbeiter und Juwelirer, waren diejenigen die ſowohl von dem Erdbeben, als von dem Feuer, am meiſten gelitten hatten. Zwey hundert Läden, voller Edelſteine und Kleinoden, wurden entweder verſchüttet, oder von den Flammen verzehret. Man ſagt für gewiß, daß, was die Fremden an baarem Gelde, oder Waaren, verloren haben, zwey hundert und vierzig Millionen überſteigt; nämlich, England, hundert und sechzig; Hamburg, vierzig; Italien, fünf und zwanzig; Holland, zehne; Frankreich, viere; Schweden, dreye; Deutſchland, zweye, u. ſ. f. Man ſieht aus dieſer Rechnung, daß die Engländer, und Hamburger, das meiſte gelitten haben; und in der That iſt ihr Handel auch der ſtärkſte: die Holländer begnügen ſich mit Commißionen.

Dieſe traurige Begebenheit hat unter den Kaufleuten verſchiedene Wirkungen hervorgebracht. Die, welche auf dem Puncte ſtunden, Bankerot zu machen, befanden ſich, da ihre Bücher verloren waren, auf einmal von allen Schulden befreyet. Andere, die ihre Reichthümer in Papieren hatten, ſahen ſich

in

in einem Augenblicke in der äuſſerſten Armuth. Daher ſie auch alle, in den verſchiedenen Beſchreibungen, die ſie an ihre Correſpondenten ſchickten, nach beſonderen Abſichten redeten. Einige wollten ihren Credit erhalten, und hüteten ſich, die, welche ihnen ihr Vermögen anvertrauet hatten, zu erſchrecken. Andere, machten das Unglück gröſſer, um ihre Gläubiger zu mehrerem Mitleiden, ihres Verluſtes wegen zu vermögen. Ueberdieß entfernen die Beſtürzung, der Schmerz, die Furcht, Verzweifelung, Frechheit, Unordnung, die Räubereyen, welche an dergleichen Tagen der Trübſal, und des Schreckens, allgemein ſind, alle tröſtende Gegenſtände, und richten die Aufmerkſamkeit nur auf die, welche empfindlich ſchlagen. Was kann aber einen ſchrecklichern Eindruck machen, als ein gänzlich über den Haufen geworfenes Königreich, eine unter dem Schutte vergrabene Hauptſtadt, Millionen verbrennter Häuſer, ein ganzes den Flammen ausgeſetztes Volk, zwanzig tauſend getödete Menſchen, das Vermögen von zweymal hundert tauſend Perſonen vernichtet, und ein Schaden von mehr als zwey tauſend Millionen?

„Unterdeſſen, ſagte ein Franzoſe, welcher Geſandtſchafts-Secretair in Liſſabon war,

wenn

wenn man dieſes Unglück auf der politiſchen Seite betrachtet, ſo hat Portugal nichts dabey verloren. Der Umſturz einiger Steine, einiger Gebäude, die Vernichtung etlicher Waaren, die faſt alle den Fremden gehöreten, der Verluſt etlicher verbrennter Meublen, und der Tod einiger müßiger Unterthanen, die weder Ackersleute, noch Handwerker wären, ſind nicht vermögend, eine Veränderung in dem allgemeinen Zuſammenhange dieſes Reichs zu machen. Der Schade hat nur Materialien betroffen, welche, anſtatt die Größe dieſer Monarchie zu befördern, vielmehr der Urſprung ihres Unterganges waren. Die auswärtigen Höfe hätten dieſe Begebenheit nutzen, und Portugal vollends aus den Händen der Engländer ziehen ſollen. Der große Staatsſtreich war ihm ſein wahres Verderben, woraus es ſich durch das erlittene Unglück hätte reißen können, merklich zu machen; allein dazu mußte man es von ſeinen alten politiſchen Vrourtheilen befreyen, ſonſt war der Anſchlag für dieſes Reich, ſo wie für das übrige Europa, vergebens„

„Eines dieſer Vorurtheile ſtellte den Portugieſen die Spaniſchen Waffen, als beſtändig bereit dar, ſie zu treffen, und ſich ihres Landes

des zum zweytenmahle zu bemächtigen. Wenn aber dieſes, wie man es Spanien Schuld giebt, gegründet wäre, hätte ſich wohl jemals ein günſtigerer Zeitpunkt dazu zeigen können? In dem Drangſale, worinnen ſich Portugal nach dem Erdbeben befand, ohne Hauptſtadt, ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Armee, ohne Macht; in denen Augenblicken, wo ein allgemeines Schrecken die Gemüther eingenommen, wo die Furcht ſich aller Herzen bemächtiget hatte, wo niemand an Staatsſachen gedachte, und ein jeder nur mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftiget war, durfte Spanien nur vier oder fünf tauſend Mann in dieſes Reich rücken laſſen, und es erobern. Hat man aber nicht vielmehr den Hof zu Madrid, Theil an dieſem Unglücke nehmen, und Befehl geben geſehen, dieſer Monarchie beyzuſtehen, und hat ihr Geld und Unterhalt geſchicket? Ein Anmerkungswürdiger Umſtand für Europa, der endlich einmal das allgemeine politiſche Vorurtheil benehmen ſollte, als lauerten die Spanier auf den günſtigen Augenblick, ſich des Portugieſiſchen Reichs zu bemächtigen„.

„Die übrigen **Vorurtheile**, welche die Engländer bey dieſer Nation ſorgfältig zu unterhal-

terhalten ſuchen, und die ihr mehr Schaden gebracht haben, als das ihrer Hauptſtadt betroffene Unglück, ſind, daß ſie ſich einbilden, ihr Land wäre von Natur unfruchtbar, und zur Erhaltung der Einwohner nicht hinlänglich; der Ackerbau wäre alſo vergeblich, und die auswärtigen Staaten müßten das Benöthigte liefern; ihr Königreich hätte auch keiner Armee, weder zu Lande, noch zur See, nöthig; das Intereſſe von Europa erfordere, es in ſeiner Verfaſſung zu ſchützen: ihr Land wäre heutiges Tages reicher, als vor der Entdeckung der Goldminen; es brauchte keiner Manufacturen, und mit ſeinem Golde könnte es alle fabricirte Sachen wohlfeiler haben, als die ſelbſt verfertigten; wenn es aber auch dergleichen anlegen wollte, ſo würde es unmöglich fallen, da die Natur, und das Clima ſich widerſetzten; die Nation könnte der Fremden nicht entbehren; dieſe wären es, welche ſie geſellig gemacht, aus der Barbarey gezogen, und anderen geſitteten Völkern gleich gemacht hätten; hiernächſt gehörte es zu der Ordnung der Dinge, daß ganze Völkerſchaften müßten ruhig leben, unterdeſſen daß andere arbeiteten„.

„Aus Befolgung dieſer Grundſätze iſt entſtanden, daß Portugal unter das Engliſche

Joch

Joch gekommen iſt, welches ſeinen Ruin ohnfehlbar befördert haben würde, wenn der letzte Zufall nicht Mittel gezeiget hätte, es von dieſer politiſchen Unordnung zu befreyen. Vor dem Unglücksfalle wären alle vorgenommene Verbeſſerungen unwirkſam geweſen. Wenn die Grundſätze einer Regirung einmal verdorben ſind, können auch die beſten Geſetze nicht helfen; und es gehöret alsdenn ein gleichſam alles verheerender Donnerſchlag dazu. Dieſes Königreich, nach ſeinem gehabten traurigen Schickſale, befand ſich in dem Falle eines neu entſtehenden Volkes. Das allgemeine Unglück hatte eine Art von Gleichheit in dem Vermögen der Privatperſonen veranlaſſet. Eine öffentliche Noth vereiniget mehrentheils alle Herzen und Gemüther. Was würde daher ein geſchickter Verbeſſerer nicht thun können? Die Kunſt beſteht in Ergreifung des günſtigen Zeitpuncts, und daß man in die Abſichten dieſes großen Unternehmens eingehe„.

Das Unglück, welches die Hauptſtadt von Portugal zerſtöret hat, iſt für die übrigen Provinzen des Königreiches ebenfalls ſehr traurig geweſen. Die Städte, Porto, Santaren, Setubal, Guimaraens, Braganza,

Viana, Lamego, Cintra, Villa-real, Beja, Portalegre, Elvas, u. a. m. zeigen, jede insbeſondere, betrübte Spuren der Verwüſtung, welche das Erdbeben verurſacht hat. Verſchiedene Berge ſind ungemein erſchüttert worden, ja einige haben ſich auseinander gegeben. Das außerordentliche Steigen der Flüſſe, des Tejo, der Guadiana, des Minho, und Douro, hat Ueberſchwemmungen veranlaßet, welche faſt alle Gemeinſchaft unter den Provinzen aufgehoben haben.

Eben dieſe Ereignungen haben auch einen Theil von Spanien heimgeſuchet, jedoch mit weniger Heftigkeit. In Madrid ſind nicht mehr als zwey Kinder von einem ſteinernen Kreuze, das von einer Kirche gefallen iſt, erſchlagen worden. In Sevilla ſind etliche Häuſer eingefallen. Zu Gibraltar iſt ein Stück von dem Berge, an der Seite des Havens, auf die Stadt geſtürzet, und hat einigen Schaden gethan. Zu Cadix iſt die See aufgeſchwollen, und hat drey oder vier ungeheuere Wellen in die Höhe gethürmet, welche auf dieſe reiche Handelsſtadt zugerollet ſind, und ſie zu verſchlingen geſchienen haben. Sie wurfen einen Theil der Mauer

um

um, und drangen in die Stadt, ohne ſich jedoch weit zu verbreiten; und es ſind nur wenige Perſonen dabey ertrunken. Andere Wellen bedeckten eine Erdzunge, welche von Cadix nach einer benachbarten Inſel geht, nahmen jedermann, der ſich darauf befand mit fort; und mehr als zwey hundert Perſonen büßten dabey das Leben ein.

Von allen traurigen Opfern dieſer unverſehenen Ueberſchwemmung aber, rühret uns hauptſächlich der junge Racine am meiſten, ein Enkel des großen tragiſchen Dichters dieſes Namens, und ein Sohn des Verfaſſers des Gedichtes, von der Gnade. Er war kaum zwey und zwanzig Jahr alt, und verſtund bereits die alten und neueren Sprachen; er hatte Verſtand, Beurtheilung, Geſchmack, und Fähigkeit zur Poeſie; verband, mit einer vortheilhaften Figur, die glimpflichſten Sitten, und gab Hoffnung, daß, wenn er auf dem Wege ſeiner Väter fortgegangen wäre, er ihre Fußtapfen mit Ehre würde betreten haben. Da er aber die Muſen verließ, um ſeine Glücksumſtände zu befördern, entſagte er den Wiſſenſchaften, und wurde ein Kaufmann. Er erlernete die Theorie der Handlung aus den

beſten Schriften dieſer Art, und wollte die Ausübung davon in einer der vornehmſten Handelsſtädte von Europa befolgen.

Er hatte in Geſellſchaft eines ſeiner Freunde, bey ſeinem Handlungsgehülfen, der auf dem Dorfe der Inſel wohnete, den erſten November zu Mittage ſpeiſen wollen; ſie waren aber ſo unglücklich, ſich eben auf dem Damme zu befinden, als ſelbigen das Meer bedeckte, und ſie kamen beyde um. Der Körper des jungen Racine wurde den folgenden Tag unter vielen andern gefunden, und erkannt, und man brachte ihn nach der Cathedralkirche, wo er begraben wurde. Alle Franzoſen bedauerten ſeinen Verluſt, und waren bey der Beerdigung gegenwärtig; unerachtet er nur erſt ſechs Wochen in dieſem Lande geweſen war, hatte er ſich doch durchgehends beliebt zu machen gewußt.

Afrika hat eben das Unglück, wie Spanien, und Portugal, empfunden. Zwey Drittel der Häuſer von **Mequinez**, in der Barbarey, ſind über den Haufen geworfen worden; vier tauſend Mohren, und mehr als acht tauſend Juden, haben dabey das Leben eingebüßet. Wenige Tage hernach hat ſich die Erde aufgethan, und die Stadt verſchlungen, ſo daß

keine

keine Spur davon übrig geblieben iſt. Zu Marocco wurden mehr als zwölf tauſend Perſonen unter die Ruinen der Häuſer begraben; und etliche Stunden davon verunglückten zwey Feldlager der Araber auf eben dieſe Art: das Erdreich hatte ſich geöffnet, und war in einen abſcheulichen Abgrund verwandelt worden, der ſie verſchlang. Sechs tauſend Reiter, die in der Gegend cantonnirten, hatten gleiches Schickſal.

Wenn man alle Küſten von Afrika durchreiſen, und von da herüber gehen wollte, nach Italien, der Schweitz, Frankreich, Deutſchland, Böhmen, Preußen, Schweden, nach Grönland, nach den Inſeln des Oceans, und von America, würde keines dieſer Länder ſeyn, da man nicht einige Stöße dieſes allgemeinen Erdbebens empfunden hätte; ja es ſcheint den ganzen Umfang unſerer Erdkugel erſchüttert, und überall Angſt und Schrecken verbreitet zu haben.

Eine ſolche Begebenheit konnte nicht anders, als das Nachdenken unſerer Phyſiker erregen. Sie gab zu allerhand Syſtemen, und Muthmaſungen Anlaß, um die Urſachen dieſer ſchrecklichen Naturereignung zu

erklären, ihre Anzeigen kennen zu lernen, und der Gefahr zuvor zu kommen. Einige ſetzen zum Grunde, daß es in dem Innerſten der Erde Höhlen gebe, wo ſich ein ungeheuerer Haufen brennender Materien, als Schwefel, Salpeter, Vitriol, Harz, u. d. gl. ſammele.

„Wenn nun etwa ein Stein, ſagen Sie, von dem Gewölbe dieſer tiefen Höhlen abgeht, auf einen andern Stein fällt, und ein daher entſtandener Feuerfunken einen Klumpen Harz oder Schwefel trift, verurſachet dieſes in dem Augenblicke eine Gährung der ſchwefelichen Theile, und ſetzt ſie in Brand. Die brennbare Rinde, die ſich an den inneren Wänden der unterirrdiſchen Höhlen anlegt, entzündet ſich nach und nach; und findet das Feuer keinen Ausgang, ſo verdünnet es dieſe Materien, die Luft dehnet ſich aus, die Theilgen, worinnen ſie gepreſſet iſt, zerſpringen, und dieſe vereinigte Kraft iſt ſo entſetzlich, daß ſie die ganze darüber gelegene Gegend erſchüttert, ungeheuere Maſſen in die Höhe hebt, Berge durchdringt, Felſen zerſprengt, Städte umwirft, und ganze Landſchaften umkehren würde, wann ſich nicht auf gewiſſe Weiten Volcane öffneten, wodurch die Entzündung ausdämpfen kann. Dieſe erſtau=

ſtaunende Gewalt der unterirrdiſchen Feuer kommt alſo, ſo wie bey dem Schiespulver, von der Feberkraft der eingeſchloſſenen Luft in den brennbaren Körpern, und von dem Widerſtande der Erde her, wodurch, wie in einer Kanone, mehrere Kraft zugleich wirket. Die Erdbeben ſind auf ſolche Art eine der vornehmſten Wirkungen dieſer Feuer, ohngefähr ſo, wie das in den Minen angezündete Pulver in die Höhe geht, und Baſtionen ſprengt„.

Eine andere, von der vorigen wenig unterſchiedene Erklärung iſt folgende:

„Man weiß, daß es in der Erde Materien giebt, die ſich leicht entzünden, oder erhitzen, und Lagen, Adern, Strich- und Schichtweiſe, einzeln, oder vermiſcht, in mehrerer oder weniger Menge, überall vertheilet ſind. Sie ſind zur Beförderung der unterirrdiſchen Gährung, und des allgemeinen Umtriebs, nothwendig, und erhalten eine beſtändige Wärme, welche zum Wachsthume der Pflanzen, zur Erhaltung der Quellen, ſowohl gemeiner, als warmer, und mineraliſcher, zu allen feurigen Lufterſcheinungen, und zu der ganzen Bewegung unſerer Erdkugel, dienet. Dieſe Materien, wenn ſie feuchte werden, erhitzen ſich, gähren,

entzünden ſich auch zuweilen; und dieſes hat man durch beſtätigte Verſuche erwieſen. Lemery, der die Wirkungen der Natur ſo gut nachzuahmen wußte, ſetzte funfzig Pfund vermiſchten Schwefels, mit Eiſenſpänen, in die Erde: feuchtete die Erde nach und nach an; und in einer Zeit von acht oder neun Stunden, ſah man eine kleine Abbildung des Aetna, oder Veſuvs; es entſtund eine Erſchütterung, ein Ausbruch, Rauch, und Flamme. An denen Oertern, wo es dieſer vereinigter Materien am meiſten giebt, ſind auch die häufigſten Erdbeben. Wenn ſie alle an einem Orte zuſammen gehäufet wären, könnte ihre Entzündung den ganzen Erdball in Brand ſetzen; und vielleicht nimmt er einmal auf dieſe Art ein Ende„.

„Wenn es auch wahr wäre, ſagen andere Phyſiker, daß man dieſe Vorausſetzungen auf einige Erdbeben, an gewiſſen, beſonderen Oertern, anwenden könnte, ſo würde man ſie doch niemals brauchen können, um Rechenſchaft von dem Erdbeben zu geben, das im Jahre 1755 die halbe Erdkugel erſchüttert hat. Sollte die Urſache davon wirklich in der Entzündung der Schwefel, und Harze liegen, wer könnte die Menge der dazu erforderlichen

brenn-

brennbaren Materie ausſprechen? Wie groß müßte die Aushohlung dieſer natürlichen Minen ſeyn? Die ſtärkſte Zerſprengung einer durch die Kunſt verfertigter, und nach allen Regeln angelegter Mine, die mit achtzig Centnern Pulver angefüllt iſt, breitet ſich nicht über ſechszig Fuß aus. Man müßte alſo eine Menge Schwefel und Harz annehmen, die mit dem Umfange der Erſchütterungen in Verhältniß ſtünde; und dieſes kann man nicht zugeben. Die zu gleicher Zeit ſich äußernden Bewegungen ſind eine andere Klippe, woran dieſe Hypotheſe ſcheitert. Man hat die Erſchütterungen an ſehr weit entfernten Oertern zugleich geſpüret: dieſe Wirkung verträgt ſich nicht mit den Geſetzen der Bewegung, folglich auch nicht mit denen Urſachen, die in den Minen ihre Kraft beweiſen.

Man muß alſo ſeine Zuflucht zu einer andern **Urſache** nehmen; und man glaubt, ſie in dem elementariſchen, und electriſchen Feuer, das ſich überall zeigt, zu finden. Ueberall kann ſeine Thätigkeit den Widerſtand der Körper überwinden; ſie beſtimmet das Weſen der Schnellkraft der Luft, giebt dem Waſſer die Flüßigkeit, und Ausdehnung, durchdringet die

härteſten Materien, liefert die Quelle zum Lichte, und Feuer, das wir ſehen, und bringt augenblicklich die Fortpflanzung ſeiner Bewegung auf unglaubliche Weiten fort. Mit einem Worte, man will, die **Electricität** ſey die vornehmſte Urſache der Erdbeben, ſo wie einer unendlichen Menge anderer Erſcheinungen. Allein, wird man ſagen, dieſe Urſache iſt voller Geheimniſſe. Dies mag ſeyn; aber ſie iſt nichts deſto weniger wirklich vorhanden. Man kennet die magnetiſchen Ströme nicht; und doch redet man von den Eigenſchaften des Magnets.

Weiter iſt die Frage, die **Kennzeichen** zu kennen, nach welchen man die Erdbeben vorher wiſſen kann; und dieſe Zeichen finden ſich in der traurigen Verwüſtung von Liſſabon vereiniget. „Dürre, und Mißwachs, hatten Spanien, und Portugal, heimgeſuchet. Die Viehſeuche hatte in ganz Europa die nützlichſte, und nothwendigſte Gattung von Thieren zu vertilgen gedrohet. Seit ſechs Monaten hatten ſich Verwüſtungen in den Bergen von England, und neue Oeffnungen in den Volcanen, ereignet. Der gänzliche Untergang der Stadt Quito; allgemeine, von dem außerordentli=

dentlichen Schmelzen des Schnees veranlaßte Ueberſchwemmungen; ungewöhnliche Bewegungen, und ſichtliche Veränderungen in dem Waſſer; große Bewegung in der Luft; unbekannte Luftzeichen; Regen, die denen ähnlich waren, welche die Volcane auswerfen: alle dieſe Wirkungen waren bey dem Unglücke in Liſſabon vorhergegangen. Ein jedes dieſer Zeichen, wenn man es alleine anſieht, iſt allerdings unbedeutend; wenn ſie aber zuſammenkommen, und ſich zu gleicher Zeit offenbaren, würde es gefährlich ſeyn, ſich von einer philoſophiſchen Sicherheit einſchläfern zu laſſen. Ferner, können alle Thiere in der Luft, auf der Erde, und im Waſſer, durch ihre Unruhe zur Anzeige, oder durch ihre Flucht, zum Beyſpiele dienen,„.

„Die Phyſik zeigt ein Mittel an, dieſen Unglücksfällen zuvor zu kommen. Man kann das thun, was in einer Provinz von Perſien geſchah, welche ihrer Lage, und natürlichen Beſchaffenheit wegen, öfteren Erdbeben ausgeſetzet war. Man machte der harzigen Materie Luft, und grub Zuglöcher, wodurch ihr alle Vereinigung abgeſchnitten wurde. Es war eben ſo viel, als eine Mine ausgraben;

es

es war, den gewaltſamen Ausbrüchen zuvor kommen; mit einem Worte, es war eine Vorſicht, deren die Perſer ſich mit gutem Erfolge bedienten. Man hat ſeit langer Zeit bey uns, in den Steinbrüchen, und Bergwerken, Brunnen und Röhren gemacht, theils die Waſſer abzuziehen, theils die ungeſunde Luft zu vertreiben. Wenn die Römer die Kunſt verſtanden hätten, die unterirrdiſchen Dünſte zu hemmen, und abzuführen, hätten ſie ihre Geſchicklichkeit in der Gegend des Veſuvs anwenden können; und Herculanum, davon nichts als das Andenken und etliche Trümmern übrig ſind, ſtünde wahrſcheinlicherweiſe noch. Vermittelſt eben dieſer Sorgfalt hätte vielleicht Liſſabon über zwanzig tauſend Einwohner, und einen Reichthum von zwey tauſend Millionen erhalten können. Es ſteht alſo in der Willkühr der Portugieſen, Spanier, und aller anderer Völker, die mit Erdbeben bedrohet werden, den Perſern nachzuahmen, und eben dieſe Mittel zu verſuchen, welche auch gewiß von ſtatten gehen werden, wenn der Ort es erlaubt, das heißt, wenn die Feuerplätze nicht zu tief in der Erde, und nicht von allzu großem Umfange ſind: denn, wären ſie zu weitläuftig, und zu tief, würde keine menſchliche Gewalt

hin=

hinlänglich ſeyn, dieſer entſetzlichen Züchtigung Einhalt zu thun„.

Portugal war von dem Schrecken, welches die angeführte traurige Begebenheit verurſachet hatte, kaum wieder zu ſich gekommen, als es durch einen anderen nicht weniger betrübten Zufall in neues Unglück gerieth: ich meyne die **Verſchwörung** wider die Perſon, und das Leben des **Königes**, welche im Jahre 1758 erfolgte.

Den 3ten September, des Nachts um eilf Uhr, als der König, in Begleitung eines einzigen Kammerdieners, von einem kleinen Landhauſe, (einige ſagen, von der jungen Gräfinn von Atouguia), zurückkam, zeigen ſich auf einmal drey Leute zu Pferde vor dem Wagen. Einer von ihnen, mit einem Carabiner bewafnet, richtet ſolchen wider den Monarchen, (andere ſagen, wider den Kutſcher), glücklicherweiſe aber geht der Schuß nicht los; und der Kutſcher, voller Schrecken, treibt ſeine Maulthiere an, und jagt in vollem Rennen fort. In eben dem Augenblicke ſchießen die beyden anderen hinter den Wagen her. Die mit grobem Hagel geladenen Flinten machen in die Rückwand des Wagens zwey runde Löcher; und die Thäter, in der Meynung, der König ſey getödet, ob er gleich nur verwundet iſt, reiten davon.

Man

Man führet Se. Majeſtät zu Ihrem Wundarzte, Antonio Suarez, einem ehemaligen Schüler unſers berühmten Alliot; man pocht an die Thüre; in dem Hauſe glaubt man, es wären Spitzbuben da; man ſteht voller Furcht aus dem Bette auf, geht herunter; der erſchrockene Suarez erkennt den König, ſieht ihn in ſeinem Blute, unterſucht die Wunden an dem Arme, und auf der Schulter, zieht Kugeln, Leder, und Lappen heraus, verbindet den Fürſten, ſpricht ihm Muth zu, und läßt ihn in ſeinen Palaſt bringen.

Was für Beſtürzung für die königliche Familie! Man kennet die Urheber der Mordthat nicht; der Hof will es geheim halten; aber in weniger als zwey Tagen weiß es das ganze Publicum. Man bemühet ſich in der größten Stille, die Mitverſchworenen zu entdecken. Nichts wird kund; niemand fehlt in Liſſabon; auf wen ſoll man Verdacht werfen? Hiernächſt weiß man nicht, ob es dem Könige gegolten hat, oder dem Kammerdiener, den man allein in dem Wagen zu ſeyn glaubte? Die Meynungen ſind getheilet. Die, welche es am beſten zu wiſſen ſcheinen, verſichern, es ſey auf den Monarchen ſelbſt gezielt geweſen, und ſchrieben

ben die Frevelthat ſeiner allzu genauen Bekanntſchaft mit der jungen Gräfinn von Atouguia zu.

Unter dieſen Umſtänden erſcheint ein Befehl, der denen, welche die Urheber, oder die Mitſchuldigen, entdecken, anſehnliche Belohnungen verſpricht. Aller Handel zu Lande, und zur See, wird bis zu Aufklärung dieſer großen Angelegenheit, unterſagt; ſelbſt die in dem Haven den Engländern zugehörige Schiffe unterwerfen ſich dem Gebote, ohne Erlaubniß Sr. Majeſtät nicht abzuſegeln. In den Häuſern ſtellt man die ſchärfſten Unterſuchungen an; man bemächtiget ſich alles Gewehres, das man findet; man ſetzt Leute von allem Stande gefangen; die ganze Stadt iſt in Bewegung; ein jeder macht betrübte Muthmaſungen; Schrecken und Furcht lieſet man in allen Geſichtern.

Endlich entdecket man die **Häupter** der Verſchwörung; man nimmt ſie gefangen, und legt ſie in Ketten und Banden. Die vornehmſten darunter ſind der Herzog von Aveiro, Oberhofmeiſter des königlichen Hauſes, die Familie von Tavora, der Graf von Atouguia, u. a. Die Verbrecher bekommen die Tortur

durch

durch die Wundärzte der Inquiſition, die einzigen, welche ſie recht zu geben wiſſen. Aus der Thäter Geſtändniſſe, und den darauf geſprochenen Urtheile erhellet; „daß 1) der Herzog von Aveiro einen unverſöhnlichen Haß wider den König gefaßet hatte, theils, weil Se. Majeſtät nicht verwilligen wollte, daß er ſeine angeerbten Güter mit denen reichen Pfründen, welche einige von ſeiner Familie Lebenslang verwaltet hatten, vereinigte; theils weil der König verweigert hatte, daß des Herzogs Sohn, der Marquis von Gouvea, die Schweſter des Herzogs von Cadaval, deſſen ſämtliche Güter er an ſein Haus bringen wollte, heurathete. 2.) Daß eben dieſer Herzog von Aveiro, vom Stolze und Ehrgeize aufgeblaſen, gern hörete, wenn man ihm ſagte, es wäre keine Ehrenſtuffe mehr, die er beſteigen könnte, als der Thron ſelbſt. 3.) Daß dieſer Herr, der allezeit wider die Jeſuiten geweſen war, ſo lange dieſe Väter bey Hofe gut ſtunden, ſich mit ihnen ausgeſöhnet hatte, ſo bald ſie daſelbſt in Ungnade gefallen waren. 4.) Daß er alle diejenigen, die von der Regirung misvergnügt zu ſeyn ſchienen, aufgeſuchet, und häufige Zuſammenkünfte mit ihnen angeſtellet hatte, der Schluß aber allezeit geweſen war, man

könne

könne die benöthigte Veränderung der gegenwärtigen Regirung nicht anders, als durch den Tod des Königes, bewirken„.

„In dieſe abſcheuliche Verſchwörung hatte man die alte Marquiſe von Tavora zu ziehen gewußt, unerachtet ſie ſeit langer Zeit einen Groll wider den Herzog heegte, deſſen Haus ſie mit Schmerzen über das ihrige erhoben ſah. Was die Marquiſe zu dieſer Partey bewog, war der Verdruß, daß ihrem Manne der Titel, und die Würde eines Herzogs, den ſie mit ſo vieler Hitze, und Stolze geſuchet hatte, nicht war beygelegt worden. Ueber dieſe Verweigerung empfindlich, ſöhnete ſie ſich mit ihrem Schwager, dem Herzoge von Aveiro, aus, und trat in die Verſchwörung. In dem Urtheile heißt es, ſie habe ſich durch eine angenommene eingezogene Lebensart, unter der Aufſicht der Jeſuiten, inſonderheit aber des Paters Malagrida, dazu vorbereitet, und ſey ſeit der Zeit eine der hauptſächlichſten Mitverſchworenen geworden. Es koſtete ihr keine Mühe, ihren Mann dazu zu bereden, den ſie wie ihre ganze Familie, das heißt, ihre Söhne und Töchter, ihren Schwiegerſohn, und ih-

re Schwåger, vollkommen beherrſchete, und zu dieſem ſchåndlichen Unternehmen verleitete. Sie legten zuſammen, und brachten eine Summe von zwólf hundert Livres heraus, welche ſie unter die drey Böſewichter vertheileten, die die Ausführung des Meuchelmordes über ſich genommen hatten. Sie ſelbſt theilten ſich hernach in zwey Hinterhalte, damit, wenn Se. Majeſtåt dem erſten entgienge, Sie doch gewiß bey dem andern umkommen müßten. Aber, da die Verwundung den Kónig genóthiget hatte, zurückzufahren, um das Haus des Wundarztes zu erreichen, war er dieſen zweyten Haufen der Verſchworenen glücklich entgangen„.

„Als der Erfolg mit der Erwartung der Schuldigen nicht übereinkam, nahm der Herzog von Aveiro den Carabiner, der auf den Kutſcher verſaget hatte, in die Hand, und ſagte im gróßten Zorne: daß dich alle Henker holten, da du mir, wenn ich dich brauche, ſo ſchlecht dieneſt! Valhaô-te os diabos, que quando eu te quero, naô me ſerves! und zu dem Marquis von Tavora, der wegen des Kóniges Tode noch einigen Zweifel ſpüren ließ, ſagte er: Naô impor-

importa, que ſe naô morreo, morrera: es iſt nichts daran gelegen; iſt er nicht geſtorben, ſo ſoll er noch ſterben!„

Ich übergehe eine Menge anderer Umſtände, die in dem Urtheile enthalten waren, um Ihnen noch die Hinrichtung zu erzählen. Den 13ten January des 1759ſten Jahres, das iſt, mehr als vier Monate nach der Mordthat, nachdem alles auf dem Platze, wo die Hinrichtung geſchehen ſollte, veranſtaltet worden war, marſchirten früh, um acht Uhr, zwey Regimenter Cavallerie, und zwey Regimenter Infanterie auf, und beſetzten zugleich den Weg, wo die Verbrecher hergebracht wurden. Sogleich ſah man die Marquiſe von Tavora in einer Sänfte getragen bringen. Sie erſchien auf dem Gerüſte mit gelaſſener Mine; und nachdem man ſie auf einem Seſſel angebunden hatte, ſchlug ihr der Scharfrichter den Kopf ab. Ihre beyden Söhne, ihr Schwiegerſohn, der Graf von Atouguia, und etliche Bediente, wurden erſt erdroſſelt, und ihre Aerme und Beine hernach durch acht Stöße, mit einer Keule zerbrochen. Der Marquis von Tavora, der beſchuldiget war, als

habe er ſeine Kinder in das Verbrechen mit gezogen, wurde lebendig gerädert, und er erlitt dieſe Marter ohne ein Wort zu ſagen, ohne im geringſten zu klagen, ohne den geringſten Laut von ſich zu geben. Der Herzog von Aveiro, zu eben dieſer Strafe verdammet, kam zuletzt, in bloſem Kopfe, niedergeſchlagen, und voller Verzweifelung. Als man ihm die Glieder zerbrach, winſelte er abſcheulich, und ſchrie auf eine entſetzliche Art. Diejenigen, welche auf den König geſchoſſen hatten, band man hernach an Pfähle, machte einen Scheiterhaufen um ſie, und ſteckte ihn an.

Die übrigen hingerichteten Körper wurden auch auf ſelbigem verbrennet; und der Scharfrichter ſammelte die Aſche davon, und wurf ſie in das Meer. Dem Marquis von Gouvea, des Herzogs von Aveiro Sohne, ſchnitt man die Haare ab, und ſchickte ihn zu den Cartheuſern nach Ebora. Die junge Gräfinn von Atouguia mußte das Unglück, wovon ſie als die Urſache angeſehen wurde, auf königlichen Befehl in einem Kloſter beweinen.

Auf eine ſo traurige Art wurden die beyden vornehmſten Häuſer in Portugal vertilget.

tilget. Der Marquis von Tavora hatte in Indien commandiret, war mit Ehre und Gütern überhäufet worden, bekleidete eine Stelle im Kriegsrathe, und war Chef von der Cavallerie. In denen Augenblicken, da er hingerichtet wurde, kehrten ihm die beyden Cavallerie-Regimenter, zur Beſchimpfung, weil er ihr General war, den Rücken zu. Der König, genöthiget, ſo viele vornehme Verbrecher zu beſtrafen, war innigſt gerührt worden, und vergoß über das Schickſal dieſer Unglücklichen heiße Thränen. Die Königinn, und die Prinzeßinnen, weineten, und betheten die ganze Zeit, da dieſe gräuliche Hinrichtung vor ſich gieng.

Die, in dieſen abſcheulichen Königsmord, mit verwickelten Jeſuiten waren, wegen ihrer Miſſionen in Paraguay, ſchon bey Hofe in Ungnade. Als Spanien die Stadt S. Sagramento, nebſt ihrem Gebiete, an Portugal abtrat, beſchuldigte man die Jeſuiten, ſie hätten ſich dieſem Vergleiche widerſetzet, und die Völkerſchaften, die unter Portugieſiſche Herrſchaft kommen ſollten, zu einem Aufruhre verleitet. Die Provinz St. Nicolas empörete ſich im Jahre 1751; und wenn man einigen

Nachrichten glauben ſoll, ſo ſtellte ſie dreyzehn tauſend Mann, unter Anführung zweyer Jeſuiten, in das Feld. Dieſe Klagen, nebſt noch anderen Beſchuldigungen, waren Urſache, daß man die Jeſuiten an dem Hofe zu Liſſabon fortſchickte, ihren Superioren die ſchärfſten Verweiſe gab, und ihnen alle Merkmale einer völligen Ungnade ſpüren ließ.

Der **Papſt**, nachdem er von dieſen Beſchwerden benachrichtiget worden war, fertigte im Monate April, 1758, ein Breve aus, worinnen er den Cardinal **Saldanha** zum General-Viſitator, und Reformator des Jeſuiterordens in Portugal ernennete, einſetzte, und beſtätigte. Dieſer Prälat, der ſich ſeiner Gewalt bediente, unterſuchte die Häuſer des Ordens, und ließ dieſen Vätern andeuten, ſie ſollten ihm, binnen dreyen Tagen, die Schlüſſel zu allen ihren Waarenlagern, ihre Handelsbücher, Briefſchaften, Waarenverzeichniſſe, Wechſelbriefe, ihr Mobiliarvermögen, das Verzeichniß ihrer liegenden Gründe, Renten, Pfründen, Zinnſen, und Einkünfte, einhändigen. Zu gleicher Zeit unterſagte ihnen der Cardinal-Patriarch, und Erzbiſchof, Don Joſeph Manuel

nuel Atalaya, zu predigen, und Beichte zu ſitzen, und ließ ihnen nichts als die Erlaubniß, Meſſe zu leſen. Es wurde ihnen auch verboten, die Gefangenen zu beſuchen, und Arzeneyen in ihren Apothecken zu verkaufen.

In ſolcher Verfaſſung ſtunden die Sachen, als die abſcheuliche Frevelthat vor ſich gieng, die des Königes Leben in Gefahr ſetzte, und die angeführten blutigen Hinrichtungen veranlaßete. Die Jeſuiten kamen in Verdacht, ſie hätten ſich rächen wollen; und von dieſem Augenblicke an, ſetzte man die Patres Malagrida, Matos, und Alexander, als Mitſchuldige gefangen. Unterdeſſen wurden ſie nicht mit den anderen Verbrechern beſtraft; es ſey nun, daß ſie nicht ſo viele Schuld hatten, als man vorgab, oder, daß man in Portugal noch ſo einfältig war, zu glauben, man könne keine Ordensgeiſtlichen, ohne Einwilligung des heil. Stuhls, am Leben beſtrafen. Die Höfe zu Rom, und Liſſabon, waren dieſerwegen lange Zeit im Streite, ſo daß man endlich fürchtete, die Portugieſen möchten das Joch, jenſeits der Gebirge, abſchütteln, wie es ehedem die Engländer gemacht hatten; die Regirung aber bezeigte ſich eben ſo

ſtandhaft, als nachſehend, ließ die drey Jeſuiten im Gefängniſſe, und jagte die anderen aus dem Königreiche. Der König ergrif endlich das Mittel, den Malagrida der Inquiſition als einen Ketzer, und falſchen Propheten zu übergeben; und in dieſer Eigenſchaft wurde er zum Feuer verurtheilet, ohne daß er wegen des Verbrechens des Königsmordes war verhöret worden.

Der Graf von Oeyras wußte den Zeitpunct dieſer abſcheulichen Begebenheiten wohl zu nutzen; er befeſtigte den Thron, unterdrückte den Adel, demüthigte die Geiſtlichkeit, verringerte das Anſehen der Engländer, und vermehrte die Anzahl der Truppen. Nichts war elender, als die Portugieſiſche Miliz, bis zu dem Kriege von 1762. Kaum zählte man zehn tauſend Mann; und auch dieſe waren mehr Bauern, als Soldaten, ohne Montur, ohne Gewehr; ſie giengen umher, und bettelten, und die Officiere warteten ihren Oberſten bey der Tafel auf. Heut zu Tage iſt die Infanterie, in Anſehung der Handgriffe, nicht aber zu großen Kriegsoperationen, ziemlich gut exerciret, und beſteht aus drey und dreyßig Bataillonen, welche zuſammen

ſechs

ſechs und zwanzig tauſend Mann ausmachen. Die Cavallerie beſteht aus ſechs und zwanzig Escadronen, oder vier tauſend Reitern, welche vortrefliche Pferde aus Andaluſien, und Beira, haben. Ich ſage nichts von hundert tauſend Bauern, die ohne Sold dienen, ſich aber wegen ihrer Art Krieg zu führen, durch Auflauern, und Ueberfälle, furchtbar machen. Hierzu kommen noch vierzehn Schwadronen Cüraßierer, die ziemlich güt exerciret ſind, ein Regiment Freywilliger, zu Fuße und zu Pferde, drey Bataillonen Artilleriſten, und ein Corps Ingenieurs.

Die Portugieſen haben, ſo wie wir, Generallieutenants, Marechaux = de = camps, u. ſ. w. ſie wiſſen aber nichts von Intendanten der Armee, von einem Generalſtabe, noch von Kriegs-Commiſſarien. Die Feld = Hoſpitale werden nicht auf königliche Koſten unterhalten, ſondern es ſind Mönche, die ſie beſorgen. Die Zeughäuſer, überhaupt genommen, haben mir ſehr ſchlecht verſehen zu ſeyn geſchienen; und das Ingenieurs = Corps noch ſchlechter beſetzt. Unter den Ingenieurs, und Artillerie = Officieren ſind keine tüchtig, als die Fremden. Der

Graf von der Lippe, ein deutſcher Herr, den man als den Wiederherſteller der Portugieſiſchen Kriegsmacht anſehen kann, hat den Titel als Generalcapitain, welches ſo viel iſt, als bey uns ein Marſchall von Frankreich.

Portugal hat mehr **feſte** Plätze, als nöthig ſind; und ſie können nicht alle mit Truppen beſetzet werden. Die wichtigſten darunter haben eine Kriegsbeſatzung, die anderen aber, nur eine Bürger-Wache. Die Nacht-Wache in Liſſabon hat keine Montur. Sehr wenige Edelleute begeben ſich in **Kriegsdienſte**, weil ſehr wenige die Erlaubniß dazu erlangen. Da ſie ehedem die Kühnheit und Tyranney bis aufs äuſſerſte getrieben haben, läßt der Miniſter nur diejenigen in Dienſte treten, auf die er ſich beſonders verlaſſen kann.

Die Staatsſorgen halten den Marquis von Pombal nicht ab, an die **Wideraufbauung** von Liſſabon zu denken. Dieſe Hauptſtadt hat heutiges Tages zwey Stunden in der Länge, an dem Tejo hin, die

Vor-

Vorſtädte darunter begriffen; aber die erſtaunende Ungleichheit macht ihre Verſchönerung ſchwer. Es iſt nur eine einzige Gegend, an dem Ufer des Fluſſes, wo vor dieſem der königliche Palaſt ſtund, ſchön zu nennen. Jetzt iſt es ein großer Platz, zu dem man durch die Königsſtraße kommt, an deren Ende ein Portal ſteht. Dieſer Platz, der noch nicht gebauet iſt, und wohin des Königs Bildſäule kommen ſoll, wird auf der einen Seite von dem Zollhauſe, und Arſenale, und auf der andern, von der Börſe, eingefaßt. Das übrige dieſer Gegend begreift lange und ſchöne Gaſſen, die ſehr gerade augelegt, wohl gepflaſtert, mit ſchönen Gebäuden verzieret, und die Häuſer alle gleichförmig gebauet ſind. Liſſabon ſoll durch einen öffentlichen Garten verſchönert werden, wozu man den Platz ſchon abgeſtecket hat, und wirklich daran arbeitet. Man ſagt auch, es ſollen Schauſpielhäuſer erbauet werden; denn ordentlich ſind hier drey Bühnen, auf derer einer man Italieniſche luſtige Opern ſpielet, auf den beyden anderen aber Portugieſiſche Stücken, davon die meiſten aus dem

Fran-

Franzöſiſchen, oder Spaniſchen, überſetzet ſind. Der vortrefliche Componiſt, Peres, der als einer der geſchickteſten Tonkünſtler unſers Jahrhundertes in ganz Europa bekannt iſt, lebt in Portugal.

Um die Jeſuiten zu erſetzen, hat der Herr von Pombal, in ihrem Hauſe zu Liſſabon, ein Collegium für Adeliche errichtet. Er hat auch in verſchiedene Quartiere dieſer Stadt, ſo wie in die Provinzen, geſchickte Lehrer geſetzet, welche, unter der Aufſicht eines Generaldirectors, Freyſchulen halten, darinnen das Lateiniſche, Griechiſche, die Schulwiſſenſchaften, und die Rhetorik, gelehret werden. Die Univerſität zu Coimbra, welche vortrefliche Lehrer bekommen hat, iſt für die höhern Wiſſenſchaften beſtimmet.

Die von dem Miniſter ſelbſt dieſerwegen gemachten Anordnungen, ſind unvergleichlich, und gehen in die genaueſten Umſtände einer ſehr ausgebreiteten Erziehung. Er will, daß ſeine Mitbürger Kenntniſſe erlangen, und unter ihnen vorzügliche Schrift-

ſteller

ſteller gebildet werden ſollen, um die ehemalige ſchöne Zeit der Portugieſiſchen Litteratur wieder herzuſtellen. Er unterſcheidet ſich dadurch ſehr von jenen mittelmäſigen Köpfen, welche die Gelehrten nur Spottweiſe Bücherſchreiber nennen, und beneiden, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Nation verdienen, und ihrem Vaterlande Ehre machen. Dergleichen Leute ſtellen ſich lächerlicherweiſe an, als ob ſie die Gelehrten gering hielten, handeln aber deſto unbilliger, da ſie, wenn ſie ja noch etwas Verſtand, Geſchmack, und Einſicht beſitzen, es den Schriften eben dieſer Bücherſchreiber zu verdanken haben. Hiernächſt weiß der Herr von Pombal, daß die Gelehrten die ſtilleſten, ehrbareſten, beſcheidenſten, und rechtſchaffenſten Mitbürger ſind; daß der Staat ihnen die Beſorgniß anvertrauet, die Regeln der Tugenden aus einander zu ſetzen; daß ſie gemacht ſind, ihre Nation zu erleuchten, ihrem Zeitalter den Ton zu geben, den Werth der Handlungen zu beſtimmen, und den Sterblichen ihren gehörigen Platz anzuweiſen; daß ſie dazu deſto beherzter ſeyn müſſen, weil ſie die übermüthige Verachtung

der

der einen eben ſo ſehr, als die unverſtändigen Urtheile anderer, zu beſtreiten haben; daß aber der gerechte Ruhm, bey Beſchämung ihrer Gegner, nie ermangelt, ihre edelen Bemühungen zu krönen; daß in den Augen einer aufgeklärten Vernunft, die Gaben des Geiſtes dem Reichthume, den Ehrenſtellen, und der Geburt, vorzuziehen ſind; daß ihre Herrſchaft die ganze Welt begreift; und daß ihr Nachruhm, die Gränzen des Grabes überſchreitet, auch keine anderen, als die Unſterblichkeit kennet.

Ende des funfzehnten Theils.

Verzeichniß

der in dieſem Theile befindlichen Materien.

Der 179 Brief.

Die Helfenbein = Küſte.

Die Lage dieſes Landes; Urſprung ſeiner Benennung: die Franz. Mißionnaire kommen nach Iſſini 3
Geſchichte des vorgegebenen Prinzen von Aniaba 4
Den Franzoſen wird erlaubet, in Iſſini ein Fort anzulegen: ihre Audienz bey dem Souveraine 5
Verfaſſung dieſes Landes: Beſchreibung des Königes, und ſeiner Weiber 6
Schickſal der neu angelegten Feſtung 7
Schilderung der Königinn v. Guiomré 8

Einer der ſchönſten Flüſſe beſtrömt das Königreich Iſſini 9
Beſchreibung der Hauptſtadt: zweyerley Nationen des Landes, die Iſſinier, und die Veteres 10
Die Republik der Kompas 12
Beſchreibung der Iſſinier: ihre Fehler 13
Ihre Art zu ſchwören: wie ſie ihre Staatsſachen abhandeln 14
Die Vornehmen heißen Cabaſchirs; ſie ſind die einzigen Reichen im Lande: wie die Iſſinier den Adelſtand erlangen 15
Beerdigungs-Ceremonien auf der Helfenbein-Küſte 16
Die Nation der Quaquas: warum ſie alſo heißen 17
Ihr Handel mit den Europäern 18
Ihr Mißtrauen wider dieſelben: was die Ceremonie des Eides iſt 19
Ihre Gemüthsbeſchaffenheit: ihre Weiber 21
Sie lieben das Tanzen: es macht einen Theil ihres Gottesdienſtes aus: Verehrung ihrer Souveraine, und Prieſter 22
Mäßigkeit der Schwarzen auf der Helfenbeinküſte; ihre Speiſen 23

Feuchtigkeit der Gegend an dem Fluſſe St. André: beſondere Eigenſchaft der Frucht Aßayaya 24
Ueberfluß an Rindviehe: Größe der Elephanten 25

Der 180 Brief.

Die Küſte von Malaguette.

Lage und Benennung dieſer Küſte: die Europäer kommen häufig dahin 26
Lächerliche Audienz, die der König von Seſtre, Peter, einem Engländer giebt 27
Der Franzoſen Errichtung in dieſem Lande 31
Urſprung der Portugieſiſchen Mülaters: die Einwohner von Seſtre 32
Sie machen ihre Nachbarn zu Sclaven, u. führen ſie den Europäern zu: des Königs von Seſtre Gewalt 33
Dieſer Völker Neigung zur Wolluſt: ſie überlaſſen ihre Weiber auch andern 34
Ihre Geſchicklichkeit Stahl zu härten: des Landes Ueberfluß an Reiß, und Pfeffer: die Pflanze Malaguette 35
Das Cap Meſurado. 36
Das Cap Monté: die Nation der Quojas 37

Wie die Ehebrecherinnen daſelbſt beſtrafet werden 38
Die Schulen in etlichen Provinzen dieſes Landes 39
Die Mägdgen haben ihre beſondere Schulen 40
Die Quojas lieben die Formalitäten: Gebräuche, wenn einer in des Königes Ungnade fällt 41
Der Fluß Mitomba: Verſchiedenheit der Einwohner des Landes: ihre Vorzüge 43
Ihre Lebensart 44
Das Königreich Barré: Ceremonie bey der Thronfolge: ingleichen bey der Wahl der Richter 45
Des Landes Erzeugungen und Clima: zweyerley Jahreszeiten 46
Mannigfaltigkeiten der Bäume: Vortreflichkeit des daſigen Weines 47
Beſchreibung des Flaſchenkürbisbaumes 48
Sierra-Leona, oder das Löwengebirge: es giebt daſelbſt eine große Menge Löwen: Beſchreibung dieſes Thieres 50
Ihr Aufenthalt: die Löwinn 51
Beſchaffenheit der Löwen in Lybien 52
Die Löwen können zahm gemacht werden 53
Wie ſie gefangen werden: die anderen wilden Thiere auf der Africaniſchen Küſte 55

Der

Der 181 Brief.

Senegal.

Die daſigen Einwohner, und ihre Eiferſucht 56
Audienz bey einem der Souveraine des Landes: Landesproducte: die Inſeln Bißao 57
Vortreflichkeit der größten dieſer Inſeln 58
Dieſer ihre Regirungsform: des Souverains leichte Art ſich zu bereichern 59
Der königliche Palaſt 60
Des Souverains Art Krieg zu führen: was der Bonbalon iſt 61
Thronfolge im Königreiche Bißao 63
Beſchaffenheit der Einwohner: die daſige Errichtung der Portugieſen: Namen der anderen benachbarten Inſeln 64
Die Stadt Cachao: ihre Häuſer 65
Lebensart der Einwohner: ihr nächtliches Herumſchweifen 66
Der daſigen Weiber Gebräuche: Eiferſucht der Portugieſen 69
Der Gambia Fluß; was die Flagge des Königes von Barra iſt 70
Menge der an beyden Ufern gelegenen kleinen Königreiche 71

Eine mit den Arabern handelnde unbekannte Nation 72
Das Königreich Yani: deſſen Einwohner haben einen Abſcheu vor den Europäern: Begebenheit mit einem Engländer 73
Der Engländer Factoreyen an dem Gambia Fluß: ihre vornehmſte Factorey heißt James-Fort; Ereignung mit dem Capitaine Maſſey 75
Die Factorey von Joal: der Engländer Verdrüßlichkeit mit dem Könige von Barſalli 76
Die Nation der Mandingos 77
Sie haben viele Sclaven: ihre Art zu grüßen 78
Unterthänigkeit ihrer Weiber: Ceremonie beym Heurathen: ſie bieten ihre Weiber den Europäern an 79
Die Guiriots, eine Art von Verſemacher 80
Die Mandingos bekennen ſich zur Mahometaniſchen Religion 81
Ihre Prieſter heißen Marabouts: ſie verkaufen Gris-Gris: einige der Mandingos ſind noch Götzendiener: einer ihrer Götzen heißt Mumbo-Jumbo: ſeine Beſtimmung 82
Die Könige der Madingos laßen ſich von ihren Weibern kützeln: ihre Rathsverſammlungen 85

Ihre

Ihre Macht und Eigenthum 86
Wie ſie den Europäern Sclaven verſchaffen 87
Die Mandingos erbauen vieles Wachs: die Nation der Oualofs 88
Ihre Fürſten ſind unverſchämte Bettler 89
Der Europäiſchen Factore Geſchenke; wie die Oualofs ihrem Souveraine die Aufwartung machen 90

Der 182 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Die Inſeln des grünen Vorgebirges: ſie gehören den Portugieſen 91
Sie bekennen ſich zur chriſtlichen Religion: ihre Anzahl: ihre Benennung: groſze Hitze, und ungeſunde Luft daſelbſt 92
Gählinge Kälte: die daſigen Producte 93
Regirungsform daſelbſt: der Haven von S. Jago 94
Die gröſzte Inſel iſt S. Jago: ihre Einwohner ſind Mülaters 95
Die Hauptſtadt S. Jago 96
Auch die Schwarzen werden zum geiſtlichen Stande erzogen: Des Statthalters von S. Jago Gerichtsbarkeit 97

Die Einwohner lieben die Europäiſche Kleidung, und kaufen ſie gern 98
Ihre Sprache: die Hauptſtadt, und andere Städte, und Dörfer von S. Jago ſind volkreich: die Inſel Mayo 99
Die Inſel S. Philippo, oder Fuego: die Inſel S. Juan 100
Die Inſeln Bonaviſta, della Salé, und die übrigen: das Capo Verde 102
Benennung dieſes Cap: ſeine Einwohner 103
Schönheit des Landes: die Stadt Ruſisco 104
Der Franzoſen Factorey daſelbſt: die Einwohner: ihre Weiber: dieſe Völker ſind ſehr arbeitſam 105
Unerträgliche Hitze, und übeler Geruch zu Ruſisco 106
Die daſigen Producte: die in der Gegend wohnenden Sereres ſind eine unabhängige Nation 107
Die anderen um Capo Verde gelegenen Länder 108
Die Inſel Goree: ihre verſchiedenen Beſitzer: die Franz. Compagnie von Senegal bemächtigte ſich ihrer 109
Ihre Lage und erhaltene Verbeſſerung 110
Die daſige Statthalterſchaft, u. Factoreyen 111

Die Königreiche Kagor, Baol, und Salum: wichtiger Sclavenhandel 112
Der dafür vertauſchten Waaren Benennung, als, Makaton, das ſilberne Horn, Mortodes, u. a. 113
Der Franzoſen vermeynter Vorzug im Handel mit dieſen Schwarzen 114
Weiße Ameiſen, Vagvagues genennt, plagen die Einwohner erbärmlich: unzählige Menge Fiſche auf dieſer Küſte 117
Das Trockenen der Fiſche zieht viele wilde Thiere herbey 118
Merkwürdige Beobachtungen über die daſigen Fiſche 119
Beſchreibung einer Feuerſäule 120
Die Auſtern ſammelt man von den Bäumen 121
Großer Schade, den die Heuſchrecken in Capo Verde anrichten 122
Der Einwohner von Senegal Hochachtung für die Schlangen 123

Der 183 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Weg nach dem Fort St. Louis 124
Falken auf dem See der Sereres: der Schwarzen Verehrung dieſes Vogels:

das Dorf Makaya, eine Reſidenz des Damel 125
Audienz bey dieſem Fürſten 126
Die Vielweiberey iſt in dem Lande eingeführt 127
Die Armee des Königes: wie er ſie muſtert 129
Die Stadt Biurt: aller Handel geſchieht daſelbſt durch die Weiber 131
Beſchreibung des Fluſſes Senegal: ſein Urſprung 132
Er theilet ſich in zwey Flüſſe, den Senegal, und Gambia: ſein Lauf 133
An ſeiner Mündung iſt eine gefährliche Sandbank 134
Viele kleine Inſeln dieſes Fluſſes: die Inſel St. Louis liegt mitten im Fluſſe: ſie iſt der Hauptort der Franz. Handels-Compagnie: ihre Beſchreibung 136
Ihre Stadt 137
Ihr Fort 138
Des Statthalters Anſehen auf der Inſel Senegal: wie er die daſigen Könige empfängt, wenn er ihnen Audienz giebt 139
Anrede eines dieſer Könige bey der Audienz 140
Die daſigen Könige führen den Titel, Brak: was er bedeutet 142

Beſuch zweyer Schweſtern des Königes bey dem Statthalter 144
Ein anderer Beſuch der erſten Gemahlinn des Monarchen bey demſelben 145
Des Statthalters Entſcheidung eines Proceſſes, als er bey dem Brak Audienz hatte 147
Eine Gegend am Ufer des Senegal, die Wüſte genennt: es wird daſelbſt Gummi gefunden: wichtiger Handel damit: er wird Gummi von Senegal, oder Arabiſcher Gummi genennet 148
Seine Güte, Eigenſchaften, u. Gebrauch 149
Der Baum, der ihn giebt: Einſammlung des Gummi 150
Der See Kagor: Raubvögel daſelbſt: die Pompions, eine Art Melonen 151
Unerachtet der großen Fruchtbarkeit dieſes Landes, wird es oft mit Hungersnoth heimgeſuchet 152

Der 184 Brief.

Fortſetzung von Senegal.

Die Staaten des Siratik, Königes der Foules: Empfang des Statthalters an daſigem Hofe 152

Ein veranſtalteter Ball, Folgar genennt 153
Die Vornehmen halten Ballette zu Pferde 155
Palaſt des Siratik: Erneuerung des Bündniſſes zwiſchen dem Siratik, und den Franzoſen 156
Bey einer Audienz ſchlägt die Königinn dem Siratik vor, er ſolle eine der jungen Prinzeſſinn den Statthalter heurathen laſſen 158
Des Königes Reiſe nach einem ſeiner anderen Paläſte 159
Des Siratik Armee 160
Die Thronfolge in dem Königreiche der Foules: Größe dieſes Königreiches 161
Die vornehmſten Oerter und Inſeln, längſt dem Senegalfluſſe 162
Die Reſidenz des Siratik iſt die Hauptſtadt Agnan: vortrefliche Ausſichten auf beyden Seiten des Senegal: wie die daſigen Vögel ihre Neſter bauen: luſtiger Anblick der Affen 163
Schilderung des Königes der Foules 164
Wie der Siratik ſeinen Völkern Recht ſpricht 165
Der Foules Farbe, Geſtalt, und übrige Eigenſchaften 166
Ihre Weiber 167

Das

Das Königreich Galam: der Franzoſen daſiger ſonderbarer Verkehr 168

Vortrefliches Flügelwerk in daſigen Gegenden: die Reſidenz des Königes von Galam, Tuabo: ungeheuere Inſel in dem Fluſſe Falemé 169

Reichthümer des Königreichs Bambouk: der Franzoſen Bemühung dieſes Land zu entdecken 170

Bambouk hat keinen König: die Häupter ihrer Dörfer heißen, Farim 171

Man ſieht daſelbſt weiße Amſeln, u. grüne Tauben: ein gewiſſer Baum giebt die Bamboukbutter: die Goldgruben dieſes Landes 172

Die Stadt Dramanet, im Königreiche Galam: ihre Einwohner ſind geſchickte Handelsleute: der Tarif ihrer Waaren: was man Morfil nennet 173

Größe des Königreichs Galam: der Waſſerfall von Felu: der Waſſerfall von Govine: Gemüthsbeſchaffenheit der Einwohner von Galam 174

Das Königreich Caſſon: des Königes Reſidenz: ſeine Macht: des Landes Producte: unbekannte Quelle des Senegal:

merk-

merkwürdige Gebräuche daſiger Gegenden 175
Sonderbare Operation an den jungen Mägdgen: ein Götze daſiger Völker, Horey genennt: er ſteht der Ceremonie der Beſchneidung vor 176
Lebensart der Marabouts 177
Wie ſehr ſie verehret werden: ihre Unterweiſung der Kinder: ihre Predigten 179
Sie verfertigen Gris-Gris: die verſchiedenen Sprachen um den Senegal, und Gambia 180
Religion der Schwarzen am Senegal 181
Couſcou, eine Art von Speiſen dieſer Schwarzen 182
Sanglet eine andere Art Speiſe: Tamarindenbäume am Senegal 183
Das Dorf, und Inſel, Sor 184
Die daſigen kleinen Flüſſe heißen Marigots: wie man ſich über dieſe Flüſſe ſetzen läßt 185
Eine Art Kürbiſſe, Giromons genennt: die Pflanze Guerakiao: beſondere Größe eines Baumes, das Affenbrod genennt 186
Beſchreibung des Vogels Straus 188
Seine Vermehrung, und Eyer 189

Wie er ſeine Eyer ausbrütet: wie er gejaget wird 190
Ein Fiſch im Senegal, der Zitterer genennt 191
Der Hay, oder Seehund, ein anderer Fiſch 192
Wie er gefangen wird 194
Sein Fleiſch, Fett, und Zähne 196
Der Pelican, ein anderer merkwürdiger Vogel des Senegal 197

Der 185 Brief.

Die Canariſchen Inſeln.

Beſchreibung der Seekrankheit 199
Fliegende Fiſche 200
Das Leuchten der See bey Nacht: die Inſel Arguin 201
Sie wird von den Portugieſen entdecket, und ein Fort angeleget: ihre verſchiedenen Beſitzer 202
Die Canariſchen Inſeln: die Inſel Ferro, wovon die Franzoſen ihren Meridianum anrechnen 203
Fabel von einem Wunderbaume auf dieſer Inſel: ein Feuerſpeyender Berg daſelbſt: woher die Canariſchen In-

ſeln ihren Namen haben: ihre erſten Bewohner 204
Dieſe hießen Gůanches: ihre Beſchreibung 205
Sie wußten ihre Toden vortreflich einzubalſamiren 206
Die Prieſter waren in dem Beſitze dieſes Geheimniſſes: die Jngredienzien, die dazu kamen 207
Die Canariſchen Jnſeln ſind lange Zeit unbekannt geblieben 208
Die Spanier haben ſie entdecket, und nach verſchiedenen Verånderungen endlich behauptet: ein gewiſſes Fårbekraut daſelbſt, Orchel genennt: die Canarier bekennen ſich zum Chriſtenthume 209
Anzahl dieſer Jnſeln: Canaria iſt die reichſte: ihre Hauptſtadt, Ciudad de las Palmas 210
Menge von Zuckerſiedereyen daſelbſt: die Jnſel Teneriffa: ihre Producte: hier wåchſt der Canarienſect, und Malveſierwein 211
Pflegung dieſer Weinberge: der berůhmte Berg Pico auf dieſer Jnſel 212
Laguna die Hauptſtadt der Jnſel 215
Das Clima, und Vieh auf dieſer Jnſel: die Canarienvőgel: der Baum, der das Drachenblut giebt 216

Die Häven der Inſel: Fiſcherey der häufigen Makerellen daſelbſt 217
Die Inſel Gomera 218
Der Palmenſect auf der Inſel Palma: die Inſeln Lancerotta, und Fuerta-Ventura: die beſonderen Producte einer jeden dieſer Inſeln: die Spanier habe zu erſt die Weinſtöcke daſelbſt gepflanzet 219
Die Inſel Madera: Eigenſchaft des Maderaweines 220
Zweyerley Sorten dieſes Weines: die Portugieſen haben Madera entdeckt 221
Die Hauptſtadt Funchal 222
Ihre Einwohner: Fruchtbarkeit des Landes 223
Lebensart, und Laſter der Einwohner 224
Sie verſtatten den Ketzern kein Begräbniß 225
Die Azoriſchen Inſeln: die dahin gehörigen Inſeln Pico, und Fayal: letzterer Inſel vortreflicher Anblick: ihre Stadt, Feſtung, und Einwohner 226
Clima der Inſel Fayal: der Erdbeerbaum daſelbſt 227
Ein Volcan daſelbſt: die Inſel Pico bekommt ihren Namen von einem hohen Berge daſelbſt 228

Der

Der Weinbau daſelbſt: die Inſel Tercera: ihre Hauptſtadt, Angra, nebſt dem Haven 229
Die daſigen Einwohner 230
Die übrigen Azoriſchen Inſeln: die Portugieſen ſind Beſitzer davon 231
Große Menge Habichte daſelbſt: die Portugieſen rechnen ihren erſten Meridianum von dem Azoriſchen Pico an 232
Eine auf der Inſel Corvo gefundene merkwürdige Bildſäule: Beſchreibung eines erlittenen Sturmes 233
Urſache, warum in dem bisher beſchriebenen Theile von Africa kein Denkmal des Alterthums zu finden iſt 236
Götzendienſt der alten Africaner: die verſchiedenen Völker, die ſich in alten Zeiten in Africa niedergelaſſen haben 237
Die vornehmſten Berge, Vorgebirge, und Flüſſe in Africa 238

Der 186. Brief.

Portugal.

Die Stadt Caſcaes: lächerliche Geſchichte, die einem ehemaligen Beſitzer dieſes Orts begegnet iſt 239

Das Vorgebirge Cintra, ehedem de la Luna 241
Außerordentlich große Steine daſelbſt: ein Waſſerbehältniß aus dem Alterthume: ſchönes Thal; und das königl. Schloß Cintra 242
Mündung, und Einfahrten des Tejo 243
Die beyden zur Bedeckung der Einfahrt angelegten Forts 244
Das Schloß zu Behlem: das daſige Kloſter iſt der Begräbnißort der Könige von Portugal: Beſchreibung dieſes Kloſters 245
Schöne Ausſicht auf dem Tejo 247
Schlechte Wirthshäuſer in Liſſabon: wie ein Fremder ſich einmiethet 248
Uebrige Einrichtung eines Fremden in Liſſabon 249
Die warmen Bäder bey Leiria: zu beobachtende Diät in Liſſabon 250
Die alten Bewohner von Portugal 251
Urſprung des Namens Portugal: ſein erſter König 252
Portugieſiſches Wappen: der Ritterorden von Chriſt 253
Die berühmte Agnes von Caſtro: der Schwerd-Orden: woher der Name Cruzados entſtanden: Entdeckungen in Oſtindien 254

Errichtung des Inquiſitionsgerichts: Erdbeben im Jahre 1531 255
Begebenheit des vorgegebenen Königes, Don Sebaſtian 257
Der König von Spanien, Philipp II. bemächtiget ſich des Portugieſiſchen Thrones 262
Schlacht bey der Azoriſchen Inſel, St. Michael: geheime Geſchichte des Don Antonio von Portugal, von Me. St. Onge 263
Des Königes von Spanien erlangte Vortheile durch die Erober. von Portugal 265
Die Vereinigung beyder Kronen wird endlich Spanien nachtheilig: der Portugieſen Haß wider die Spanier: Portugal empöret ſich, und wählt den Herzog von Braganza zum Könige 266

Der 187 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Beſchaffenheit von Portugal vor d. J. 1754: die Engländer liefern den Portugieſen die meiſten Bedürfniſſe 269
Unthätigkeit der Portugieſen 270
Urſache davon 271

Portugals erſchöpfte Einkünfte: ſein ganzer heutiger Reichthum: Ertrag der Braſilianiſchen Goldminen 272
Der Stadt Liſſabon Lage, und Eintheilung 273
Die Königliche Kapelle iſt der Sitz des Patriarchen: Errichtung des Patriarchats: Pracht, und Anſehen des Patriarchen 274
Prächtige Proceſſion am Fronleichnams-Feſte 275
Beſchreibung von Liſſabon 277
Die Cathedralkirche 278
Die Dominikanerkirche iſt die ſchönſte in Liſſabon: der Palaſt für das Inquiſitionsgericht 279
Dieſes Gericht iſt ſouverain: verſchiedene Meynungen wegen Errichtung dieſes Tribunals 280
Die Kirche der Barmherzigkeit: die daſelbſt geſtiftete Brüderſchaft 283
Verſchiedene andere Kirchen: Rangſtreit in einem Nonnenkloſter wegen zweyer Heiligen 285
Erfolgte Thätigkeiten wegen dieſes Streites 286
Ordenshäuſer in Liſſabon: der Jeſuiten: der Franciſcaner 287
Carmeliterkloſter: der königliche Palaſt 288

Die königliche Bibliothek 290
Auslegung der Kaufmannswaaren in dem königl. Palaſte: ſchlechte Erleuchtung deſſelben 291
Das Zollhaus: deſſen Verpachtung: welche Waaren einzuführen verboten ſind 292
Das Haus der Sclaven 293
Der große Platz var dem königlichen Palaſte: der Markt, der Fluß genennt 294
Die Fleiſchbänke: das Rathhaus 295
Ein anderer großer Platz zu den Jahrmärkten, Ruſſio genennt: die ſieben Hügel von Liſſabon: die Citadelle 296
Unbequemlichkeit von Liſſabon: es giebt in den Häuſern keine Abtritte 297
Luft, Waſſer, Lebensmittel, in Liſſabon: Beſchaffenheit der Gelehrſamkeit 298
Die Univerſität zu Coimbra: das Recht, und die Medicin, werden vorzüglich getrieben 299
Die Juden ſind darinnen am geſchickteſten 300
Wie ſchlecht die Kanzelberedſamkeit in Portugal beſchaffen iſt 301
Die Portugieſiſche Sprache: eine Academie der Geſchichte: ihr ſchlechter Erfolg 302
Der Portugieſen Fähigkeit zur Dichtkunſt: errichtete Privatacademien: ihre dramatiſchen Dichter 303

Errich-

Errichtete Oper in Liſſabon: die Tragödien 304
Geſchichte der Agnes von Caſtro 305

Der 188 Brief.
Fortſetzung von Portugal.

Character der Portugieſen 307
Die Handlung iſt bey ihnen weit getrieben worden, haben ſie aber verloren 309
Die Gewalt des Königes: die eingeſchränkte Gewalt der Inquiſition 310
König Johannes V. hatte ſeinem Miniſter große Gewalt anvertrauet: wie letzterer öffentliche Audienz gab 311
Des Monarchen Audienzen 313
Die ihm überreichte Bittſchriften: Audienz für die Damen 314
Wie der König dem ſtraffälligen Adel begegnete 315
Polizey in Liſſabon 316
Beſchreibung eines Auto = de = Fé 317
Die Jüdiſche Religion wird von der Inquiſition am härteſten verfolgt: ſie bemächtiget ſich der Güter der Verbrecher 321
Die Luſtbarkeiten bey einem Auto = de = Fé 322
Der Umgang mit dem Frauenzimmer in Portugal 323

Der Weiber große Vertraulichkeit mit den Mönchen 324
Stiergefechte in Portugal 325
Anſtalten zu dieſem Feſte 326
Beſchreibung des Stiergefechtes 328
Der Spanier große Neigung zu dieſen Feſten 335
Die Päpſte haben dieſes barbariſche Vergnügen abzubringen geſucht: Vertheidigung deſſelben 336

Der 189 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Beſchreibung der nördlichſten Provinz, Entre Minho e Douro 338
Die Stadt Monzao: die berühmte Stadt Porto 339
Der daſige Gerichtshof 340
Die Cathedralkirche: Errichtung des Patriarchats in Portugal 341
Hoheit und Anſehen dieſer Würde: prächtiger Aufzug des Patriarchen 343
Dieſe Würde könnte dem päpſtlichen Stuhle nachtheilig werden 345
Koſtbarer Damm in Porto: Academien daſelbſt: ſchlechter Zuſtand des Portugieſiſchen Seeweſens: deſſen Verbeſſerung 346

Heutige Seemacht, und Handel: eine geſtiftete Handlungsgeſellſchaft 347
Eine dergleichen andere, für Para, und Maranhan 349
Schöne Gebäude in Porto: große Menge geiſtliche Stiftungen: unordentliche Lebensart in den Klöſtern 350
Das Kloſter Olivelas: die bekannten Portugieſiſchen Briefe ſind daſelbſt geſchrieben worden: Befeſtigung der Stadt Porto 351
Die Stadt Guimaranes, Reſidenz der alten Könige 352
Die daſige Stiftskirche 353
Begebenheit, wie weit der Portugieſen Eiferſucht geht 354
Die Weiber leben ſehr einſam 355
Des Portugieſiſchen Frauenzimmers Eigenſchaften: die Stadt Braga: ſie iſt der Sitz eines Erzbisthums: der Erzbiſchof will Primas von Spanien ſeyn 356
Beſonderes Vorrecht der Weiber von Braga 357
Die Benedictiner-Abtey des heil. Martin von Tibaens: die daſige Bibliothek: Anmerkungen über die Portugieſiſche Litteratur 358

Es giebt in Portugal keine gelehrten Journale: Portugieſiſche Schriftſteller aus verſchiedenen Claſſen der Wiſſenſchaften: in der Gottesgelahrheit 359
In der Rechtsgelahrheit 362
In der Arzeneywiſſenſchaft 363
In der Philoſophie 365
In der Schiffskunſt, und Geographie 367
In der Hiſtorie 368
In Portugal ſchreibt man keine Zeitungen 369
Schriftſteller in der Grammatik 370
In der Beredſamkeit 371
In der Dichtkunſt 372
In der Dramatik 374
In der Bücherkenntniß 376
In der Portugieſiſchen Litteratur überhaupt 377
Verfaſſung der Wiſſenſchaften in Portugal: der Portugieſiſche Adel fängt an, ſich ſowohl in den Wiſſenſchaften, als Waffen, hervorzuthun 383
Auch die Vornehmen unter dem weiblichen Geſchlechte lieben die Wiſſenſchaften 384

Der 190 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Die Provinz Beira: ihre vornehmſten Städte: Aveiro: Coimbra 385

Die

Die Univerſität zu Coimbra: das daſige Inquiſitionsgericht 386
Prächtige Gebäude in Coimbra 387
Wo die erſte Münze in Portugal iſt geſchlagen worden: wo es heutiges Tages geſchieht: 388
Nach was für Gelde die Portugieſen itzt rechnen: älteſte goldne Münze in Portugal 389
Aelteſte Silbermünze daſelbſt: eine ehemalige goldene Münze, Cruzado genennt 390
Man präget auch itzt noch ſilberne Cruſaden: Sorten der alten goldenen Münzen: der neueren: alles guthaltige Silbergeld iſt itzt in Portugal ſehr rar 391
Unreinlichkeit in den Wirthshäuſern, und unter dem gemeinen Volke, zu Coimbra 392
Geſtalt und Anzug des Portugieſiſchen Frauenzimmers: Kleidung der Mannsperſonen 395
Uebrige Lebensart des Frauenzimmers: wunderthätiger Brunnen zu Coimbra 396
Berühmter See zu Eſtrella: der Portugieſen Aberglauben dabey 397
Liſſabon wird von da her mit Eiſe verſorget: der Flecken Cavilham 399

Ehemalige Fabriken daſelbſt: politiſche Urſachen, warum man keine Manufacturen in Portugal anlegt 400
Ingleichen keine Bergwerke bauet 401
Welche Nationen den Portugieſen die nöthigen Bedürfniſſe zuführen 402
Der Handel der Portugieſiſchen Kaufleute iſt ſehr eingeſchränkt 403
Die Engländer erwerben großes Vermögen in Portugal 404
Der Franzöſiſche Handel in Portugal iſt ſehr gefallen 405
Vorrechte der Conſuls fremder Nationen 406
Der Engländer, und Holländer Handlungshäuſer in Braſilien: die Engliſchen nach Liſſabon gehende Packetboote 407
Die Provinz Eſtremadura: ihre vornehmſten Städte: der Chriſtorden in Portugal 408
Die daſigen Maltheſer = Ritter: die Stadt Santaren 409
Wo die Apfeldeſinen = Bäume wachſen: der Patriarch von Portugal entſcheidet ſchwierige Heurathen 410

Frey=

Freyheit der Mägdchen, ſich zu verheurathen 411
Die jungen Leute in Portugal halten ſich gemeiniglich Maitreſſen 412
Ihre unehelichen Kinder können auch erben: Erbfolge unter dem Adel 413
Verſchiedene Claſſen des Adels: ihre Titel ſind nicht allezeit erblich 414
In dem bürgerlichen Stande werden die Kinder zum Kloſterleben gezwungen 415
Das berühmte Kloſter, und der königliche Palaſt zu Maffra 416
Die Stadt Setubal 417
Daſelbſt wird vieles Salz verfertiget: die übrigen Vorzüge dieſer Gegend: die Provinz Alem-Tejo: die darinnen gelegene Stadt Eſtremos iſt durch einen Sieg über die Spanier berühmt 418
Die Stadt Ebora 419
Villa-Viſoza: Elvas: nöthige Vorſicht, wenn man in Portugal reiſet 420
Elvas iſt eine der beſten Feſtungen: groſſes Waſſerbehältniß daſelbſt: die Provinz Algarve; ihre vornehmſten Städte 421

Der

Der 191 Brief.

Fortſetzung von Portugal.

Urſprung von Liſſabon: das Fort S. Julian, an der Mündung des Tejo: der königl. Palaſt zu Belem 422
Die daſige Kapelle iſt ein Meiſterſtück der Baukunſt: der Haven zu Liſſabon: die Franzoſen haben in Liſſabon ein Kloſter, und eine Kirche 423
Der Schiffwerft daſelbſt 425
Ein Zuchthaus, die Galere genennt 426
Die Landhäuſer, oder Quintas, um Liſſabon 427
Die Beſchaffenheit des Clima 428
Mangel an Getreide: die Bevölkerung: die Lebensmittel 429
Die dieſerwegen eingeführte Policey: Menge der Fiſche, und beſonders der Sardellen 430
Prächtige Waſſerleitung in Liſſabon 431
Miethzins und Einrichtung der Häuſer: die Häuſer der Vornehmen 432
Lebensart des Königes, und der Königinn 433
Pracht des Hofes an den königlichen Geburtstagen 436

Cere-

Ceremoniel bey Privataudienzen: Lebensart der königlichen Familie 437
Eintheilung des Adels: Vorzug des Titels Don 438
Hofſtaat des Königes, und der Königinn 439
Armuth des Adels: große Menge ihrer Bedienten 440
Menge der Schwarzen in dieſer Hauptſtadt: ſchlechte Beſchaffenheit der Gefängniſſe 441
Der Erzbiſchof von Evora iſt das Oberhaupt der Juſtiz im ganzen Königreiche: das höchſte Reichsgerichte heißt Deſembargo do Pazo 442
Die übrigen Tribunale in Liſſabon 443
Die Inquiſition 445
Schlechte Juſtizverwaltung: inſonderheit in peinlichen Fällen 446
Große Ehrfurcht der Portugieſen für ihre Heiligen 447
Wie ſehr die Juden eingeſchränkt ſind 448
Die äußerlichen Religionsübungen werden in Portugal ſchlecht beobachtet 450
Dennoch aber mit vieler Pracht, inſonderheit, wenn der Patriarch das hohe Amt hält 451

Ein=

Einkünfte des Königes von Portugal: desſen Thronfolge; die herrſchende Religion: ehemalige Verſammlung der Landesſtände 452
Merkwürdige Pflanze in Portugal, die Fliege genennt 453

Nachtrag

zu den vorhergehenden Briefen.

Beſchreibung des Erdbebens von Liſſabon, im Jahre 1755 454
Die vortreflichen Anſtalten des Königes dabey 463
Seine Freygebigkeit 464
Wohnungen für das Volk 465
Ruhmwürdige Sorgfalt des Staatsminiſters, des Hrn. von Carvalho 466
Sein Lebenslauf 468
Ungewißheit der Anzahl der ſämtlichen Einwohner in Liſſabon 472
Anzahl der verunglückten Einwohner: warum ſo viele vom dem gemeinen Volke umgekommen ſind 473
Große Menge der eingeſtürzten Gebäude 474
Berechnung des erlittenen Schadens 475

Des

Des Erdbebens verſchiedene Wirkung unter der Kaufmannſchaft 476
Beurtheilung dieſes Unglücks nach politiſchen Gründen 478
Vorurtheile der Portugieſen ihrer Handlung wegen 479
Die übrigen Provinzen des Königreiches ſind von dem Erdbeben ebenfalls heimgeſuchet worden 481
Desgleichen ein Theil von Spanien 482
Der junge Racine iſt daſelbſt mit umgekommen 483
Africa hat das Erdbeben auch empfunden 484
Muthmaſungen der Urſachen dieſer ſchrecklichen Naturereignung 485
Noch eine andere Urſache 489
Kennzeichen der Erdbeben 490
Wie man ihnen zuvorkommen kann 491
Geſchichte der Verſchwörung wider das Leben des Königes 493
Man entdecket die Häupter der Verſchwörung 495
Ihre Hinrichtung 499
Die Jeſuiten haben Antheil an dem Königsmorde 501
Der Staatsminiſter wendet alle dieſe Begebenheiten zum Vortheile des Kö-

niges

niges an: itzige Verfaſſung der Truppen 504
Die Wiederaufbauung von Liſſabon 506
Die Errichtung eines Collegium für Adeliche: Freyſchulen: des Miniſters Sorgfalt für die künftige Erziehung der Jugend 508
Seine Neigung zu den Wiſſenſchaften 509

Man leſe:

S.	Z.		S.	Z.	
23	3	ſind.	254	27	Jahrhundertes
28	11	farbiger	271	20	Armee
50	3	wo	277	1	277
57	18	hier	292	25	werden
59	25	erſtreckt	294	14	ſchönen
76	17	fährt,	302	3	ſey
86	5	Meynungen	308	9	Fehler durch
110	16	Anlanden	312	8	wenn er
121	4	gerade	313	12	hatte;
132	5	der	323	23	nehmenden
183	18	Gattung,	359	9	entfernten
199	29	N. 4.	361	27	Antonio des Reys
223	22	Oertern	367	12	dos Santos
224	8	welche	378	14	Werke
224	10	Gegenſtände doch	379	5	Schriften

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 16

Leipzig (1776)

It.coll. 215 h-15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465879-3
VD18 80353835-001